This is a reproduction of a library book that was digitized by Google as part of an ongoing effort to preserve the information in books and make it universally accessible.

Google books

https://books.google.com

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

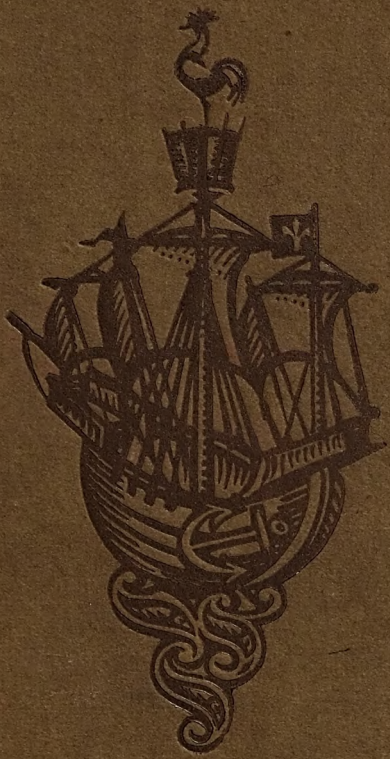
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



Digitized by Google

THE LIBRARY
OF
THE UNIVERSITY
OF CALIFORNIA
DAVIS

2 Bde

13
9,75

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Märchen der Weltliteratur

Herausgegeben von
Friedrich von der Leyen und Paul Zaunert
Buchausstattung von F. H. Ehmcke

LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
DAVIS
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Der mærchen erster teil

Digitized by Google

Französische Volksmärchen

Aus älteren Quellen

[illegible]

Übersetzt von Ernst Tegethoff
Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena 1923

Digitized by Google

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten. Copyright 1923 by Eugen Diederichs Verlag in Jena

Digitized by Google

Einleitung

Geschichte des französischen Märchens

Die Kultur des Abendlandes, welche heute rettungslos und müde wie ein welker Greis zu Grabe sinkt, erinnert sich gern ihrer Kindheitstage, die goldumstrahlt wie die Gletscher bei Sonnenuntergang in das hereinbrechende Dunkel herüberleuchten. Die Völker des Abendlandes hatten eine wilde Knabenzeit: raufluſtig und grauſam, wie Knaben einmal ſind, traten ſie auf das Welttheater und erledigten mit ein paar Fauſtſchlägen die hohl und faul gewordene Antike. Der Zweck des Lebens war der Heldenſang vom lächelnd ertragenen Tod, und jenſeits des blutigen Walſtattdunſtes leuchtete der Nachruhm. Dieſe wilden Burſchen hörten nicht gern auf die Märchen, welche als Schöpfungen abendlicher Abſpannung und Ruhe eine gleichmäßige Heiterkeit, eine gewiſſe Müdigkeit der Seele und eine unbeſtimmte Tatenloſigkeit vorausſetzen. Und dennoch kannten auch die alten Germanen eine beträchtliche Anzahl jener Motive, die, aus den Anſchauungen und Gebräuchen der Urzeit geboren, ſich je nach der Art der Kompoſition und Bindung in örtlicher und zeitlicher Hinſicht zu Mythus, Sage oder Märchen zuſammenſchloſſen. Ja, wir können aus den geringen Reſten altgermaniſcher Epik, die uns ein gütiges Geſchick erhalten hat, auf das Beſtehen bereits fertiger Märchen im germaniſchen Altertum ſchließen. Es waren dies ſolche Märchen, die der Abenteuerluſt und dem Tatendrang der Zeit entgegenkamen, wie das vom Bärenſohn, der in die Unterwelt dringt und dort eine Jungfrau von einem hütenden Drachen befreit; weiterhin ſolche, die ihren Stoff aus dem Alltagsleben dieſer wilden Jahrhunderte nahmen: die von herrſchſüchtigen Frauen und treuloſen Ratgebern erzählten, wie jenes von der unſchuldig verklagten und gerichteten Königin, deren Unſchuld ſich dann doch offenbart, von der Braut, die einer falſchen weichen mußte und dann doch wieder zu ihren Rechten kommt, von der trotzigen Jungfrau, die dann doch

Digitized by Google

bezwungen wird. Die goldene Ferne lockte, und diese wilden Knaben traten aus dem Nebel ihrer Urwälder heraus, überschritten den Rhein und wandten sich zu den rebenumsäumten Hügeln der Marne und Oise, das Reich des Syagrius brach zusammen, und der germanische Bauernkönig residierte in Soissons. Doch wurden die Unterworfenen milde behandelt, und so kam es, daß jede Neigung zu nationalen Gegensätzen im Keime erstickt wurde. Frankreich wurde der Brennpunkt dieser jungen Kultur. Hier kreuzten sich Einflüsse der verschiedensten Art: die Sagen und Märchen der Antike lebten in den Trümmern der Römerstädte fort, die keltische Urbevölkerung bewahrte ihre Erzählungsstoffe, welche, im ewigen Nebel der Sümpfe und des Nordseegestades erwachsen, die gigantischen und grotesken Formen eines Nebelbildes zeigen und zugleich die leise Wehmut und dann wieder die ausgelassene Lustigkeit des keltischen Stammes mitbringen. Die noch heute in Frankreich fortlebenden Geschichten von Midas, von Polyphem und von Perseus und Andromeda, von den Sirenen und vom Orkus weisen auf die Antike, während die keltische Feenwelt weit über Frankreichs Grenzen hinausgedrungen ist. Zu dieser Doppelheit kamen als dritter Faktor die erobernden Franken, welche, als Träger der neuen Kultur berufen, die Dämonen und die Sagen der endlosen Wälder ihrer Heimat mit in das sonnige Frankreich brachten. Diese drei Bestandteile mischten sich zu jenem stark individuell ausgeprägten Gesamtbild, das im mittelalterlichen Frankreich der literarischen Kultur Europas ihre Eigenart verlieh. Auf neufränkischem Boden entstand wahrscheinlich zur Völkerwanderungszeit die Wielandsage, die auf eine Erzählung aus dem weitverbreiteten Kreis von der gestörten Mahrtenehe zurückgeht, vielleicht auch die Siegfriedsage, welche mit Erinnerungen aus der fränkischen Geschichte die Umrisse des Bärensohnmärchens verband. Auf fränkische Entstehung weist das berühmte Märchen vom Machandelboom, das, einer Episode der Wielandsage nahe verwandt, jene blutige Zeit am besten widerspiegelt. Auch der Verschlingungs-

Digitized by Google

mythus von Rotkäppchen hat in Frankreich Züge bewahrt, die in ihrem Kannibalismus weit über tausend Jahre über die klassische Erzählung Perraults zurückgehen; vielleicht darf man auch das Märchen vom singenden Knochen der fränkischen Völkerwanderungszeit zurechnen.

Aus den Knabenjahren der Völkerwanderung traten die Bewohner Frankreichs, umhüllt vom schützenden Mantel der Mutter Kirche, in das Mittelalter, die Jünglingszeit unserer Kulturepoche. Gewiß, das Mittelalter hatte seine dunkeln Schatten, aber heute, da wir auf diese Zeit mit der Wehmut des Todgeweihten zurückblicken, haben wir das Recht, nur noch das Licht zu sehen, und wir trinken es mit vollen Zügen, ehe wir den Becher ins Meer werfen. Es war die Zeit der ersten Liebe. Wie Nachtigallenruf in Sommernächten dringt das Lied der Troubadours in unsere Maschinenzeit herüber, auch das Gebiet des Religiösen nahm der Minnesang in Anspruch, die Mystik redete die Sprache der weltlichen Liebe: irdische und himmlische Liebe wurden eins. Es war die Zeit der hohen und stolzen Frauen, die mit großen blauen Augen von den Zinnen ihrer Burgen nach ihren fernen Geliebten Ausschau hielten, die mit langen, wehenden Schleiern winkten, und, wenn sie durch die Felder gingen, beugten sich die Margueriten und Schlüsselblumen vor ihnen. Es war die Zeit, da das ferne Wunderland des Ostens lockte und da hinter Arabiens Wüstensand das irdische Paradies, das reiche Indien, auftauchte. Das Märchen wurde zum Leben und das Leben zum Märchen. Das Märchen nimmt die Farben der Zeit an: das weitaus beliebteste Märchen des Mittelalters war das vom Goldener, jenem Helden, der in Verachtung und Niedrigkeit aufwächst und dann als Ritter auf weißem Roß in strahlender Rüstung in dreitägigem Turnier die Hand der Königstochter erringt. Die Dichtungen von Aiol, von Elie de St. Gilles, Beuve de Hamtoune, Gautier d'Aupais, Mainet, Jourdain de Blaivies und Robert dem Teufel reden von der Beliebtheit dieses Stoffes, dessen Ursprung uns noch unbekannt ist. Daneben finden wir im altfranzösischen Hel-

Digitized by Google

denepos jene Stoffe wieder, die wir für germanisch hielten. Das Märchen von der unschuldig leidenden Königin fand in England noch während der Völkerwanderungszeit einen literarischen Niederschlag in den Sagen von Offa und Aella. Die Normannen, die so vielfach als Vermittler germanischer und romanischer Kultur eine Rolle gespielt haben, verpflanzten das Märchen nach Frankreich: es begegnet zuerst in der Chronik des Anglonormannen Trivet, später in der „Manekine" des Philipp von Beaumanoir und im Volksbuch von der schönen Helene. Nahe verwandt sind ihm die Crescentialegende und die Erzählung von der Gattin Karls des Großen. Ein anderer Zweig des gleichen Märchenstammes war berufen, nach Aufnahme eines keltischen Reises die Vorgeschichte des Lohengrinepos zu bilden. Die untergeschobene Braut begegnet in der Berthasage, welche, vielleicht deutscher Herkunft, von einem Spielmann Adenet le roi mannigfach umgebildet, in französische Verse gebracht wurde. Das Bärensohnmärchen scheint die Grundlage der Chanson de geste von Huon von Bordeaux zu sein, und der Drosselbarttypus erscheint in der verlorenen französischen Quelle der skandinavischen Clarussaga. Wenn germanische Märchen in der Hauptsache Verwendung in den Chansons de geste fanden, so beruht die um ein Jahrhundert später einsetzende höfische Epik im wesentlichen auf keltisch-bretonischer Grundlage. Doch steht der ritterliche Dichter dem Märchen schon nicht mehr so naiv gegenüber wie der jougleor. Chrétien von Troyes, der bedeutendste Vertreter höfischer Dichtungsart, bietet in der Hauptsache Gedankendichtung, ihm schwebte zuerst der Leitgedanke vor, zu dessen Illustration er seinen Stoff zurechtmachte. Zusammenhängende Märchen bieten diese Epen nicht, nur Motive und Formeln, und diese stammen weniger aus dem Volksmärchen, als vielmehr aus der keltischen Heldensage. Besonders die Cuchullinsage ist es, die, wie besonders Brown und Ehrismann nachgewiesen haben, auf die Romane aus dem Kreis der „matière de Bretagne" eingewirkt hat. Zwei Hauptmotive sind den meisten Artus-

Digitized by Google

epen gemeinsam: eine Fee lockt den Helden zu sich, entweder um seine Liebe zu genießen oder um seine Unterstützung gegen äußere Feinde zu erlangen: das eine ist der reine Stoff der gestörten Mahrtenehe, das andere dessen heldensagenmäßige Umformung. Hierher gehört Laudine im Iwein. Das zweite Motiv zeigt den Helden auf seinem Weg in die Unterwelt, wo er im Kampf mit einem dämonischen Wächter eine Jungfrau befreit: das ist der Stoff des Bärensohnmärchens. So befreit Lanzelot die Ginover, Gawain die gefangenen Frauen aus dem Chastel marveil. Im Tristan begegnet der Märchenzug von der goldhaarigen Jungfrau, der Parcival zeigt Anklänge an Märchen von der Unterweltsfahrt eines Dummlings, während die Graalsage wahrscheinlich auf das Märchen von der unablässig mahlenden Wunschmühle zurückgeht. Die Kundryepisode gehört zu einem keltischen Märchenkreis, der von Maynadier bis auf Chaucer herab verfolgt wurde, und die Lehren des Gurnemanz sind denen des sterbenden Vaters in dem von uns wiedergegebenen bretonischen Märchen verwandt. Auch der Erek und der Cligés zeigen Züge von Märchen.

Mehr noch als in den Artusepen tritt die Reinheit des Märchens in den Lais zutage, jenen kurzen Verserzählungen, die Marie de France so meisterhaft in französische Zunge brachte. Unter den Stoffen dieser bretonischen Gedichte tritt besonders der von der gestörten Mahrtenehe hervor, von der ehelichen Gemeinschaft eines Menschen mit einem elbischen Wesen, die durch die Übertretung eines vom letzteren gestellten Verbotes zu einem vorzeitigen Abschluß gebracht wird. Hierher gehören die Novellen von Lanval, Yonec, Graelent, Guingamor, vom bel desconnu und von Sir Dégarré, während der lai du fraisne zum Typus von der untergeschobenen Braut stimmt und der Lai von Eliduc das bekannte Motiv vom Schlangenkraut enthält. Selbst die Troubadours sind für den Märchenforscher nicht ohne Bedeutung: Wilhelm von Poitiers überliefert zuerst den Schwankstoff vom verstellten Narren.

Digitized by Google

Neben germanischen und keltischen Märchen wurden für die Literatur des Mittelalters die durch die Kreuzzüge vermittelten orientalischen besonders wichtig. Hier spielte die byzantinische Kultur die Vermittlerrolle. Spätgriechischer Dichtung verdankt die im Mittelalter so verbreitete Erzählung von einem Liebespaar, das sich nach langer Trennung und endlosen Gefahren endlich doch wiederfindet, seine Entstehung, jene Geschichte, die uns in Aucassin und Nicolette, dann aber auch in Flore und Blancheflor, in Magelone und, legendenhaft umgebogen, im Wilhelm von England Chrétiens entgegentritt. Zum byzantinischen Amicus- und Ameliusstoff stimmt der Schluß des Märchens vom getreuen Johannes, dessen Eingang zu den Brautwerbungssagen aus dem jüdisch-byzantinischen Salomokreise gehört: hier dürfte Entstehung des Märchens aus der Literatur vorliegen. Der Parthonopier des Denis Pyramus, dessen Ausdehnung in der Weltliteratur der der „matière de Bretagne" kaum nachsteht, ist der milesischen Fabel von Amor und Psyche nahe verwandt. Das Märchen vom Meisterdieb, das sich bis zu Herodot hinauf verfolgen läßt, hatte im Mittelalter eine große Verbreitung und entsprach zumal dem französischen Geschmack, der aus den germanischen diebischen Zwergen die mannigfach nuancierte Klasse der „Larrons" schuf, jener kleinen und behenden Spitzbuben, deren Prototyp der Maugis d'Aigremont ist. Dieses Märchen zieht sich in vielfachen Abarten durch die gesamte Literatur des Mittelalters: die bekannteste Version ist die im Mittelniederländischen bewahrte, aber auf französische Quelle zurückgehende von Karl und Elegast, der Pferdediebstahl des Meisterdiebes begegnet im Elie de St. Gilles und fast gleichzeitig beim Engländer Walter Map, der verwandte Scherz vom nüsseknackenden Dieb auf dem Kirchhof bildet die Grundlage des Fabliaus Estula, während das Fabliau von Barat und Haimet die Streiche der Gauner in lustigster Verwirrung beschreibt. Nahe zum Meisterdiebstoff gehört endlich das Fabliau von Trubert, dessen Stoff in modernen franzö-

Digitized by Google

sischen Sammlungen noch mehrfach begegnet. Das orientalische Märchen vom goldenen Vogel liegt der verlorenen Quelle des mittelniederländischen Walewijnromans zugrunde.

Aber von weiter her noch als von den Ufern des Bosporus und von den Schlössern der Kalifen strömte der Märchenstrom herein: das ferne Indien öffnete die Tore seiner unergründlichen Schatzkammern und überschwemmte das Abendland und namentlich Frankreich mit seinen Stoffen, die bald in märchenhafter Pracht schwelgen und in wilder Häufung des Phantastischen die Wunder einander übertreffen und übertrumpfen lassen, bald mit bitterer Ironie die menschlichen Schwächen und mit Vorliebe die Unbeständigkeit der Weiber geißeln. Freilich läßt sich nur eine ganz geringe Anzahl der sogenannten Fabliaux, jener kurzen Reimschwänke, die das Dreieck: Gatte — Frau — Liebhaber von allen erdenklichen Seiten beleuchten (wodurch dann allerdings oft Dinge ans Licht kommen, die besser verborgen geblieben wären) — nur eine kleine Anzahl dieser Stoffe läßt sich in denjenigen orientalischen Sammlungen, die dem Mittelalter bekannt waren — der disciplina clericalis, dem Dolopathos, dem directorium humanae vitae und dem Barlaam und Josaphat — nachweisen; viele dieser Kleinigkeiten sind gewiß auch in Europa und speziell in Frankreich selbst entstanden. Diese Reimschwänke, deren Verfasser, die übrigens nur in den seltensten Fällen mit ihren Namen hervortreten, aus dem Stand der fahrenden Kleriker und der Berufsspielleute stammen, sind nicht nur wegen der Verbreitung ihrer Stoffe wichtig, sondern sie sind auch eine Fundgrube für den Kulturhistoriker. Sie lehren uns, worüber das Frankreich des 13. Jahrhunderts gelacht hat. „Bald leichtsinnig und derb, bald feinsinnig und bald zynisch, über allzu unbedeutenden Anlaß lachend, immer spöttisch, selten satirisch, so ist das Fablel ein wichtiger Zeuge für die niederen Triebe der galloromanischen Rasse." So definiert Bédier, der bedeutendste Erforscher dieser Gattung, die Fabliaux. Die Schwänke des Mittelalters lebten nicht nur in Prosa auf-

Digitized by Google

gelöst in den unzähligen Schwanksammlungen der späteren Jahrhunderte fort, sondern sie werden auch noch in der Gegenwart mit Behagen erzählt.

Nicht nur in Versform, auch in Prosa fanden diese leichten Stoffe Eingang in die Literatur des Mittelalters, hier besonders in Form der Predigtmärlein. Die Illustration moralischer Lehren durch Geschichten novellenhafter Art geht in ihrem Gebrauch schon auf den Stifter des Christentums zurück. Die Homilien Gregors des Großen machen zuerst ausgiebigen Gebrauch von diesen Erzählungen, die auf einen populären Hörerkreis zugeschnitten sind. Ein wichtiges Erziehungsmittel werden sie in den Händen der Franziskaner und Dominikaner, der eigentlichen ordines praedicatorum. Diesem Orden gehörte der große französische Prediger Etienne von Bourbon an, der in seinem „liber de septum donis spiritus sancti" ein Kompendium dieser Exempla für den Gebrauch der Prediger gab, in den meisten Fällen abhängig von seinem großen Vorgänger Jakob von Vitry, welcher über 200 Fabeln, Schwänke und Anekdoten in seine „Sermones vulgares" einschob. Eine weitere Sammlung von Exemplis mit Nutzanwendungen in anglonormannischer Sprache gab im 14. Jahrhundert der englische Franziskaner Nikolaus Bozon. Weiterhin wäre die „Summa virtutum ac vitium" des Wilhelm Peraldus und die „Fleurs des commandemens de Dieu" zu erwähnen. Das „Speculum exemplorum", das wahrscheinlich in Belgien entstand, wurde noch im 17. Jahrhundert von einem Jesuiten aus Douai, Johannes Major, bearbeitet. Zu diesen Sammlungen gehört auch das berühmteste Märchenbuch des Mittelalters, die Gesta Romanorum, dessen Ursprungsland nach den neuesten Forschungen das von französischem Einflusse abhängige England ist. Aus dem 14. Jahrhundert ragt die Sammlung „Scala caeli" hervor, die den Dominikanermönch Johann Junior Gobii aus Alais in Südfrankreich zum Verfasser hat. Die „Scala caeli" wird besonders dadurch wichtig, daß sie zum ersten Male auch eigentliche Zaubermärchen für

Digitized by Google

Predigtzwecke verwertet. Das Märchen vom dankbaren Toten, das wir aus diesem Werk bringen, begegnet übrigens auch in einer Reihe von epischen Werken des französischen Mittelalters: dem Hervis de Metz, dem Richars li biaus und dem Lion de Bourges.

Wir dürfen den Boden des Mittelalters nicht verlassen, ohne auch des Tiermärchens zu gedenken, das im französischen „Roman de Renart" seine klassische Verwertung fand. Die Quellen des mittelalterlichen Tierepos sind mannigfacher Art, nicht nur die antike Fabel und das indische Pantschatandra, sondern auch die nordgermanischen und finnischen Völker, die den Bären in den Mittelpunkt einer Tierfabelkette stellten, tragen das ihrige zur Ausbildung dieser Dichtgattung bei.

Der Hochblüte mittelalterlicher Dichtkunst, die in Frankreich in die letzten Jahrzehnte des 12. und den Beginn des 13. Jahrhunderts fällt, folgte eine Erschlaffung, die auf unserem Gebiet durch das Zurücktreten der Zaubermärchen und das Überhandnehmen der Schwankstoffe charakterisiert wird: im 14. und 15. Jahrhundert wurde in Italien die Novelle geboren, und sie drang alsbald nach Frankreich: noch dem 15. Jahrhundert gehört die Sammlung der „cent nouvelles nouvelles" an. Das 15. Jahrhundert ist bemerkenswert durch die Prosaauflösung der alten Versepen, die nunmehr durch Aufnahme märchenhafter Wanderstoffe im prosaischen Gewande anschwellen. Der „Perceforest", dem im übrigen kein Versroman zugrunde liegt, bietet uns die älteste Version des Dornröschenmärchens, der „Zauberer Virgilius" nahm das orientalische Märchen vom Geist in der Flasche auf, und der „Ogier" bereicherte sich um ein Mahrtenehemärchen.

Gleichzeitig mit dem Prosaroman blühte das Drama, das neben der heiligen Geschichte (in den Mystères) auch Stoffe schwank- und märchenhafter Art in den Farcen und Moralitäten pflegte. So begegnet in einer Farce des Eustache Deschamps († 1415) jener schlaue Betrüger Trubert wieder,

Digitized by Google

der uns oben in Zusammenhang mit dem Meisterdiebmärchen beschäftigte.

Das 16. Jahrhundert zeigt die Völker des Abendlandes in der Blüte ihrer ersten Mannesjahre: es war eine Zeit, die sich stürmisch von liebgewordenen Jugendträumen losriß, die wild von Tat zu Tat eilte, in der jeder Tag einen Markstein in der Geschichte bedeutet. Das christliche Jenseitsideal konnte dem immer reicher werdenden Erdenleben nicht mehr Genüge tun, das Jahrhundert wandte seinen Sinn auf das Irdische, ein Bestreben, das es der Antike näher führte, die nun ihre glänzende Auferstehung feierte. Aber neben antiker Formenpracht, neben religiöser Erneuerung lebte die gotische Barbarei fort. Es war ein Jahrhundert der Gegensätze. Während de Baïf die „Elektra" übersetzte, während Calvin seine „Institutiones" schrieb, versammelte sich der französische Hof in Lyon und betrachtete mit Stielgläsern, wie Montecucculi, der des Giftmordes am Dauphin bezichtigt war, von vier Pferden auseinandergerissen wurde, und die Höflinge schlossen Wetten ab, welches Glied der Gewalt der aufgepeitschten Rosse am längsten Widerstand leisten würde. Nur Margaretha von Angoulême, die feinfühlige Dichterin, verbarg ihr Haupt an der Schulter ihres königlichen Bruders. Die Hinwendung zum Realen und die Ausbildung des Individuellen konnte dem Märchen keinen Vorschub leisten: das 16. Jahrhundert setzte die Entwicklung vom Zaubermärchen zum Schwank in verschärftem Tempo fort: die ungestüme Lebenskraft der Zeit äußert sich im Schwank und in der derben Faschingsposse, man nimmt das Menschliche menschlich. Es ist das Jahrhundert des François Rabelais. Sein „Gargantua" (1532) ist nichts anderes als eine gigantische Verzerrung des Märchens vom starken Hans, ein Märchentypus, der auf die Jugendgeschichte des germanischen Siegfried sowohl wie des finnischen Kullervo eingewirkt hatte, der aber in Frankreich durch die Tätigkeit der Spielleute, die im Rainouart des Karlszyklus ein Vorbild des Rabelaisschen Helden schufen, und nicht ohne Einwirkung des keltischen

Digitized by Google

Hanges zur Groteske jene Form erreichte, die das Märchen noch heute im Volksmund festhält: eine Vergröberung und Verspottung des altgermanischen Riesentypus.

Neben Rabelais verschwinden die Autoren von Schwanksammlungen, die dem von den Fabliaux und der italienischen Novelle gewiesenen Wege folgten. 1521 wurden die Gesta Romanorum unter dem Titel „Violier des histoires romaines" durch Jehan de la Garde in Paris gedruckt. 1535 eröffnete Philipp von Vigneuilles mit seinem noch ungedruckten „Recueil" den Reigen der Nachahmer Boccaccios, Poggios, Sacchettis und Masuccios, kurz darauf folgt Nicolaus v. Troyes „Parangon" (1535) und Bonaventura Desperiers mit seinen „Joyeus devis". Der große Nachahmer Lucians, der seinen Kampf gegen das Christentum 1544 freiwillig beendete, um den Verfolgungen der Inquisition zu entgehen, schenkte der Mitwelt hier das Kind seiner heitereren Muse. Freilich sind drei Viertel der Sammlung eigene Erfindung. Henri Estienne, der Hugenott und Hellenist, mischte in seine gegen den Katholizismus gerichtete „Apologie pour Hérodote" (1566) viele Schwankstoffe, Noel du Fail erwähnt in seinen „Contes d'Eutrapel" (1565) und in seinen „Propos rustiques" eine große Anzahl von Märchen, während Margarethe von Navarra in ihrer Boccaccionachahmung (Heptameron 1559) die ernsten Stoffe bevorzugte. Sie brachte den Ernst, die Tragik und das Mitleid in die Novelle. Verville mit seinem „Moyen de parvenir" und die „Élite des contes" des Seigneur d'Ouville — um nur die bekanntesten Namen zu nennen — gehören schon dem folgenden Jahrhundert an.

Mit Riesenschritten eilte die französische Kultur ihrem Kulminationspunkte zu. Der Hof Ludwigs XIV. wurde der Sammelplatz der Künste und Wissenschaften der Welt. In goldbestuckten Spiegelsälen beugten sich betreßte Höflinge, geistreiche Frauen plauderten in ihren Salons über Descartes, die Sprache, bald geheimnisvoll flüsternd, bald pathetisch rollend, verschmähte die Ausdrücke des Pöbels und floh das

Digitized by Google

Alltägliche, während von den Gobelins die gestickten Helden der Antike auf die im Winde flatternden Allongeperücken herabschauten: die Welt Molières, Corneilles und Racines taucht auf. Die Komödie suchte ihre Stoffe in Spanien und Italien, die Tragödie folgte den Spuren des Euripides, alle Länder und Zeiten trugen zur Verherrlichung des größten Repräsentanten des Absolutismus bei. Da mußte auch das Märchen seinen Tribut zahlen: der große Molière hielt das apulejische Rokokogeschichtchen von Amor und Psyche für gut genug zu einem Hofspektakel (1672) und Lafontaine, der ihm den Stoff dazu geliefert hatte, ließ sein zynisch-epikuräisches Weltbild in den Stoffen der Fabliaux und der Tiermärchen widerstrahlen. Lafontaine schöpfte seine „Nouvelles en vers" zumeist aus Boccaccio und Ariost, manche decken sich mit den Fabliaux, andere gehen bis auf die Antike zurück. Sein berühmtestes Werk, die „Fables" (1668—78), gehen den Weg Äsops. Viele davon haben Parallelen in noch heute erzählten Tiermärchen. Lafontaine hatte eine fast romantische Vorliebe für die Märchen, man kennt seine berühmte Stelle: „Si, Peau d'âne' m'étoit conté, j'y prendrois un plaisir extrême" (Fables VIII 4), dennoch schöpfte er kaum je aus dem Volksmund unmittelbar.

Je höher die Zivilisation der Menschheit steigt, desto weniger naiv steht sie dem Märchen gegenüber, es wird vom Selbstzweck zum Mittel zum Zweck, es steigt aus der abendlichen Spinnstube in das Kinderzimmer. In diesem Jahrhundert, das eine gleichmäßige Ausbildung aller menschlichen Fähigkeiten erstrebte — wobei es freilich die wichtigsten, die des Herzens und der Phantasie, vergaß —, erfüllte das Märchen eine ähnliche Funktion wie in den Exempeln der Dominikaner: es sollte moralische Lehren illustrieren, oder eher umgekehrt: es bekam ein moralisches Schwänzchen angehängt. 1697 erschienen die „Contes de ma mère l'oye" von Charles Perrault. Aber Perrault war kein Romantiker. Noch fünf Jahre zuvor hatte er gesagt: „Les fables milésiennes sont si puériles, que c'est leur faire assez d'honneur

Digitized by Google

que de leur opposer nos contes de Peau d'âne et de la mère l'oye." Perrault lebt in der Literaturgeschichte als der geist- und wortreiche Vorkämpfer des Fortschritts im Kampfe gegen Boileaus antikisierende Irrgänge, und die Märchen, die sein Sohn auf seine Veranlassung niederschrieb, erschienen im gleichen Jahre, in welchem sein Lebenswerk, die „Parallèles des anciens et modernes" abgeschlossen wurde. Das Märchen war nur eine Erholung für seine Mußestunden und er blickte, wie seine ganze Zeit, mit einer gewissen Verachtung auf diese Jugendverirrungen der Menschheit herab, die erst durch den Anhang einer Nutzanwendung Existenzberechtigung erhalten konnten.

Nicht anders wie Perrault stellte sich die Gräfin Aulnoy zu den Märchen, die sie bearbeitete. Keine ihrer Erzählungen ist eine getreue Wiedergabe aus dem Volksmunde, sondern sie nahm die Motive, wo sie sie gerade fand, und setzte sie mit dem ihrer Zeit eigenen Geschmack zu jenen gefälligen, drolligen und etwas moraltriefenden Geschichtchen zusammen, die einen so ungeheuren Einfluß ausübten und zum Gesamtbild des Rokoko gehören wie die Bilder Watteaus und die Dramen Marivaux'. Den Ausschlag gab die Übersetzung aus Tausendundeinenacht, die Galland im Jahre 1709 brachte. Die Nachahmungen schossen derart aus dem Boden, daß die Sammlung all dieser Erzählungen im „Cabinet des fées", die zu Ende des 18. Jahrhunderts veranstaltet wurde, nicht weniger als 41 stattliche Bände füllen konnte. Diese Feengeschichten, die zumeist von Frauen geschrieben sind (Gräfin Murat, Gräfin d'Auneuil, Gräfin Hamilton, Mlle. de la Force u. a.), und die so zierlich und zerbrechlich sind wie ein Rokokofigürchen, übten nicht nur auf die schreibende Mitwelt — man denke an die orientalischen Erzählungen Voltaires — einen tiefgehenden Einfluß aus, sondern sie zogen auch das lebende Märchen in ihren Bann, das sich im Volksmund nach seinem literarischen Vorbild umgestaltete. So erscheint das Märchen vom dankbaren Toten, das im Jahre 1725 von Mme. de Gomez unter dem Titel „Jean de

Digitized by Google

Calais" bearbeitet wurde, in den meisten französischen Fassungen der Gegenwart abhängig von diesem literarischen Vorbild. Das germanische Märchen von Rumpelstilzchen wurde von Mme. l'Héritier 1705 als „Ricdin-Ricdon" modernisiert, und diese Umformung verdrängte im Volksmund in starkem Maße die alte Form. Das Märchen von „La belle et la bête" wurde 1740 von Mme. de Villeneuve erzählt und erlangte eine solche Verbreitung, daß die Wissenschaft die außerordentlich verbreiteten volksmäßigen Varianten dieser Kunstnovelle auf diese letztere als auf ihre Quelle zurückführen zu sollen glaubte. Die meisten Kunstmärchen dieser Zeit freilich sind leere Phantasien: „Gemische aus sogenannten orientalischen Zauberwesen und modern schäferischen Liebesgeschichten", so charakterisieren sie die Brüder Grimm. Die „Féeries nouvelles" des Grafen Caylus und die anonymen „Nouveaux contes de fées" aus dem Jahre 1718 verdienen noch hervorgehoben zu werden. Die „Contes bleues" wurden durch die eindringende Welle der englischen Literaturmode hinweggeflutet, sie wurden gesammelt, und Sammlungen beweisen stets, daß das lebendige Interesse an dem darin gesammelten Objekt im Erlöschen ist.

Die Romantik bezeichnet den Eintritt der abendländischen Welt ins Greisenalter; und wie sich das Alter gern mit einer gewissen sehnsüchtigen Wehmut vergangener Zeiten erinnert, so lebte jetzt die Anteilnahme an den Schöpfungen des Volksgeistes neu auf. Man betrachtete die Märchen mit ehrfürchtiger Scheu als Produktionen der dichtenden Volksseele und sah in ihnen einen Abglanz der mythischen Vorstellungen der germanischen Völker, wodurch das Bemühen gezeitigt wurde, diese einfältigen Kinder des Volkes so naturgetreu wie möglich nachzuzeichnen. Frankreich, das sich von den Anstrengungen der Revolution und der napoleonischen Kriege erholen mußte, erblickte in der Romantik eine willkommene Reaktion gegen die Überspannung der Jahrhundertwende und nahm die von Deutschland hereindringende Strömung willig auf. Während das Drama sich einerseits bemühte, das

Digitized by Google

historische Kolorit treu zu wahren, während Victor Hugo im Zeitalter Franz I. den geeigneten Boden für die Verwirklichung seines Kunstideals von der Vermischung des Sublimen und Grotesken erblickte, so fand andererseits der Messias der Romantik, Shakespeare, in Alfred de Musset seinen Apostel, der in seinen Märchendramen die Zeitlosigkeit und sonnenstrahlenhafte Zartheit der Märchengebilde am besten traf, und der in seiner „Barberine" nicht ohne Grund dasselbe Zymbelinemärchen verwertete wie sein großes Vorbild in der Geschichte von Imogen. Auf dem Gebiete der Novelle wäre vor allem Nodier zu nennen, der 1842 gemeinsam mit Lerour de Lincy die „Bibliothèque bleue" wieder aufleben ließ.

Die wissenschaftliche Beschäftigung mit den Märchen, die durch die Brüder Grimm für ganz Europa angeregt wurde, fand in Frankreich erst spät Nachahmer. Erst im Jahre 1845 erschien, wenn man von der kleinen Sammlung Pluquets aus Bayeux von 1832 absehen will, die Sammlung normannischer Sagen von Amélie Bosquet, die freilich weniger dem Märchen dient, und im gleichen Jahre veröffentlichte Souvestre den ersten Band seiner „Foyers bretons", ein allzu individuell gefärbtes Werk, das für die Forschung nahezu wertlos ist. Von den sechziger Jahren an bemühte sich eine ganze Anzahl von Sammlern, die Schätze, die Frankreich noch birgt, unter Dach zu bringen. Vor allem ist Paul Sébillot, der Schöpfer und das Haupt der französischen Volkskunde, zu nennen, der nicht nur weit über seine hochbretonische Heimat hinaus als zuverlässiger und unermüdlicher Sammler tätig war, sondern auch in seinem Lebenswerk, dem „Folklore de France" (1904—07), das gesammelte Material zu einem Kompendium der französischen Volkskunde verarbeitete. Paul Sébillot ist der Herausgeber der wichtigsten volkskundlichen Zeitschrift Frankreichs, der „Revue des traditions populaires" (seit 1886). Die meiste Ausbeute bot die Bretagne, der die Werke von Luzel, Orain, Mme. de Cerny u. a. angehören. Weiter wären zu nennen

Digitized by Google

die Sammlertätigkeit Bladés für die Gascogne, Pineaus für Poitou, Lamberts für Languedoc, Carnoys für die Sommegegend und nicht den geringsten zuletzt: Cosquins, dessen treffliche Anmerkungen zu seinen lothringischen Märchen eine der elementarsten Grundlagen für die gesamte Märchenforschung darstellen und die hauptsächlich eine Brücke vom Orient zum modernen Okzident zu schlagen sich bemühen.

Es war hohe Zeit, die Schätze zu bergen, denn auf die Romantik folgte das Maschinenzeitalter, jene Epoche, in welcher die Menschheit in wahnsinniger Überhebung die Natur zu beherrschen glaubte, bis die Technik ihren Händen entglitt, eigenes Leben gewann und in wilder Raserei den Bau der Jahrhunderte zertrümmerte.

Digitized by Google

Aus älteren Quellen
(Vom Mittelalter bis zum Ausgang des Rokoko)

Digitized by Google

Digitized by Google

1. Wie Galopin für Elias von St. Gilles das Wunderpferd Primsaus von Aragon stahl

Elias von St. Gilles ritt, vom Fluche seines Vaters getroffen, in die Welt. Nach mannigfachen Abenteuern überraschte er einst in Spanien vier Räuber beim Mahl; drei davon erschlug er, den vierten, Namens Galopin, einen schlauen und behenden Burschen, nahm er als Diener an. Und bald bedurfte er seiner, denn bei einem Überfall der Sarazenen wurde Elias verwundet. Galopin schleppte seinen Herrn in einen Weingarten und hier erblickte ihn Rosamunde, die Tochter des Heidenkönigs Macabre. Sie pflegte den Wunden und heilte ihn mit kräftigen Tränken.

Ein sarazenischer König, Lubien von Baudas, warb um die Jungfrau und drohte, falls sie ihm verweigert würde, ihren Vater mit Krieg zu überziehen. Schon hatte sein Heer Macabres Burg im Halbkreise umschlossen, doch niemand wagte es, den gewaltigen Heiden zu bekämpfen. Da erbot sich Rosamunde selbst, einen Kämpfer gegen den ungeliebten Werber zu stellen, und sie bat Elias um den Ritterdienst. „O, Herrin," sagte Elias, „wie sollte ich einer Frau dienen, die nicht an meinen Gott glaubt! Aber um dessentwillen, was Ihr an mir getan habt, als ich krank und verwundet dalag, will ich Eurer Bitte willfahren. Gebt mir Roß und Waffen, so will ich hinausgehen und meinen Leib gegen Euren Freier zum Pfande setzen. Bei Gott, ich weiß meine Lanze zu führen, und kein Heide in Spanien, der Euch beleidigt hat, soll sich des Sieges rühmen, wenn wir auseinandergehen." „Herr," sagte die Jungfrau, „Ihr macht mich froh. Um Euretwillen werde ich Mohammed verlassen und mit Euch nach Frankreich gehen. Aber vor einem hütet Euch, wenn Ihr mit dem Emir kämpfen wollt. Der Schurke besitzt ein Streitroß, wie es in Frankreich keines gibt: es heißt Prim-

Digitized by Google

saus von Aragon, Oriande war seine Mutter. Wenn in der Schlacht das Gedränge groß ist, dann springt es mit allen vier Beinen auf und schreit und schlägt mit den Füßen um sich und tötet jeden, den es trifft. Jeden, der es beim Zügel nimmt, wirft es zu Boden, er müßte denn trefflich zu turnieren verstehen."

Als Galopin dieses Lob hörte, sprang er auf und trat zu seinem Herrn: „Edler Graf," sagte er, „was zaudert Ihr noch? Bittet die Jungfrau, daß sie Euch Waffen gibt. Ehe nach Mitternacht der erste Hahn kräht, werde ich Euch das Streitroß verschaffen, allen Heiden zum Trotz!" Galopin bekleidete sich mit seinem Mantel — er maß nur drei Fuß — und band sich hundert Denare um.

Er war ein Spitzbube und kannte sein Handwerk. Er schlich sich durch die Hintertür und durchwatete den Bach, der am Schlosse vorbeiströmte; dann eilte er durch den Weingarten und durchmaß das feindliche Lager, bis er zum Zelte des Emirs gelangte. „Der große Mohammed, der die Welt regiert," rief er Lubien zu, der vor seinem Zelte saß, „erhalte den Kaiser und alle, die ihm dienen." „Freund," antwortete der Emir argwöhnisch, „er segne auch dich. Doch sage mir, wer bist du und aus welchem Lande stammst du?" Galopin, der Schlaue, entgegnete ihm: „Herr, von jenseits des Meeres komme ich. Noch gestern abend bei der Vesper war ich ein reicher Kaufmann, ich führte ein Schiff, wie noch kein Mensch eines sah, voll Gold und Silber, Seidenstoff und Tuch; zwanzig Streitrosse waren darauf und zwanzig schöne Maultiere, die sandte Euch der Herr meines Landes, denn er ehrt Euch sehr. Macabre hat mir alles weggenommen, meine Leute hat er mir getötet und mich selbst ins Meer geworfen. Nun komme ich zu Euch, o König, daß Ihr mir mein Recht verschafft." Als der König das hörte, geriet er außer sich, er richtete sich auf und legte die Hand an den Kopf: „Zu seinem Unglück hat das der Schurke erdacht, bei meinem Barte! Ihr werdet Eure Schiffe und Eure Habe wiederbekommen und vom

Digitized by Google

Seinigen noch fünfzehnmal soviel dazu, ehe der Krieg endet." „Herr," sagte der Spitzbube, „an den Waren liegt mir nicht viel, denn ich verstehe es wohl, mir neue zu erwerben; aber die Rosse bekümmern mich, denn eines war darunter, das sehr rühmenswert war: ein prächtiger armenischer Grauschimmel mit schmalem Kopf und offenem, stolzem Auge. Kleine Ohren hatte er und zartes Haar, langbeinig war er und schnellfüßig. Nie war ein besserer Streithengst im Kampf. Wenn er im Schlachtgetümmel einen Ritter am Boden liegen sah, so trat er ihn mit Füßen, bis er zerstampft war." „Schweig, du Schuft," rief der Emir, „ich habe hundert Rosse, die mehr zu schätzen sind. Ich gäbe sie nicht um tausend Pfund lauteren Goldes her. Wenn du alle Pferde Frankreichs zusammenbrächtest, ich möchte sie nicht gegen eines meiner Rosse vertauschen. Aber gleich sollst du es sehen." „Herr," sagte der schlaue Galopin, „warum sollte ich es sehen? Ich verstehe nichts von Pferden. Wenn ich eines schnell laufen sehe, so halte ich es für einen guten Traber. Lieber wäre es mir, Ihr gäbet mir ein wenig zu essen. Lange trieb ich auf dem Meere und der ganze Körper ist mir durchnäßt." „Bei meinem Haupte," rief der Emir, „du bist ein Esel", und stieß aus Zorn das Schachbrett um. Galopin konnte es kaum erwarten, daß er das Roß zu sehen bekäme. „Herr," lenkte er ein, „zürnt mir nicht. Wenn Ihr es wünscht, so will ich es gern anschauen." Das Wunderpferd stand in einem wohl mit Stahl verankerten Gerüste, dessen geringsten Pfeiler kein Saumtier hätte tragen können. Mit drei goldenen Ketten war es um den Hals gefesselt und vier Paar Spannstricke hielten ihm die Füße zusammen, über der Haut mit Filz gepolstert. Futter und Hafer hatte es genug vor sich und es trank aus einem Gefäße, das mit Gold eingelegt war. Wasser lief vor ihm in einem Kanale und drei Kerzen brannten im Raum. Dreißig Wächter mußten das Roß behüten, und wenn fünfzehn schliefen, mußten die anderen fünfzehn wachen. Keiner hätte sich schlafend ertappen lassen dürfen: er wäre geblendet und des Landes verwiesen

Digitized by Google

worden. Lubien nahm den Vorhang weg: das Tier hatte eine zarte Flanke und war an Kopf und Füßen weiß gezeichnet. Dann fragte er den Spitzbuben: „War das deinige so kostbar?" — „Nein," sagte dieser, „ich will es Euch nicht verhehlen: nie sah ich ein so schönes Roß und auch nie eines so wohl verwahrt." Dabei aber murmelte er zwischen den Zähnen, daß ihn keiner hörte: „So gut wird es doch nicht bewacht sein, daß ich es nicht stehlen kann. Herr Elias, wenn Ihr dieses Roß habt, so könnt Ihr Euch rühmen, daß im weiten Frankreich kein Ritter je auf einem solchen saß. Aber es ist gut verwahrt. Bei der Seele meines Vaters, lieber wäre es mir, wenn es draußen an einem Baume angebunden wäre."

Von nun an hatte Galopin keine Ruhe mehr, und seine Gedanken waren stets bei dem Rosse. Die Wächter setzten sich zum Mahl, dann gingen sie schlafen, da sie an nichts Böses dachten und auf den kleinen Spitzbuben wenig achteten. Die andere Hälfte wachte beim Roß. Galopin trat an das Gerüst, stützte sich auf das Geländer und betrachtete das Tier. „Heilige Jungfrau Maria," betete er, „verschaff' mir das Pferd, aber so, daß es mich weder tritt noch verwundet." Das Tier erschrak vor seinem Atem und sprang mit allen Vieren zugleich. Die Wächter griffen zu ihren Waffen und suchten den Raum wohl siebenundzwanzigmal ab. Galopin stand im Schatten, und sie bemerkten ihn nicht, obwohl sie ihn fast berührten. Kein Wunder, daß der Dieb in Furcht geriet.

Da die Wächter nichts fanden, setzten sie sich zum Schachspiel, und der eine sagte zum andern: „Was hat das Tier gehabt?" — „Bei meinem Kopf," sagte der Oberste, „es ist zu fett und ruht zu viel, beim kleinsten Anlaß erschrickt es." Galopin hatte ein Zauberkraut in der Tasche, das zog er nun hervor und rieb es, so daß der starke Geruch hervordrang. Er warf es durch die beiden Gitter hindurch, und die Wächter schliefen von dem starken Dufte ein. Nun war das Pferd unbewacht. „Bei Gott," frohlockte der Dieb,

Digitized by Google

„ihr seid mattgesetzt. Der Emir wäre ein Dummkopf, wenn er euch nicht sämtlich hängen lassen würde." Dann nahm er das Gerüst bei den Gittern und riß es um. Er trat zu dem Pferde, streichelte ihm die Seiten und gedachte es fortzuführen. Doch das Roß kannte ihn nicht, es faßte ihn mit den Zähnen, stieß ihn zu Boden, hob ihn dann wieder in die Höhe und schleuderte ihn fünfzehn Fuß weit davon. Er rannte gegen einen Pfahl, daß er fast die Besinnung verlor, und rief Gott an, er möge ihn um Elias willen nicht verlassen. Als er furchtsam vorwärtskroch, fand er einen Prügel, den er beim dicken Ende packte. Dreißig Schläge gab er dem Tier auf die Flanken, bis es ruhig ward und sein Übermut verflog. „Halt die Füße still," rief er, „es wäre Torheit, wenn du dich bewegtest." Nun legte er dem Roß den Sattel auf, warf ihm den Zaum über den Kopf und schlug die Ketten herab.

Galopin bestieg den verhängnisvollen Gaul, aber er konnte nicht reiten und stellte sich wie ein Tor. Beim ersten Schritt des Tieres lag er unten und hätte sich fast Rippen und Arme zerbrochen. Er schwur, nie wieder hinaufklettern zu wollen, und führte das Roß hinter sich her; so schnell schritt er, daß es ihm kaum folgen konnte. Das Pferd sah, daß er ein kleiner Knirps war, und hatte wenig Respekt vor ihm, es warf den rechten Fuß vor und stieß ihn zu Boden. Diesmal blieb er unbeschädigt, sprang leichtfüßig wieder auf und packte das Tier nun beim Leibgurt. Nie hätte der kleine Spitzbube das gute Roß gestohlen, wenn es sich besser gewehrt hätte. Doch er nahm einen ellenlangen Stock und gab ihm elf Schläge auf die feisten Flanken, bis es ruhig stand und ihm der Leib zitterte wie ein Lorbeerblatt. „Sicher", sagte Galopin, „ist Gewalt oft nützlich. Rühr dich nicht oder du mußt es büßen." Dann band er dem Tier einen Strick um den Hals und führte es so, daß es ihn nicht mehr treten konnte. Er zitterte, als er am Zelte des Emirs vorbeimußte, aber zu seinem Glück fand er ihn schlafend in dem kostbaren Pavillon. Dann überquerte er den Bach und gelangte in

Digitized by Google

den goldbemalten Raum, wo Elias schlief. Ehe der Ritter erwachte, war das Roß, das er so heiß begehrt hatte, sein. Als Elias es erblickte, wurde er froh gestimmt, streckte die beiden Hände zum Himmel auf und rief: „Hei, Vater im Himmel, dir sei gedankt!"

2. Hûon von Bordeaux

Karl der Große hielt zu Pfingsten Hof in Paris, denn er wünschte wegen seines hohen Alters noch bei Lebzeiten sein Reich auf einen Nachfolger zu übertragen. Er schlug seinen Sohn Karlot als Nachfolger vor, und die Barone erklärten sich einverstanden. Der Verräter Amauri stellte das Fernbleiben der Brüder Hûon und Gerard als Unbotmäßigkeit dar und erbot sich, sie zur Aburteilung an den Hof zu bringen, dabei machte er mit Karlot aus, daß sich dieser in einen Hinterhalt legen sollte. So geschah es, und im Kampfe wurde Karlot von Hûon erschlagen. Amauri beschuldigte nun Hûon des wissentlichen Mordes am Königssohn; zwar entschied ein Zweikampf zugunsten Hûons, doch Karl wollte diesem sein Erbe nicht eher zurückgeben, bis er nach Babylon gehe, den ersten, der ihm am Hofe begegnete, erschlage, die Tochter des Emirs dreimal küsse und Bart und Zähne des Emirs selber mitbringe. Hûon trat selbzwölft die Reise an, und der büßende Ritter Jérôme schloß sich ihnen unterwegs an und zeigte ihnen den Weg.

So gelangten sie in Oberons Zauberwald. Ermüdet streckte sich Hûon unter einer Eiche zur Ruhe: „Bei Gott," sagte er, „ich kann nicht mehr. Ich kann vor Hunger nicht mehr weiter reiten." „Schlecht versteht Ihr zu fasten," spottete Jérôme, „eßt doch von diesen Wurzeln. Ich habe seit dreißig Jahren keine andere Nahrung gehabt." „Das bin ich nicht gewohnt", meinte Hûon. Während sie so redeten, kam ein kleiner Mann durch den grünen Wald gegangen; der war so schön wie die Sonne am Sommertag; ein Mantel aus Seide, mit goldenen Bändern verziert, umhüllte ihn.

Digitized by Google

Einen Bogen trug er in der Hand, der ihm stets Wildbret verschaffte; ein Horn aus reinem Elfenbein hing ihm um den Hals, welches Feen auf einer Insel im Meer gefertigt hatten. Die eine hatte ihm diese Gabe verliehen: wer das Horn ertönen hörte, der würde auf der Stelle gesund, und wäre er auch dem Tode nahe. Die zweite Fee hatte hinzugefügt: wer das Horn hörte, dessen Hunger und Durst würde alsogleich gestillt. Ein jeder, hatte die dritte bestimmt, müsse zu singen anfangen, wenn er den Ton des Hornes hörte, und drücke ihn die Sorge noch so schwer. Die vierte endlich gab ihm diese Kraft: wenn das Horn ertönte, in welchem Lande es auch sei, Oberon müsse den Ton vernehmen in Monmur, seiner Stadt. Der kleine Mann blies auf dem Horn, und die Ritter begannen sogleich zu singen. „Mein Gott," rief Hûon, „wer will uns besuchen? Ich spüre keinen Hunger mehr noch Schmerz." „Um Gottes willen, Herr," sagte Jérôme, „es ist der bucklige Zwerg. Redet ihn nicht an, wenn Euch Euer Leben lieb ist." Der kleine Bucklige rief ihnen mit lauter Stimme zu: „Ihr Männer, die ihr meinen Wald durchquert, seid mir gegrüßt beim Herrn der Welt! Ich beschwöre euch bei Gottes Majestät, bei Öl und Chrysam, bei der Taufe heiligem Salze, bei allem, was Gott geschaffen hat, beschwöre ich euch, daß ihr meinen Gruß erwidert." Die Ritter aber wandten sich zur Flucht zum großen Mißvergnügen des Zwerges, der mit einem Finger sein Horn berührte, worauf ein gewaltiges Unwetter entstand. Ein reißender Strom hemmte Hûons und seiner Gefährten Flucht. „Es ist der böse Zwerg, der das verursacht", beruhigte sie Jérôme, aber nur schwer erholten sie sich von ihrem Schrecken und setzten in Unruhe ihren Weg fort. Schon glaubten sie dem Zwerg entgangen zu sein, da stand er plötzlich auf einer schmalen Brücke vor ihnen. „Da ist der Teufel schon wieder", schrie Hûon. „Knabe," entgegnete Oberon, der es wohl gehört hatte, „nie war ich Teufel oder böser Geist. Ich bin ein Mensch aus Fleisch und Blut wie du, und ich komme nochmals, im Namen Gottes und durch die Macht, die

Digitized by Google

er mir gab, euch zu beschwören, daß ihr mir Rede steht." „Ums Himmels willen, flieht!" rief Jérôme, dann spornte er sein Roß, und seine Gefährten folgten ihm im Galopp. Ein drittes Mal stellte sich der Zwerg ihnen entgegen und versprach ihnen seine Hilfe bei der gefahrvollen Fahrt, wenn sie sich entschließen wollten, ihn anzureden. „Seid uns willkommen, Herr!" sagte Hûon. „Gott lohne es dir!" entgegnete Oberon. „Hûon, teurer Bruder, nie wurde ein Gruß besser gelohnt, als es der deinige werden soll." „Herr," sagte Hûon, „warum verfolgt Ihr mich?" „Ich liebe dich", erwiderte Oberon, „mehr als irgendeinen anderen Menschen, um deiner Lauterkeit willen liebe ich dich. Du weißt noch nicht, wem du begegnet bist, so höre: Julius Zäsar erzeugte mich, und die Fee Morgana gebar mich als ihren einzigen Sohn. Große Freude herrschte bei meiner Geburt, und mein Vater entbot alle seine Barone, und alle Feen kamen, meine Mutter aufzusuchen. Eine von ihnen, welche unzufrieden war, verwünschte mich zu einem buckligen Zwerg, der ich jetzt zu meinem Schmerze bin; seit meinem dritten Lebensjahre bin ich nicht mehr gewachsen. Sie wollte ihr Wort nicht zurücknehmen, aber um dessen Wirkung abzuschwächen, gab sie mir die größte Schönheit nächst Gott. Eine zweite Fee gab mir ein noch kostbareres Geschenk: sie erlaubte mir, die Herzen der Menschen und ihre geheimsten Gedanken zu erkennen. Einer dritten Fee verdanke ich die beste Gabe: es gibt kein Land, in das ich mich nicht durch meinen Wunsch allein sogleich verfügen kann. Begehre ich ein Schloß, so steht es vor mir, ich habe Speise, wann es mir beliebt, und zu trinken, wann ich es fordere. In Monmur bin ich geboren, wohl vierhundert Meilen weit von hier, und dennoch bin ich schneller dort, als ein Roß ein Tagwerk Landes durchmißt. Aber du hast noch nicht alles erfahren, was ich den Feen verdanke. Wisse also, daß es keinen Vogel gibt, keinen Eber, keine wilde Bestie, und sei sie auch noch so blutgierig, die sich nicht willig zu meinen Füßen legte auf ein Zeichen meiner Hand. Endlich weiß ich alle Geheimnisse des Paradieses und höre dort

Digitized by Google

oben die Chöre der Engel. Nie in meinem Leben werde ich altern, und wenn ich zu sterben wünsche, so ist mir an Gottes Seite mein Platz bereitet." Und um seine Macht zu zeigen, zauberte Oberon im Nu eine speisenbedeckte Tafel hervor. Nach dem Mahl wollten die Reisenden aufbrechen, aber Oberon sagte: „Hüon, bleib' noch ein wenig, zuerst will ich dir einige von meinen Kleinodien geben." Dann ergriff er mit beiden Händen einen Becher. „Hüon," hub er an, „betrachte diesen Becher, damit kannst du die große Macht, die Gott mir gab, erproben. Du siehst, dieser goldene Becher ist leer. Nun, ich will ihn nach meinem Willen füllen." Bei diesen Worten strich er dreimal mit der Hand um das Gefäß, machte das Zeichen des Kreuzes darüber, und sogleich füllte sich der Becher mit lauterem Wein. „Für alle Lebenden und für alle Toten, wenn sie zur Welt zurückkommen würden, liefert dieser Becher genügend Wein," sagte Oberon, „und das ist seine Zauberkraft, doch enthüllt sich diese nur in den Händen eines reinen Menschen, denn niemand kann aus ihm trinken, dessen Herz nicht sündenlos ist. Sobald ein Bösewicht den Becher berührt, verschwindet seine Kraft. Vermagst du daraus zu trinken, so ist er dein." Hüon brachte den Becher an seine Lippen, und dieser blieb voll, und er trank daraus in langen Zügen. Oberon zog ihn voll Freude an seine Brust und gab ihm das kostbare Gefäß. „Aber trage wohl Sorge," sagte er, „deine Lauterkeit zu wahren, nur unter dieser Bedingung helfe ich dir. Sobald du nur eine Lüge redest, verliert der Becher seine Kraft und du meine Freundschaft." „Herr," sagte Hüon, „ich gedenke mich wohl zu hüten, und Gott vergelte Euch Eure Gabe. Aber nun laßt mich ziehen." „Noch warte ein wenig," sagte Oberon, „denn hier habe ich ein Horn aus lauterem Elfenbein, und da ich dich als einen Edelmann ohne Sünde und Fehl habe kennen lernen, so will ich es dir schenken. Wenn du dieses Horn ertönen lässest, und wärst du auch noch so weit entfernt, so höre ich es in Monmur, meiner Stadt, und dann werde ich dir mit hundert Bewaffneten zur Seite stehen, denn gegen jedermann will ich dir

Digitized by Google

im Kampfe helfen. Aber hüte dich, ohne Grund in das Horn zu stoßen, sonst gerätst du in Not." „Herr," sagte Hüon, „ich gedenke mich wohl zu hüten. Aber nun laßt mich ziehen." „Geht, Hüon, und Gott befohlen."

Auf der Weiterreise kehrte Hüon in Dunostre ein, tötete mit Oberons Hilfe den riesenhaften Herrn des Landes, dem auch der Emir von Babylon untertänig war, und raubte seinen Ring. Sodann überschritt er das Rote Meer und näherte sich allein, denn seine Begleiter hatte er in Dunostre zurückgelassen, der Stadt Babylon. An einem Feste des heiligen Johannes hielt dort der Emir seinen Hof. Kein Mensch konnte das Volk zählen, das dort zusammenströmte, man sah Vogelsteller und Rossetummler, Arbeiter und Schachspieler, solche, die sich mit Jungfrauen ergötzten, und solche, die sich im Sommertag ergingen. Hüon gelangte zur ersten Brücke und rief den Torwacht an: „Laß mich ein!" Jener entgegnete: „Gern, aber zuvor sage mir, in welchem Lande du geboren bist. Bist du ein Franke, so sollst du um einen Kopf kürzer gemacht werden; bist du aber ein Sarazene, so wird die Brücke vor dir niederfallen." Nun handelte Hüon sehr töricht. Vor der Menge der Heiden hatte er seines Ringes ganz vergessen, und er erinnerte sich auch nicht des Gebotes, das Oberon ihm gegeben hatte. Er antwortete allzu voreilig: „Ja, ich bin ein Sarazene." Da hatte er gelogen, und Oberon wußte es und zog seine Freundschaft von ihm. Vermittels dieser Unwahrheit gelangte er über die Brücke, aber vor der zweiten fiel ihm der Befehl des Elfenkönigs ein, er dachte an seine Verfehlung und geriet vor Schmerz fast außer sich. Beim Gekreuzigten schwur er, nie in seinem Leben wolle er wieder lügen. Ganz niedergeschlagen kam er zur zweiten Brücke und rief mit lauter Stimme: „Öffne, Hurensohn, oder der Blitz soll dich zerschmettern!" Der Torwacht sagte: „Aus welchem Lande stammst du und wie hast du die erste Brücke passiert?" „Bei Gott," sagte Hüon, „du sollst es wissen." Er nahm den Ring des Riesen von der Hand und rief dem Wächter zu: „Schau, welches Zeichen ich dir

Digitized by Google

weise!" Der Wächter erblickte den Ring, erkannte ihn wohl und beeilte sich, die Brücke herabzulassen. „Sei mir willkommen, Jüngling," rief er, „was macht mein Herr, der stolze Orgileus?" Hüon würdigte ihn keiner Antwort, er wagte nicht zu reden, aus Furcht, die Unwahrheit zu sagen.

Durch die nämliche List gelangte er über die dritte und vierte Brücke und trat nun in den Garten des Emirs Gaudise, in welchem alle Arten von Bäumen, die Gott geschaffen hat, grünten. Dort strömte eine Quelle, die vom Paradiese kam und deren Wasser dem hinfälligsten Greise seine Jugend wiedergab und der ausschweifendsten Frau ihre Jungfrauschaft. Eine Schlange hütete die Quelle und brachte jedem Bösewicht, der sich ihr näherte, den Tod. Hüon trat ungehindert heran, trank aus der Quelle und wusch sich die Hände und vergaß fast seinen Auftrag. Nur wenn er an Oberon dachte, zitterte er. Wird der Zwerg noch einmal kommen, um ihm zu helfen? Er wollte sich dessen vergewissern und stieß in sein Horn, aber umsonst: niemand ließ sich blicken. Der Emir saß gerade beim Mahl, die, welche ihm den klaren Wein eingossen, begannen beim Klange des Hornes zu singen, und er selber fing zu tanzen an. „Ihr Barone," sagte er, „hört, der dort im Garten bläst, ist gekommen, uns zu verzaubern. Ich befehle euch, daß ihr euch bewaffnet, sobald er sein Blasen aufgehört hat. Wenn er entkommt, sind wir alle beschimpft." Als Hüon merkte, daß niemand kam, legte er sein Horn beiseite und weinte. Dann schritt er die Stufen zum Schloß hinauf, in den Panzer gehüllt, mit geschlossenem Visier und das blanke Schwert in der Faust. Ein Großer des Reiches stand am Tisch und suchte die Aufmerksamkeit der schönen Emirstochter Esclarmonde, die er heiraten sollte, zu erwecken, er war ein reicher Mann von edler Abstammung. Hüon näherte sich, schwang sein Schwert und schlug dem Heiden den Kopf ab, so daß dieser auf die Tafel rollte. „Ein guter Anfang," sagte er zu sich selber, „um dieses bin ich bei Karl entlastet." Der Emir wurde mit Blut bespritzt und schrie: „Barone, faßt mir diesen Schurken;

Digitized by Google

wenn er entkommt, sind wir alle beschimpft." Alle Sarazenen stürzten sich auf Hüon, der sich nach Kräften verteidigte. Er nahm den Ring, den er am Finger trug, und warf ihn auf den Tisch: „Herr," sagte er, „da seht! Um dieses Zeichens willen tut mir kein Leid an!" Der Emir erkannte den Ring und befahl, Hüon zu schonen. Nun trat dieser auf die Tochter des Emirs zu und küßte sie dreimal, um sein Wort einzulösen. Esclarmonde erbleichte, als sie seinen Atem spürte. Leise sprach sie zu ihrer Magd: „Weißt du, warum ich erbleiche?" „Nein, bei Gott!" „Sein süßer Hauch hat mir das Herz erfüllt; wenn ich ihn heute nacht nicht an meiner Seite habe, komme ich von Sinnen." Hüon trat auf den Emir zu und meldete ihm den Auftrag Karls: er ersuchte ihn, die Taufe anzunehmen, dem Frankenkaiser zu huldigen und ihm den Tribut zu schicken, den er verlangte. Der Emir rief: „Dein Herr ist toll, das alles kümmert mich keinen Pfifferling. Wenn er mir sein ganzes Erbe gäbe, ich würde nicht von meinem weißen Barte lassen und von meinen vier Backenzähnen. Fünfzehn Boten hat er mir schon hierhergesandt, keinen einzigen hat er zurückkehren sehen, alle habe ich erwürgen und einpökeln lassen. Und, bei Mahommed, du sollst der sechzehnte sein. Nur des Ringes wegen wagten wir dich nicht anzutasten. So sage mir, mit welches Teufels Hilfe du als Franke in den Besitz dieses Ringes gekommen bist?" Hüon wagte nicht zu lügen, da er Oberons Zorn fürchtete: „Herr Emir," sagte er stolz, „so wahr Gott mir helfe, ich will es Euch sagen. Ich habe Euren Herrn getötet und zerstückelt." Der Emir stieß einen Wutschrei aus: „Barone," rief er, „wollt ihr ihn laufen lassen? Wenn er entkommt, sind wir alle beschimpft." Die Heiden hörten es und griffen Hüon von allen Seiten an. Nach verzweifelter Gegenwehr entglitt ihm sein Schwert, er wurde zu Boden geworfen, sein Horn, sein Becher und seine Rüstung wurden ihm genommen, und der Emir befragte seine Barone, welchen Tod er erleiden solle. „Gehängt soll er werden!" riefen sie. Aber der weise Ratgeber des Emirs wußte etwas anderes:

Digitized by Google

„Heute ist Johannistag," sagte er, „da kannst du kein Urteil fällen, wenn du nicht gegen das Gesetz verstoßen willst. Man muß diesen jungen Mann ins Gefängnis werfen und ihn ein Jahr lang darin lassen. Im nächsten Jahre sollst du ihn am gleichen Tage befreien und ihm auf offenem Felde einen Kämpfer gegenüberstellen. Besiegt er diesen, so sollst du ihn in Frieden ziehen lassen; wird er aber besiegt, so läßt du ihn hängen." „Wenn das der Brauch meiner Ahnen war," entgegnete der Emir, „so will ich ihn nicht außer acht lassen." Hûon wurde ins Gefängnis geworfen, aber nicht lange sollte er darin schmachten. Esclarmonde, die sich auf den ersten Blick in ihn verliebt hatte, ließ ihn frei. Der Emir wurde getötet und seines Bartes und seiner Zähne beraubt; dann ergriffen beide die Flucht und gelangten nach vielen weiteren Abenteuern, bei denen der versöhnte Oberon wieder Hilfe leistete, nach Frankreich, wo Hûon Land und Lehen zurückerhielt.

3. Bertha mit den großen Füßen

König Pippin von Franken warb, dem Rate seiner Barone folgend, um die ungarische Königstochter Bertha mit den großen Füßen. Das ungarische Königspaar nahm die Werbung an und sandte die Jungfrau in der Begleitung ihrer alten Amme Margiste, deren Tochter Aliste und ihres Hofmeisters Tybert an den Hof des Frankenherrschers. An einem schönen Augusttage fand in Paris die Hochzeit statt, und mancher mächtige Fürst diente dem jungen Paare beim Mahle. Dann räumte man die Schüsseln fort, und drei Spielleute zeigten ihre Künste. Als diese ihr Spiel beendet hatten, erhob sich der König und die allgemeine Lustbarkeit begann. Fürsten und Barone umringten die junge Königin und führten sie auf ihr Zimmer. Aber Margiste hatte in ihrem Herzen einen verräterischen Plan gefaßt: sie kniete vor der Königin nieder und flüsterte ihr ins Ohr: „Herrin, es schmerzt mich bei Gott, daß ich es sagen muß, aber gestern

Digitized by Google

hat mir ein Freund berichtet, daß seit Anbeginn der Zeiten kein Mensch so zu fürchten war, wie der König Pippin es sein wird, wenn er bei Euch liegt. Ich fürchte sehr, daß er Euch tötet, wenn er heute nacht sein Gattenrecht an Euch ausübt." Als Bertha solches hörte, begann sie fast sinnlos vor Angst zu weinen. „Herrin," sagte die alte Hexe, „bekümmert Euch nicht, denn ich will Euch retten. Wenn die Bischöfe und Äbte von der Einsegnung des königlichen Bettes zurückgekehrt sind, werde ich Eure Kammer räumen lassen. Dann werde ich Aliste, meine Tochter, geschwind entkleiden und an Eurer Statt ins Bett legen. Ich habe schon mit ihr darüber geredet und sie hat ihre Einwilligung dazu gegeben. Denn ich will lieber, daß sie umkomme, als daß Ihr Schaden nehmet." Auf diese Worte hin umarmte Bertha die Alte und dankte Gott und allen Heiligen. Die böse Kammerfrau aber wandte sich von ihr und ging durch den königlichen Garten zum Flusse, wo sie ihre Tochter an einem Steinfenster lehnend fand. Diese glich Bertha, wie das Bild eines guten Malers dem Originale gleicht. Keine Frau konnte sich mit ihnen an Schönheit messen, sowenig wie eine dürre Heide mit einer blumigen Wiese. Die Alte umarmte ihre Tochter und küßte sie auf die Stirn, dann verabredeten sie heimlich, wie sie Bertha verraten könnten. „Tochter," sagte die Alte, „ich liebe dich, darum sollst du Königin werden, wenn es Gott und dem heiligen Petrus gefällt." „Mutter," entgegnete Aliste, „Gott erhöre Euer Gebet. Schickt nach Tybert, er soll uns seinen Rat erteilen. Befehlt ihm, daß er hierher kommt unter dem Vorwande, er habe gestern Almosen für mich ausgeteilt." Die Alte, die zum Bösen stets bereit war, lief schnell wie ein Windhund davon. Tybert kam eilends herbei und fand Gefallen an dem Plan. Alle drei beratschlagten eifrig, wie sie ihrer Herrin Bertha das Frankenreich wegstehlen möchten. „Tochter," sagte Margiste, „zu einem guten Sprung gehört ein weiter Anlauf: du wirst ein wenig dabei leiden müssen. Heute nacht soll Bertha in meiner Kammer schlafen; wenn es tagt, so

Digitized by Google

werde ich sie zu Euch schicken, gleichsam als solle sie ihren Platz beim Könige einnehmen. Dann mußt du dir ein Messer in den Schenkel stoßen, so tief, daß das helle Blut hervorspritzt. Darauf schreist du um Hilfe und tust, als ob sie dich habe ermorden wollen; ich werde nun in die Kammer treten und sie fesseln lassen. Das übrige laßt mich nur machen." „Mutter," sagte die Magd, „es geschehe, wie es dir gefällt."

Als es Abend wurde, begaben sich Bischöfe und Äbte in das Schlafgemach, um das Lager zu segnen. Dann hieß die Alte alles Volk hinausgehen und die Kerzen löschen. Ihre Tochter legte sie ins Bett König Pippins und steckte das Messer, mit dem sie den Verrat begehen sollte, in das Bettgestell. Die alte Hexe lachte hämisch, dann begab sie sich in ihre Kammer und sagte zu Bertha: „Herrin, voll Schmerz und Unmut verlasse ich meine Tochter. Es ist unbeschreiblich, was wir für Euch getan haben." „Gott lohne Euch dafür, Frau!" Dann hieß die Alte sie schlafen gehen und sagte ihr, bei Tagesanbruch müsse sie sich ankleiden und sich leise neben den König schleichen. Die ahnungslose Bertha sagte dieses ganz ruhig zu, sie wolle in nichts dem Willen ihrer Amme zuwiderhandeln. Darauf sprach sie ihre Gebete im Bette sitzend, denn sie war wohl gebildet und konnte sogar schreiben. Indessen tat der König an der Magd seinen Willen und erzeugte mit ihr einen Erben, der voll Falschheit und Tücke war.

Als es Tag wurde, rief die Alte den Verräter Tybert, der mit Freuden herbeikam. Bertha erwachte und begab sich leise, wie die Alte ihr aufgetragen hatte, in das Schlafgemach des Königs. Sie trat zu der Magd, die im geschmückten Brautbett lag. Die Magd bemerkte sie, und ohne Zaudern ergriff sie das Messer, schwang es und versetzte sich selbst einen solchen Stich hinten in den Schenkel, daß das helle Blut herausspritzte. Dann hielt sie ihr Messer Bertha hin und diese nahm es, ohne sich etwas Böses dabei zu denken. Dann fing die falsche Braut an zu schreien: „Ha! König Pippin, an Eurer Seite will man mich morden!" Der

Digitized by Google

König erwachte und sah das blutende Messer, welches die Königin in der Hand hielt. Er richtete sich auf, fast von Sinnen vor Zorn. Die Alte stellte sich wütend, als sie ihrer Tochter Blut erblickte, und schwur, daß die Täterin ohne Gnade sterben müsse. „O König," sagte das Weib, „laßt sie schleunigst hinrichten. Habt kein Mitleid mit ihr. Nie in meinem Leben könnte ich sie wieder lieben!" Die alte Hexe packte Bertha und stieß sie mit einem gewaltigen Schlag aus der Kammer. Bertha ließ alles ruhig über sich ergehen, denn noch glaubte sie, dies alles geschehe aus Freundschaft, obwohl ihr von dem Schlage die Tränen aus den Augen strömten. Tybert zerrte sie am Mantel fort, so daß derselbe fast zerrissen wäre: „Gott helfe mir," sagte Bertha, „was ist mir begegnet, was haben diese Leute im Sinn?" Die böse Alte reichte Tybert ein Band, dann schlugen sie Bertha nieder, öffneten ihr gewaltsam den Mund wie einem Pferde, das man aufzäumt, und steckten ihr einen Knebel hinein, so daß sie um viel Geld kein Wort hätte reden können. Auch die Hände fesselten sie ihr, warfen sie auf ein Bett und breiteten eine Decke über sie. Die Alte saß neben ihr und flüsterte ihr zu: „Wenn du schreist, wird dir der Kopf abgeschnitten." Bertha war über diese Worte sehr erschrocken; sie merkte wohl, daß jene sie verraten hatten und daß sie in ihr Netz gegangen war, und vor Schmerz wurde sie ohnmächtig. Margiste ging nun fort und ließ die Königin in den Händen Tyberts. Sie begab sich in das Gemach des Königs, und als sie ihre Tochter erblickte, fiel sie vor ihr auf die Knie: „Gnade, Herrin," flehte sie, „um Gottes willen. Wenn Ihr wüßtet, wie ich meine Tochter zugerichtet habe, würdet Ihr nicht sagen, daß ich mitschuldig wäre." — „Schweigt, alte Bettel," sagte der König, „Eure Untreue ist erwiesen. Ihr wolltet insgeheim Bertha, meine Gemahlin, ermorden. Eure Tochter wird ohne Erbarmen verbrannt." „Herr," sagte Aliste, „glaubt nicht, daß diese Alte jemals einen Verrat begangen hätte, es gibt keine tüchtigere Frau auf der weiten Welt. Aber ihre Tochter hat stets für etwas beschränkt gegolten und

Digitized by Google

gleichsam für irrsinnig. Herr, ich bitte Euch um eine Gnade, um die erste, seit ich Euer Weib bin und Krone trage: ich bitte Euch bei der Treue, die Ihr mir geschworen habt, daß diese Angelegenheit verschwiegen und verheimlicht werde. Kein Mensch soll etwas davon erfahren, weil ich doch die Magd mitgebracht habe. Laßt vielmehr drei Diener die Magd fortbringen, sie sollen sie in ein fernes Land führen und dort eingraben oder erwürgen oder was sie wollen, jedenfalls soll sie sterben." „Herrin," stimmte die Alte bei, „Euer Rat ist gut. Auch ich wünschte, sie würde enthauptet oder ertränkt oder sonstwie zum Teufel geschickt." Der König bewilligte die Bitte, und die Alte wurde beauftragt, die Sache zu Ende zu führen. Der König erhob sich, denn er wünschte, daß die Angelegenheit schnell erledigt werde; er rief drei Diener und sandte sie, ohne ihnen die näheren Umstände darzulegen, zu Margiste mit dem Auftrage, alles auszuführen, was ihnen diese befehlen würde. Die Alte zeigte ihnen das Zimmer, wo Bertha lag: „Kommt alsbald wieder, die Sache eilt." Dann wandte sie sich seufzend und weinend zum König: „Nun ruht aus, Herr. Ich versichere Euch, daß Ihr nie wieder von der Dirne sollt reden hören, ich erkenne sie nicht mehr als meine Tochter an, das schwöre ich Euch, weil sie meine Herrin ermorden wollte." Auch die Magd, ihre Tochter, begann zu weinen, und der König suchte sie zu trösten: „Weinet nicht um die Mörderin und laßt sie gehen, sie könnte Euch nochmals töten oder vergiften wollen. Seid Ihr schwer verwundet, Liebste? Sagt es mir offen!" „Nein," sagte sie, „es ist nicht so schlimm, nur als ich das Blut sah, erschrak ich. Ich will Euch die Wunde zeigen, geht und sperrt die Türe zu!"

Tybert und die Alte luden indessen Bertha auf einen alten Klepper, und die drei Männer führten sie gleich nach Tagesanbruch davon, Tybert begleitete sie als vierter. Das Weib ersuchte Tybert, der ihr Vetter war, er möge ihr das Herz Berthas zurückbringen, und dieser versprach, es nicht zu vergessen. Bertha weinte und betete, denn sie wußte nicht, wo-

Digitized by Google

hin man sie führte. Fünf Tage lang reisten sie, bis sie in einen großen Wald gelangten, es war der von Le Mans. Hier machten sie unter einem Olivenbaum halt: „Ihr Herren," sagte Tybert, „wir brauchen nicht weiter zu gehen." Dann stiegen sie von den Rossen. Einer der drei Begleiter hieß Moraut, er war ein tüchtiger Ritter. Sie hoben die Königin vom Pferd; es war das erste Mal, daß sie sie mit ihren Händen berührten, denn Tybert hatte niemanden sich ihr nähern lassen. Als sie sahen, wie schön sie war, klagten sie um sie, aber Tybert, der Schurke, zog sein Schwert und sprach: „Zieht euch zurück, ihr Herren, mit einem Schlage werde ich ihr jetzt den Kopf abtrennen." Als Bertha das Schwert sah, streckte sie ihre Arme mit flehender Gebärde aus, denn reden konnte sie nicht wegen des Knebels. „Tybert," rief Moraut, „schlage nicht zu, denn, beim allmächtigen Gott, ich würde dir Haupt und Glieder abhauen oder nie nach Frankreich zurückkehren." Tybert zürnte sehr, als es ihm nicht gestattet wurde, Bertha zu töten. Aber kaum hatte er sein Schwert gezogen, so packten ihn die drei Männer von der Seite und zwangen ihn auf die Knie. Sie rissen ihre Schwerter heraus, und während die beiden andern den Schurken Tybert festhielten, band Moraut mitleidig die Königin los und nahm ihr den Knebel aus dem Munde. „Flieht, schöne Frau, und der Herr geleite Euch!" Bertha eilte in den Wald und dankte Gott, als sie in Sicherheit war. Als Tybert ihre Flucht bemerkte, sagte er zornig: „Schlecht habt ihr gehandelt, ihr Herren; ich werde euch alle hängen lassen, wenn wir daheim sind." „Herr," sagte Moraut, „wißt Ihr, was wir tun? Ich rate, daß wir das Herz eines Frischlings mitnehmen und es Frau Margiste zeigen, auf diese Weise werden wir uns vor Tadel wahren, denn Ihr wißt, daß wir versprochen haben, das Herz jener Frau heimzubringen. Wenn Ihr nicht einverstanden seid, Tybert, so töten wir Euch auf der Stelle." „Der Rat ist gut," sagte Tybert, „da sie entflohen ist, müssen wir sehen, uns vor Vorwurf zu wahren."

Digitized by Google

Sie taten, wie Moraut geraten hatte. Die Alte hatte eine große Freude, als sie ihren Bericht hörte. „Ihr Herren," sagte sie, „ich will euch reich belohnen. Jene war das schlechteste Weib, seit die Welt steht."

Bertha hatte indessen den Wald durchschritten und gelangte nach mannigfachen Gefahren in das Haus eines biederen Mannes Namens Simon, der ihr bereitwillig Unterkunft gewährte. Sie ernährte sich mit Handarbeiten und blieb neun Jahre lang im Hause Simons wohnen. Um diese Zeit brach die Königin Blancheflur von Ungarn auf, um ihre Tochter zu besuchen. Auf ihrer Reise traf sie einen Bauern und befragte ihn über die Königin, von deren Herrschaft sie nichts Gutes gehört hatte. „Frau," erwiderte jener, „ich muß mich über Eure Tochter beklagen! Ich hatte ein einziges Pferd, mit dem ich für mich, meine Frau und meine kleinen Kinder mein Brot verdiente. Sechzig Groschen hat es mich gekostet, und ich brachte auf ihm meine Waren in die Stadt. Das hat sie mir wegnehmen lassen. Gott strafe sie dafür!" Die Königin hatte Mitleid mit dem Bauern und ließ ihm hundert Groschen in die Hand drücken, wofür er ihr dankbar den Steigbügel küßte.

An einem Montage ritt die alte Königin in Paris ein. Pippin hörte es und brachte voll Freude seiner Gattin selbst die Nachricht. Als die Magd diese Botschaft hörte, wurde sie sehr bestürzt, doch stellte sie sich, als ob sie lache. Sogleich rief sie ihre Mutter und Tybert und fragte sie um Rat. „Ich rate," sagte die Alte, „daß meine Tochter sich krank stellt. Um nichts in der Welt darf sie ihr Bett verlassen. Können wir den Betrug solange durchführen, bis die alte Königin heimkehrt, so brauchen wir fürderhin nichts mehr zu fürchten." Der Rat wurde befolgt; sogleich wurde ein Lager hergerichtet, und die Magd legte sich nieder und stellte sich krank. Der König, den die angebliche Krankheit seiner Frau sehr bekümmerte, ging allein der alten Königin entgegen. „Was macht Bertha, meine Tochter?" war ihre erste Frage. „Ach, Herrin, sobald sie erfuhr, daß Ihr kämet, wurde ihr Herz

Digitized by Google

von Freude so bewegt, daß sie sich niederlegen mußte, und seitdem ist sie nicht wieder aufgestanden. Aber wenn sie Euch erblickt, wird ihr gewiß sogleich besser werden." Als die Königin das Schloß betrat, warf sich Margiste ihr schmerzheuchelnd zu Füßen: „Margiste," sagte Blancheflur, „wo ist meine Tochter, ich will sie gleich sehen." „Herrin," jammerte das falsche Weib, „zum Unheil bin ich geboren! Eurer Tochter ist die Freude über Eure Ankunft so zu Herzen gegangen, daß sie ihr Bett nicht mehr verlassen kann. Laßt sie doch bis zum Abend ruhen!" Als Blancheflur nach dem Essen ihre Tochter aufsuchen wollte, stellte sich ihr die böse Alte mit ausgebreiteten Armen entgegen. „Sie ist gerade ein wenig eingeschlafen, um Gottes willen, kehrt wieder um!" Blancheflur wartete, bis ihre Tochter erwachen würde; unterdessen unterhielt sie sich mit der Alten und fragte sie nach Aliste. „Herrin," log das Weib, „sie starb auf dem Stuhle sitzend eines plötzlichen Todes, ich weiß nicht, welches Übel sie auf der rechten Brust hatte, ich glaube, sie wäre zuletzt noch aussätzig geworden. Ich ließ sie ganz im geheimen in der alten Kapelle bestatten." Endlich konnte sich Blancheflur nicht länger halten, sie befahl einer Jungfrau, sie mit einer Kerze ins Schlafzimmer der Königin zu begleiten, aber Tybert, der bei der Kranken Wache hielt, trieb das Mädchen sogleich mit Schlägen zurück: „Geh', Hündin, unsre Herrin will schlafen, sie kann durchaus kein Licht vertragen." Blancheflur trat im Dunkeln an das Bett der Magd. „Mutter, seid willkommen!" sagte diese mit so schwacher Stimme, daß man sie kaum verstand, und dann, auf eine Frage der Mutter nach ihrem Befinden: „Mutter, ich leide solchen Schmerz, daß ich weiß geworden bin wie Wachs. Die Ärzte sagen mir, daß die Helligkeit mein Leiden verschlimmern würde. Ich wage Euch daher nicht bei Licht zu begrüßen, so schmerzlich es mir auch ist. Aber nun laßt mich um Christi willen ruhen!" Blancheflur erhob sich kopfschüttelnd: „Bei Gott!" sagte sie, „das ist meine Tochter nicht, die ich hier vorgefunden habe. Wenn sie halbtot wäre, so hätte diese mich umarmt und ge-

Digitized by Google

küßt." Dann rief sie ihr Gefolge und ließ trotz der Alten und Tyberts Widerstreben das Fenster öffnen und Licht bringen. Sie riß die Decken vom Bett herunter und betrachtete die Füße der Kranken: sie waren nur halb so groß wie die ihrer Tochter. „Verrat!" schrie sie, „Betrug! das ist meine Tochter nicht, es ist die Tochter der Margiste! Weh! Sie haben mir mein Kind getötet, meine Bertha, die mich so sehr liebte!" Als der König den Betrug erfuhr, ließ er die alte Hexe zum Feuertode führen, Tybert wurde von vier wilden Rossen totgeschleift, die falsche Braut wurde um ihrer Kinder willen geschont, doch mußte sie das Land verlassen.

Einst hatte sich König Pippin auf der Jagd im Walde von Le Mans verirrt, da traf er auf Bertha, die ihn in das Haus Simons führte. Pippin, der schon lange im Sinn hatte, sich wieder zu verheiraten, fand an Simons sittsamer Pflegetochter Gefallen und ersuchte sie, ihm nach Paris zu folgen, um seine Gattin zu werden. Bertha wies die Werbungen des Fremden dadurch ab, daß sie sich ihm als Pippins Gattin offenbarte. Der König gab sich nicht zu erkennen, sondern ritt, nachdem er sich nochmals überzeugt hatte, daß er auch wirklich Bertha vor sich habe, nach Paris zurück. Dann ließ er das ungarische Königspaar einladen und entbot auch Simon mit seiner Pflegetochter an seinen Hof, wo er sich ihnen als König zu erkennen gab. Ein großes Fest folgte dem freudigen Wiedersehen, der wackere Simon wurde zum Ritter geschlagen und auch Moraut, der Bertha das Leben gerettet hatte, erhielt reichen Lohn.

4. Parthonopeus und Meliur

König Chlodwig jagte einst mit seinem Neffen Parthonopeus im Ardennerwalde. Ein Eber floh vor dem Jüngling und lockte ihn immer tiefer in den Wald hinein. In der Irre tappend gelangte er schließlich zum Ufer des Meeres. Hier fand er eine herrlich geschmückte Barke liegen. Der Jüngling hoffte, auf diesem Schiffe an den Hof

Digitized by Google

seines Oheims zurückkehren zu können oder doch zum wenigsten zu erfahren, wo er sei. Aber wie groß war sein Erstaunen, als er keine lebendige Seele auf dem Schiff antraf. Er zog sein Roß hinter sich her, streckte sich ermüdet auf dem Deck aus und schlummerte ein. Als er die Augen wieder öffnete, war kein Land noch Wald mehr zu erblicken, nur Himmel und Wasser, und ein heftiger Wind schwellte die Segel. Lieber wäre Parthonopeus noch im Walde gewesen, denn die Gefahren des Landes sind geringer als die des Meeres. Als aber die Sonne aufging und er das Wunderwerk betrachtete, das ihn trug, wurde er ruhiger. Die ganze Ausrüstung der Barke war von Seide und ein strahlender Glanz durchfloß ihr Inneres. Schneller als der Hirsch vor dem Jagdhund flieht, glitt das Fahrzeug durch die Wellen und landete abends von selbst am Fuße eines Bergschlosses. Parthonopeus stieg aus und führte sein Reittier, das ebenso abgemagert war wie er selber, am Zaume nach.

Die hohen Mauern der Feste waren aus rotem und weißem Marmor erbaut, der schachbrettartig wechselte. Der Hafen war groß und tief, wohl hundert Schiffe hätte er gefaßt, rechts und links davon dehnte sich ein unbebauter Sandplatz aus. Durch einen hohen und breiten Turm, der so weiß war wie Elfenbein, betrat der Jüngling die Stadt. Eine Straße, zu deren Seiten marmorne Paläste mit goldenen Dächern in der Sonne glänzten, führte zum Schloß hinauf. Parthonopeus glaubte zu träumen, bald dünkte ihn das alles ein Trug der Hölle, bald vermeinte er im Paradiese zu wandeln, nur sein knurrender Magen mahnte ihn an die Wirklichkeit. Unter dem Schirmdach des Schloßtores war ein Mosaik aus Gold, das Sonne, Mond und Sterne und die Heldentaten der Alten darstellte. Weit öffneten sich die Tore des Palastes und Parthonopeus durchschritt eine Anzahl prächtiger Säle, bis er in einen gelangte, in welchem ein reiches Mahl gedeckt worden war. Große Kerzen brannten im Saale, Messer, Löffel, Becher und Gold- und Silberschalen standen auf der Tafel, aber in der ganzen Stadt war kein lebendes Wesen zu er-

Digitized by Google

blicken, kein Ritter und keine Dame saß am Tisch, keine Harfe und keine Geige ließ ihre Saiten erklingen. Der Hunger nötigte den Jüngling, daß er beschloß, von den bereitstehenden Speisen zu kosten. Sogleich bot ihm eine unsichtbare Hand ein Becken mit Wasser und eine andere ein Handtuch dar, und als er sich die Hände gewaschen hatte, setzte er sich auf den Ehrensitz der Tafel, denn inmitten des höllischen Spuks und Blendwerks blieb er sich bewußt, daß er aus königlichem Stamme geboren sei. Von selbst stellten sich die Schüsseln vor ihn, und wenn er von einem Gerichte genommen hatte, wurden die Platten wieder von ebenso unsichtbaren Händen abgetragen. Feenhafte Schenken gossen roten Wein in goldene Schalen, mit welchen sie den Becher des Jünglings füllten, der aus einem einzigen Safir bestand, den ein funkelnder Rubin bedeckte. Nach dem Mahle wurden ihm wieder Wasserbecken und Tücher gereicht und dann ein Würzwein aufgetischt. Parthonopeus fühlte den Schlaf nahen und trat zum Ausgang des Saales. Sogleich erschienen zwei brennende Kerzen, die ihn zu einem reichgeschmückten Lager führten. Die Decke war aus dem Pelze eines Salamanders gefertigt, der nur im Feuer leben kann, und der Teppich vor dem Bette bestand aus Federn des Vogels Phönix, das ganze Gemach aber war mit Porphyr eingelegt. Parthonopeus setzte sich in einen Lehnstuhl, um sich die goldenen Sporen abzunehmen, aber schon war ihm eine dienende Hand zuvorgekommen, die ihn entkleidete.

Kaum hatte er sich in die Decke gehüllt, als alle Kerzen erloschen und das Gemach so dunkel wurde, wie es zuvor in Helle gestrahlt hatte. Den Jüngling lähmte ein unbeschreibliches Grauen, aber er konnte nicht schlafen. Mit einem Male kam ein Mensch ans Bett, Schritt vor Schritt, leise, leise. Parthonopeus fürchtete, es möge der Böse selber sein, aber es war eine Jungfrau, welche die Bettdecke lüpfte und sich neben ihn legte. Er hielt sich ganz ruhig und drückte sich zur Seite, aber auf einmal berührte ihn das Fräulein mit dem Fuße und rief: „Wie? Wer bist du? Bin ich betrogen?

Digitized by Google

Mein ist dies Reich, wie wagtest du, ohne meine Erlaubnis deinen Fuß in meinen Palast zu setzen und dich obendrein in mein Bett zu legen?" Der Jüngling erzählte, durch welche seltsame Reihe von Abenteuern er hierher gekommen sei und entschuldigte sich damit, daß er niemanden gesehen habe, den er um Erlaubnis hätte fragen können. „Frau," bat er, „habt Erbarmen mit mir! Ich weiß nicht, wohin ich mich wenden soll, wenn Ihr mich verstoßt. Ich bin Euer Gefangener, Frau, beschließt über mein Leben oder meinen Tod!" Sie aber bestand darauf, daß er gehen solle und drohte, ihre Ritter zu rufen. „Frau," flehte er wieder, „ich kann nicht mehr gehen, ich bin zu müde. Macht mit mir, was Ihr wollt, wenn Ihr Euch meiner nicht erbarmen mögt." Er seufzte tief auf und erwartete den Tod. Als die Jungfrau ihn so stöhnen hörte, begann ihr das Herz zu zittern, Mitleid erfaßte sie mit dem jungen Manne, den sie so geschmäht hatte, fast hätte sie ihn um Verzeihung gebeten, und sie bereute unter Tränen ihre harten Worte. So machen es die Frauen. So kam es, daß ihr Widerstreben schwächer und schwächer wurde, während der Jüngling sie an sich zog. Er nahm ihr die Blüte der Jungfrauschaft; Blüten nahm er und gab Blüten, denn nie hatte er bisher ein Weib berührt.

Nun enthüllte ihm die Fee, die sich Meliur nannte, daß sie ihn schon zuvor gekannt und geliebt habe und daß sie es gewesen sei, die dem König den Gedanken zur Jagd eingegeben, den Eber aufgescheucht, das Schiff geschickt und ihn durch ihre Geister bewirtet habe. Parthonopeus dankte der Fee und versicherte sie seiner Liebe: „So sehr liebe ich Euch," sagte er, „daß alles andere für mich versunken ist. Nur eines fehlt mir noch: ich habe Eure Reize gefühlt, nun möchte ich Euch auch sehen." „Süßer Freund," entgegnete die Frau, „jede Nacht dürft Ihr meine Gunst genießen, aber sehen dürft Ihr mich nicht. Ich will nicht eher erblickt werden, als bis die Stunde gekommen ist, die ich meinen Baronen zur Wahl meines Gatten bestimmt habe. Dritthalb Jahre müssen bis dahin noch verstreichen. Bis dahin gehört alles Euch: Hunde und Falken

Digitized by Google

und schöne Rosse, die wildreichen Wälder und die Ströme voll von Fischen, Speisen und Kleider, die Stadt und das Schloß und ich selbst. Aber Ihr dürft mit niemandem reden als mit mir allein bis zu dem Tage, da mich mit Einwilligung all meiner Könige Parthonopeus von Blois zur Gattin erhalten soll. Denn erst dann, süßer Freund, könnt Ihr Ritter werden, nie würden meine Vasallen einen Knappen als Herrn anerkennen. Solltet Ihr aber versuchen, mich vorher mit List zu erblicken, so werden Tränen und Unglück die Folge sein." „Welche Gründe Euch auch zu diesem Gebote treiben, ich achte sie und unterwerfe mich," entgegnete Parthonopeus, „da ich Eurer Liebe gewiß bin; was fehlt mir noch zu meinem Glück?"

Einige Wochen verlebte der junge Mann unter unaufhörlichen Freuden im Feenlande, dann aber begann er Sehnsucht nach seiner Heimat zu empfinden. Nächtlicherweile, als er mit Meliur das Lager teilte, gestand er ihr sein Sehnen und bat sie, ihm die Reise zu gestatten. „Geht, Freund," sagte diese, „geht, und haltet Eurer Freundin die Treue. Frankreich bedarf Eurer Hand, denn viele Feinde bedrängen es. Chlodwig ist tot, auch Euer Vater ist verschieden, und Blois, Euer Erbe, belagert der Feind. Geht und begeht Taten des Ruhms und vergeßt nicht, freigebig zu sein, denn stets will ich Euch reichlich mit Geld versehen. Seid freundlich gegen die Armen und ehrt Gott und seine heilige Kirche, aber laßt Euch nicht verleiten, mich sehen zu wollen. Wenn der Friede wiederhergestellt ist, so verweilt nicht länger im Frankenlande, sondern kehrt um meiner Liebe willen zu mir zurück." „Frau," entgegnete Parthonopeus, „ich habe Eure Lehren gehört und werde Eurem Gebote getreu handeln." Mit Schätzen reich beladen gelangte der junge Mann in die väterliche Burg, verjagte seine Feinde und befreite das Frankenreich von den Normannen und Sarazenen. Dann kehrte er nach Blois zurück, aber das Verlangen nach Meliur ließ ihn nicht ruhen, und die Mutter, die seinen Kummer alsbald bemerkte, stellte ihn deshalb zur Rede und fragte ihn, ob ihn Liebessorge quäle. „Mutter," antwortete er, „ja, ich habe

Digitized by Google

eine Liebste, die reichste und sanftmütigste, die irgend zu finden ist." „Ist sie schön?" „Das weiß ich nicht." „Wie? Das weißt du nicht, wenn du sie so oft gesehen hast?" Nun erfuhr die Mutter das Verbot der Fee, und obwohl sie ihren Sohn darin bestärkte, den Wunsch seiner Geliebten zu achten, sann sie doch darauf, wie sie ihn den Krallen des Teufels, denn für einen solchen hielt sie Meliur, entreißen könne. Man veranstaltete ein Mahl und setzte Parthonopeus einen Vergessenheitstrunk vor; und wirklich vergaß sich dieser soweit, daß er mit seiner freundlichen Nachbarin plauderte und nahe daran war, sich in sie zu verlieben. Das aber war es, was die Mutter beabsichtigt hatte: das junge Mädchen sollte ihn an die Heimat fesseln. Fast wäre das Ziel erreicht worden, da entschlüpften diesem die unbedachten Worte: „Wir haben unser Spiel gewonnen, Freund, du bist der Macht der schönen Fee entrissen!" Als Parthonopeus so an seine Geliebte erinnert wurde, dachte er nach, mit einem Male fiel ihm alles wieder ein und eine drückende Angst beklemmte ihn. Er sprang auf, entriegelte die Tür, durcheilte die Säle und fand sein Roß am Torweg. Er bestieg es und eilte im Galopp von dannen.

Aber bald darauf trieb ihn die Sehnsucht nach der Heimat ein zweites Mal aus den Armen Meliurs, welche ihn diesmal, Böses ahnend, ungern ziehen ließ. Die Mutter hatte inzwischen den Erzbischof von Paris aufgesucht und ihm erzählt, wie eine Fee ihren Sohn verzaubert und ihm verboten habe, sie zu sehen. Als daher der junge Mann nach Blois zurückkehrte, berief ihn der Erzbischof alsbald zu sich und ermahnte ihn, ihm seine Sünden zu bekennen. „Herr," sagte Parthonopeus, „nur einer Sünde weiß ich mich schuldig. Ich liebe eine Frau, die nie ich sah. Sie ist es, die mir Gold und edle Steine gab, womit ich Könige und Bürger beschenkte, sie ist es, die unserem Lande den Frieden verschaffte, sie ist es, der ich alles verdanke, doch darf ich sie ohne ihre Erlaubnis nicht betrachten, und das ist das einzige, was mir Zweifel und Furcht verursacht." Als der Erzbischof dieses hörte, riet er dem jungen Mann, er solle durchaus seine Geliebte sehen, um

Digitized by Google

sich zu überzeugen, ob sie nicht ein vermummter böser Geist sei. Dann eröffnete ihm die Mutter, daß sie ein Mittel besitze, um sie unbemerkt zu betrachten. Aber wenn er sie erblicke, solle er sich vor allzu großem Schrecken hüten, denn der Teufel sei maßlos häßlich. Sie gab ihm eine Zauberlaterne, welche kein Wind zu löschen vermochte. Parthonopeus, den die Ermahnungen des Bischofs erschreckt hatten, ging in die Falle und nahm die Laterne mit.

Dunkle Nacht war es, als er im Schlosse Meliurs anlangte. Die schwerbeladenen Tafeln ließ er heute unberührt und eilte, seine Laterne sorgfältig unter dem Mantel verbergend, ins Schlafgemach. Ganz angekleidet warf er sich aufs Bett, so groß war seine Ungeduld, Meliur zu sehen. Als die Kerzen erloschen waren, erschien die Fee, warf ihren Mantel ab und legte sich neben ihren Geliebten. Als der junge Mann sie neben sich fühlte, zog er seine Laterne plötzlich unter der Decke hervor und erblickte die Fee im hellen Lichtstrahl. Nie hatten seine Augen ein schöneres Weib gesehen. Meliur aber erbleichte und erst jetzt sah Parthonopeus, daß er töricht gehandelt habe. Voll Wut warf er seine Laterne gegen die Mauer, so daß sie zersplitterte, und verfluchte den Tag, da er sie erhalten. In diesem Augenblicke fühlte er, wie sehr man ihn betrogen, da die Frau, die man ihm als den häßlichsten aller Teufel geschildert hatte, das schönste Weib auf Erden war. „Süßer Freund," klagte die Fee, „was habe ich dir getan, daß du mich so mit Schmach bedeckst? Tat ich etwas gegen deinen Willen, daß du mir so zürnst?" Durch die Übertretung des Verbotes nämlich hatte die Fee ihre Zaubermacht verloren, und kaum war die unbedachte Tat geschehen, als Ritter und Frauen in das Gemach strömten, die mit Fingern auf das Paar wiesen. Parthonopeus wurde aus dem Feenlande gewiesen und suchte verzweifelt den Tod unter den wilden Bestien des Ardennerwaldes. Wie der junge Held von einer mächtigen Fee gerettet wurde und schließlich doch noch die Hand der schönen Meliur bei einem Turnier gewann, sollt ihr ein andermal hören.

Digitized by Google

5. Robert der Teufel befreit Rom von den Türken

In ihrer Verzweiflung, kein Kind vom Himmel zu erhalten, vergaß sich einst die Herzogin der Normandie soweit, eines vom Teufel zu erbitten, und sie gebar einen Sohn von außergewöhnlicher Stärke und Schönheit, der den Namen Robert erhielt. Aber bald zeigte sich die höllische Herkunft des Knaben: er biß seine Ammen, erschlug seine Erzieher und mißhandelte die Priester. Sein Vater suchte vergebens edlere Gefühle in ihm zu erwecken, indem er ihm den Ritterschlag erteilte; bei dem aus diesem Anlaß abgehaltenen Turnier zeigte Robert der Teufel, wie man ihn von nun an nannte, erst seine ganze Grausamkeit. Als ihn sein Vater daraufhin von seinem Hofe verjagte, wurde er zu einem Banditen, mißhandelte die frommen Wallfahrer und ermordete die Einsiedler. Solange setzte er sein zügelloses Räuberleben fort, bis ihn selbst vor dem Schrecken, den er einflößte, grauste; da zwang er seine Mutter, ihm die näheren Umstände seiner Geburt zu enthüllen. Als er seine Herkunft erfahren hatte, warf er seine Waffen weg, bekleidete sich mit Bußgewändern und wallte nach Rom, um beim Heiligen Vater Vergebung für seine Sünden zu suchen. Der Papst glaubte die Verantwortung einer solchen Absolution nicht übernehmen zu können und wies Robert an einen Eremiten, der ihn wieder zu einem zweiten und dritten schickte. Auf Befehl des Himmels legte ihm der letzte diese Buße auf: wie ein Narr solle er sich gebaren, solle sich der menschlichen Stimme entwöhnen und mit den Hunden seinen Fraß suchen, bis der Himmel ein Zeichen der Versöhnung gebe.

Von nun ab wohnte Robert unter einer Stiege des Kaiserpalastes in Rom, wo ein Hund seine Unterkunft hatte, der mitleidig sein Stroh mit ihm teilte.

Der Kaiser hatte eine Tochter, welche stumm geboren war, um diese warb ein Seneschall seines Hofes, dessen Werbung aber abgewiesen wurde. Aus Groll rief dieser die Türken, welche Rom mit einem gewaltigen Heere belagerten. Unter

Digitized by Google

Führung des Kaisers zogen die Römer zur Schlacht. Die Frauen und Jungfrauen Roms geleiteten das Heer zu den Toren der Stadt und empfahlen unter Tränen den Kaiser und sein Heer dem Schlachtenlenker. Als Robert in seiner Hundehütte das Heer ausziehen sah, war er dem Weinen nahe. Wie gern wäre er mitgezogen, wenn er nicht gefürchtet hätte, die Gnade dessen zu verscherzen, um dessen willen er Buße tat. Denn einen anderen als Gott fürchtete er nicht. „O Gott," betete er in Gedanken, „der du so manche Seele aus den Krallen des Teufels gerettet hast, wie gerne eilte ich dem Kaiser zu Hilfe und kämpfte für ihn gegen die stolzen Türken! Aber es ist nicht dein Wille und ferne sei es von mir, mich in einen Kampf einzulassen. Aber wenn du mich würdigtest, es zu wollen, so sollte die Sarazenen meine Ankunft bitter schmerzen, mit meinem blanken, hartgeschmiedeten Schwert würde ich ihre Leiber zerschneiden, und wären ihrer auch tausendmal tausend." Seufzend erhob er sich und ging weinend in den Garten. Da, wo eine klare Quelle sprudelte, abseits vom Wege, ließ er sich nieder, denn er wünschte mit seinem Schmerz allein zu sein. Er betete zu Gott, daß er dem Kaiser in der Schlacht beistehen möge. Während er so betete, trat die wunderschöne Jungfrau, des Kaisers Tochter, zur schattigen Quelle, und als sie sich umwandte, erblickte sie den Narren, wie er seine Hände ausbreitete und Gott anzurufen schien. Das wunderte sie sehr und sie bedachte, daß einer, der solches tue, kein Narr sein könne. Sie schaute ihm lange zu und Mitleid mit ihm ergriff sie. Dann blickte sie über das Meer, wo die Türken heranrückten, um Rom zu vernichten. Sie sah die Römer, die gegen sie zogen und ihnen schon auf Bogenschußweite nahegekommen waren. Noch beobachtete sie den Zusammenstoß der Vorhut, da trat plötzlich an die Quelle, wo Robert seinem Schmerze nachhing, ein Ritter von leuchtender Schönheit. Mit einem silberweißen Harnisch war er angetan und weißer als Lilienblüten waren seine Waffen und sein Schild. Ein gewaltiges Schwert trug er an den Hüften, dessen Klinge

Digitized by Google

so weiß war wie frisch gefallener Schnee, und das Roß, auf dem er saß, war weißer als eine eben aufgeblühte Blume, einen weißen Mantel hatte er umgeschlagen. Vor Robert stieg er ab, neigte sich vor ihm und sagte ihm diese Botschaft Jesu Christi: „Freund Robert, Gott befiehlt dir und trägt dir durch mich auf, daß du unverzüglich in die Schlacht eilst. Und willst du mir nicht glauben, so nimm dies zum Zeichen: ich weiß, daß du ins Gebirge gegangen bist, um beim heiligsten Manne des Landes Buße zu suchen, und daß dieser dir solche Lebensweise auferlegt hat." Als Robert diese Botschaft hörte, wurde er froh und sein Herz pochte; er warf sich zu Boden und sagte seinem Schöpfer Dank. Dann nahm er die Waffen und die Kleider, die der Engel ihm gab, und legte sie an. Die Jungfrau aber wunderte sich gewaltig, als sie ihn sich waffnen sah, und weinte aus Mitleid und Liebe. Robert gürtete sich das Schwert um, schnallte den Helm fest und sprang dann ganz in Waffen gehüllt auf das Schlachtroß, das ihm der Himmel gesendet hatte. Er ergriff den Schild geschickt wie einer, der im Waffenhandwerk erfahren ist, zog ihn an sich und nahm die große und gerade Lanze, mit der er manchen Sarazenen in den Tod zu senden gedachte, ehe die Sonne sinken würde. Darauf schied er vom Boten Gottes und ritt davon. Nie sah man einen besser gewaffneten und schöner geschmückten Ritter.

Gewaltige Heldentaten verrichtete der Unbekannte in der Schlacht und entschied sie zugunsten der Römer. Zwanzigtausend Türken lagen am Strande, die alle ihr Leben verloren hatten, ungerechnet jene, die die Schiffe nicht mehr schwimmend erreichen konnten und im Meer versanken. Als Robert bemerkte, daß die Schlacht zu Ende war, stahl er sich von hinnen, so daß niemand erfuhr, was aus ihm geworden sei. Er eilte wieder zur Quelle, wo ihn der Engel erwartete. Schild und Helm waren ihm gräulich zerschlagen, sein Antlitz war von den Schlägen, die er auf das Nasenband erhalten hatte, mit Blut überströmt, und die Maschen des Halsbergs waren von den unzähligen Streichen in sein Gesicht einge-

Digitized by Google

drückt. Der Bote kehrte mit den Waffen zu Gott zurück. Robert aber wusch sein blutiges Antlitz im Bach, und seine Wunden schmerzten ihn heftig. Darauf ging er an seinen gewohnten Platz unter die Stufen und häufte sich Stroh zum Lager. Er überdachte in seinem Sinn die heilige Tat und entschlummerte. Die Jungfrau aber hatte die ganze Begebenheit mit angesehen und sie war verwundert und erfreut über das große Werk, das Robert vollbracht hatte.

Der Kaiser, der sehr betrübt war, seinen Retter nicht aufzufinden, um ihm danken zu können, kehrte in seinen Palast zurück und setzte sich zum Mahl. Um diese Zeit erwachte Robert, sein Herz war tief betrübt und er richtete sein zerfleischtes Gesicht zum Himmel. Sodann verließ er sein Lager und ging langsam und müde in den Saal und trat auf den Kaiser zu. Sobald ihn die stumme Prinzessin bemerkte, erhob sie sich gegen ihn und neigte tief ihr Haupt, dann setzte sie sich wieder ganz züchtig neben ihren Vater. Der Kaiser aber schämte sich, denn er wußte nicht, warum sie solches getan hatte, noch mochte er sie zur Rede stellen. Die Tafelgesellschaft sprach manches spottende Wort über den garstigen Narren und die törichte Jungfrau, die man für toll hielt, weil sie diesen so geehrt hatte. Dem Narren wurde Fleisch vorgeworfen, welches er mit den Hunden teilte, während der Kaiser in höchsten Lobeserhebungen den unbekannten weißen Ritter pries, der die Stadt gerettet habe, und die Prinzessin bemühte sich vergeblich, durch Zeichen anzudeuten, daß Robert der Gesuchte sei.

Nach einiger Zeit kehrten die Türken zurück, um für die Niederlage Rache zu nehmen, die gleichen Vorgänge wiederholten sich, wieder entschied Robert unerkannt in der Rüstung des Engels die Schlacht, wieder begrüßte ihn die Jungfrau, die alles beobachtet hatte, mit tiefer Verneigung, während der Seneschall sich grollend vom Kampfe zurückhielt. Zum drittenmal zogen die Türken mit ungeheuren Heeren heran, der Kaiser rüstete sich zur Verteidigung und beriet sich mit seinen Truppenführern. Lange dauerte der Kriegsrat, schließ-

Digitized by Google

lich ergriff der Kaiser das Wort und sprach: „Ihr Herren! Gott unser Vater hat uns zweimal einen Ritter zugesandt, der uns gewaltiglich gegen die Türken verteidigt hat. Sicher wäre Rom längst zerstört, wäre nicht die Kraft und der Glanz des weißen Ritters und seiner Waffen. Höret nun, was ich beschlossen habe. Der mir zweimal so geholfen hat, hat großen Lohn verdient, wenn er ihn nur von mir annehmen wollte. Kommt er uns diesmal wie sonst zu Hilfe, so will ich ihn festnehmen lassen, damit ich ihm den Lohn für seine Dienste erstatten kann. Dreißig gute Ritter will ich in ein Gehölz in Hinterhalt legen, wo er, wie man mir berichtet, nach der Schlacht vorbeireitet. Dort soll er überfallen und festgenommen werden, wenn er kommt und Gott ihn dahinführt."

Die dritte Schlacht endete durch Roberts Eingreifen mit einer endgültigen Niederlage der Türken. Als Robert in sein Versteck zurückkehren wollte, sah er sich von den Rittern, die aus dem Hinterhalte hervorbrachen, angegriffen. Er sprach kein Wort, sondern sah schweigend die Ritter an, um die er sich wenig zu kümmern schien; doch war er traurig und wußte nicht, was er tun solle. Er scheute sich, ihnen Widerstand zu leisten, denn er wußte wohl, daß der Kaiser sie hierher bestellt hatte, damit er ihn belohnen könne. Aber danach trug er kein Verlangen. Wurde er andererseits festgenommen, so war sein Geheimnis verraten und er konnte nicht mehr bleiben. So begann er in Gedanken zu Gott dem Herrn zu beten, daß er ihn schütze und kein Ritter ihn fangen könne, und er floh talabwärts, so schnell ihn sein Roß zu tragen vermochte, hinter ihm aber erhob sich eine Staubwolke von denen, die ihn verfolgten. Solange eilten sie ihm nach, bis ihre eigenen Pferde, der langen Verfolgung müde, erschöpft stehen blieben. Nur einem gelang es, auf einem Seitenpfade in Roberts Nähe zu gelangen. Eben wollte er dem fliehenden Roß in die Zügel fallen, als Robert eine plötzliche Schwenkung machte. Als jener sah, daß er ihn nicht fangen konnte, drohte er ihm, er würde sein Pferd erstechen, wenn er nicht stillhalte. Er legte seine Lanze ein, um das Tier am Gürtel

Digitized by Google

zu treffen, aber der Stahl verfehlte sein Ziel und traf Robert in den Schenkel. Bis zum Schaft drang die Waffe in das Fleisch, aber trotzdem hielt Robert nicht an, sondern eilte unter Schmerzen und blutend von dannen. Er drückte seine Wunde mit der Hand zu, damit das Blut nicht zu Boden tropfe und ihn verrate. Der Ritter, der ihm die Wunde beigebracht hatte, blieb hinten und zog seine verbogene Lanzenspitze zurück. Das Eisen aber trug er nicht heim, das steckte in Roberts Wunde.

Als Robert in großen Schmerzen heimgekommen war, zog er das Eisenstück aus dem Schenkel und vergrub es. Wieder neigte sich beim Mahl die Königstochter vor dem Narren und gab durch Zeichen zu verstehen, daß sie ihn für den Sieger halte.

Um den Fremden zu veranlassen, sich zu entdecken, ließ der Kaiser auf offenem Markte ausrufen, daß der weiße Ritter, der sich durch das Eisenstück ausweisen müsse, die Prinzessin zur Gemahlin erhalten solle. Solches erfuhr der verräterische Seneschall. Er ließ sich weiße Waffen verfertigen, brachte sich eine Wunde am Schenkel bei und ließ das Eisen darin. Vor den versammelten Baronen empfing ihn der Kaiser, und alles war überzeugt, daß der Seneschall der Retter Roms sei. Schon wollte der Kaiser die Hand seiner Tochter in die des Verräters legen, da geschah ein Wunder. „Meine Tochter," sagte der Kaiser, „sei heiter und freundlich und schmücke dich schön, denn ich führe dir deinen Gemahl zu. Es ist der Seneschall meines Reiches, der einst mit mir um deinetwillen Krieg geführt hat. Er ist der tapfere Ritter mit den weißen Waffen, der uns gerettet hat. Dreimal war er uns ein so guter Schutz, daß die Türken uns keinen Schaden zufügen konnten, sondern weichen mußten. Tochter, zeig ihm ein freundliches Gesicht und laß das Weinen, denn das weiß Gott, der höchste König, daß er derselbe Ritter ist, der sich im Sturm so gut gehalten hat." „Lieber Vater," antwortete die Stumme, „wisset, daß er es nicht ist!" Staunend wich die Menge zurück und der Kaiser wollte seinen Ohren

Digitized by Google

nicht trauen. „Ich bin jederzeit stumm gewesen," fuhr die Jungfrau fort, „bis zu dieser Stunde, da Ihr auf mich eindranget, daß ich den Seneschall zu meinem Liebsten nähme. Gott will nicht, daß er mich erhalte, denn nicht er trug die Wunde beim Heimweg aus der Schlacht davon. Was er Euch auch erzählen mag, alles ist Lüge. Ein anderer als er ist der Retter Roms, da steht er, der büßende Narr. Gott will, daß er seine Buße ende, und darum hat er dieses Wunder bewirkt." Um ihre Worte zu bekräftigen, grub sie die Lanzenspitze aus, denn sie hatte beobachtet, wie Robert sie vergraben hatte, und der Ritter, der ihn verwundet hatte, erkannte sie als zu seiner Lanze gehörig. Alles Volk jubelte und Robert gab sich zu erkennen, doch nur, um auf die Hand der Kaisertochter zu verzichten und sein Leben in der Tiefe des Waldes als Einsiedler zu enden.

6. Parzival in der Graalsburg

Parzival gedachte einst seine Mutter aufzusuchen und gelangte auf dem Wege an einen Strom, den keine Brücke überspannte. Er ritt eine Zeitlang flußaufwärts, bis ihm ein großer Felsblock den Weg versperrte. Der Jüngling schaute sich um und sah eine Barke auf dem Strome abwärts gleiten, in welcher zwei Männer saßen, und er blieb stehen, um zu warten, bis sie in seine Nähe käme. Aber plötzlich blieb das Fahrzeug mitten in der Strömung ruhig stehen, als ob es vor Anker läge, und der Mann, der vorne saß, warf seine Angel aus, um zu fischen. Parzival grüßte die Männer und sprach: „Sagt an, Ihr Herren, ich bitte Euch, führt keine Brücke auf das andere Ufer?" „Meiner Treu, nein, Bruder," erwiderte der Fischer, „keine Furt, keine Fähre, keine Brücke vermittelt den Übergang über diesen Strom, kein Pferd kann ihn durchschreiten, und kein Fahrzeug, das größer wäre als dieses kleine Boot, ist auf zwanzig Meilen im Umkreis zu finden." „So sagt mir um Gottes willen," fuhr Parzival fort, „wo ich heute nacht Herberge

Digitized by Google

finden kann!" „Ich will Euch heute nacht beherbergen," antwortete der Fischer. „Steigt nur in jener Felsenschlucht aufwärts, und wenn Ihr droben seid, wird sich vor Euch ein Tal ausbreiten; darin steht das Haus, das ich bewohne, nahe an Fluß und Wald."

Parzival erstieg den Gipfel des Berges und vor seinen Augen dehnten sich weite Länder aus, aber er erblickte nichts als Himmel und Erde. „Verflucht sei, der mich so in die Irre führte," murrte er, „treulos handelte er, mich zum Spott hierherzulocken." Plötzlich sah er zu seiner Seite im Tale einen Turm ragen, viereckig, aus grauem Stein und mit zwei Erkern geziert. Bis tief nach Asien war kein schönerer gebaut. Vor dem Turm lag der Saalbau, von Bogengängen umgrenzt. Der Jüngling wanderte in der Richtung des Schlosses weiter und bat den Fischer, den er Lügner und Betrüger gescholten hatte, innerlich um Verzeihung. Er ging auf das Schloßtor zu und fand die Zugbrücke herabgelassen, dann ritt er in den Hof und vier Diener traten ihm entgegen. Zwei davon nahmen ihm die Waffen ab, einer führte sein Roß in den Stall und warf ihm Futter und Streu vor, einer hüllte Parzival in einen Scharlachmantel. Sodann führten sie ihn in den Bogengang, wo er wartete, bis der Schloßherr ihn rufen würde. Alsbald kamen zwei Diener und führten ihn in den Saal, der war viereckig und ebenso lang wie breit. Mitten im Saale stand ein Lager, auf dem ein Ritter saß, dessen Haupt zierte ein maulbeerschwarzer, purpurbesetzter Zobelpelz, und aus dem gleichen Stoffe war sein ganzes Gewand. Er stützte sich auf den Ellenbogen; vor ihm war ein Feuer aus trocknem Holze angezündet, das hellen Schein verbreitend zwischen vier Säulen flackerte. Vierhundert Gäste hätten bequem rings um das Feuer Platz gefunden. Die Diener nahmen den Fremden in ihre Mitte und führten ihn vor den Schloßherrn, dieser begrüßte ihn und sprach: „Möge es Euch nicht kränken, mein Freund, daß ich mich nicht vor Euch erhebe!" „Bei Gott, Herr, es kränkt mich nicht", erwiderte Parzival. Der Ritter erhob sich den-

Digitized by Google

noch, so gut er konnte, und lud den Jüngling ein, an seiner Seite Platz zu nehmen, dann fragte er ihn: „Woher kommt Ihr heute, Freund?" „Herr, heute früh brach ich von Belrepaire auf", erwiderte der Jüngling. „Bei Gott," sprach der Ritter, „dann habt Ihr einen hübschen Marsch hinter Euch. Ihr müßt aufgebrochen sein, ehe noch der Hornstoß des Wächters den jungen Tag verkündete." „Es hatte gerade zur Prim geläutet, als ich davonritt", antwortete Parzival.

Während sie so redeten, trat ein Jüngling durch die Tür des Saales, der trug ein Schwert um den Hals, das er dem Ritter reichte. Dieser zog es halb aus der Scheide und sah nach, wo es gearbeitet war, denn das war auf dem Schwerte eingegraben. Es war aus gutem Stahl gearbeitet und konnte nur in einer einzigen Gefahr zersplittern, die aber kannte niemand als der, welcher das Schwert geschmiedet und gehärtet hatte. Der Jüngling, der es brachte, sprach: „Herr, Eure Nichte überreicht Euch dieses Schwert als Gabe, nie fand man ein leichteres weit und breit. Ihr sollt es schenken, wem es Euch gefällt. Doch würde es die Dame freuen, wenn es der, der es erhält, in Ehren verwendet. Der das Schwert geschmiedet, fertigte nicht mehr als drei der Art und schwur, keines mehr zu schmieden nach diesem." Der Schloßherr umgürtete den Fremdling mit dem Schwert. Es war das Schatzhaus eines Königs wert, Arabien hatte sein bestes Gold zum Griffe geliefert und feinste Venezianer Arbeit war die Scheide. Der Ritter sagte: „Bruder, dieses Schwert ist Euch bestimmt und ich wünsche, daß Ihr es tragt. Gürtet es Euch um und zieht es in Ehren!" Jener dankte dem Schloßherrn, schnallte sich das Schwert um, und es gefiel ihm wohl, trefflich stand es ihm an, da er es an seiner Seite trug, und besser noch, als er es in der Faust hielt, um die Klinge zur Hälfte herauszuziehen, um sie zu prüfen. Hinter ihm sah er im Schein des Feuers den Diener stehen, der die Waffen verwahrte; diesem gab er das Schwert, daß er es aufbewahre. Dann nahm er wieder neben dem Schloßherrn Platz, der ihm große Ehren erwies.

Digitized by Google

Als sie noch über dies und jenes sprachen, trat ein Jüngling aus einer Kammer, der eine weiße Lanze in der Mitte umklammert hielt. Langsam trug er sie hoch erhoben zwischen dem flammenden Feuer und den beiden Rittern auf der Lagerstatt vorüber, und alle, die im Saale waren, blickten auf die Lanze und den weißen Stahl. Und siehe: von der Lanze Spitze troff ein purpurroter Tropfen Bluts herab und rollte auf des Trägers Hand. Parzival sah dies Wunder, aber er fragte nicht nach seiner Deutung, denn er erinnerte sich des Verbotes, das ihm jener auferlegt, der ihn zum Ritter schlug[1], als er ihm sagte, er solle sich vor zu vielem Reden hüten; so fürchtete er, man würde sein Fragen für Ungebühr erachten, und blieb stumm. Darauf traten zwei Jünglinge ein, die Leuchter aus emailverziertem Gold in den Händen trugen, und zehn Kerzen brannten links und rechts in jedem Leuchter. Hinter den beiden kam eine Jungfrau in den Saal, wie ein Engel anzuschauen, die hielt mit ihren beiden Händen den Graal umspannt. Als sie den Saal betrat, drang eine solche Helle aus dem Graal, daß alle Kerzen ihren Schein verloren, gleichwie vor der Sonne oder des Mondes Licht der Sterne Glanz verblaßt. Viel kostbare Steine schmückten den Graal, die reichsten, die der Schoß der Erde birgt, alle Schätze der Welt überstiegen sie an Wert. Hinter der Graalträgerin schritt eine Jungfrau, die einen silbernen Teller trug, der mit feinem Golde eingelegt war. Ebenso wie der mit der Lanze wallten sie vor dem Lager vorüber und verschwanden in einem Nebenraum. Parzival sah sie vorüberschreiten und wagte nicht, nach dem Graal zu fragen, denn er trug stets die Worte des Weisen im Herzen.

Darauf befahl der Schloßherr den Dienern, das Wasser zu bringen und den Tisch herzurichten, was sogleich geschah. Der Schloßherr und der Jüngling wuschen ihre Hände in lauwarmem Wasser, dann brachten zwei Diener eine Tafel aus Ebenholz ganz aus einem Stück und hielten sie so lange, bis zwei andere Diener kamen, die zwei Gerüste brachten,

[1] Gemeint ist Gurnemanz.

Digitized by Google

welche aus einem wunderbaren Holze gefertigt waren, das weder Fäulnis noch Feuer zerstören kann. Auf diese Gerüste setzte man die Tafel und breitete ein Tuch darüber; kein Papst hatte je von einem weißeren gespeist. Die erste Speise war ein Hirschschlegel in Pfeffer; klarer, herber Wein wurde dazu in goldene Becher gegossen. Ein Diener zerteilte das Fleisch mit einem silbernen Messer und legte den Rittern die Stücke auf einem Teller vor. Und bei jeder Speise, die man auftrug, sah der Jüngling den Graal ganz unverhüllt vorübergleiten, doch er fragte nicht, wozu er diente. Freilich hätte er es gern gewußt, aber er dachte, ehe er fortginge, könne er einen der Diener des Schlosses darnach fragen. Einstweilen beschränkte er sich auf das Essen und Trinken, denn Speisen und Getränke waren von ausgesuchtem Wohlgeschmack, und kein Kaiser wurde jemals so gut bedient wie der Schloßherr und der Jüngling an diesem Abend. Nach dem Essen plauderten beide noch eine Zeitlang, und die Diener brachten ihnen Früchte und Gewürze vor dem Schlafengehen. Da gab es Datteln, Feigen und Muskatnüsse, purpurrote Granatäpfel und zuletzt alexandrinischen Ingwer. Hierauf nahmen sie einen Würztrank und dann Maulbeerwein und hellen Sirup. Endlich sagte der Ritter: „Freund, für heute ist es Zeit zum Schlafen. Möge es Euch nicht kränken, wenn ich drinnen in meiner Kammer zur Ruhe gehe; Ihr selbst werdet ein Lager bereit finden, sobald es Euch Vergnügen macht, Euch niederzulegen. Ich habe keine Macht über meinen Körper und man muß mich forttragen." Drei kräftige Diener traten aus der Kammer, ergriffen die Decke, welche auf dem Lager des Schloßherrn ausgebreitet war, und trugen ihn in sein Schlafgemach. Andere Diener waren bestimmt, dem Jüngling aufzuwarten. Sie lösten ihm die Schuhe ab, als es ihm gefiel, halfen ihm, sich zu entkleiden und hüllten ihn in weiße Leintücher. Und Parzival schlief, bis am andern Morgen die erste Röte des Tages aufzog und das Schloßgesinde sich erhob.

Der Jüngling blickte in seinem Schlafgemach umher, aber

Digitized by Google

er sah keinen Menschen im ganzen Raum. Er mußte sich also allein erheben, so sehr ihn das auch kränkte. Er bekleidete sich, so gut es gehen wollte, legte seine Schuhe an, ohne auf fremde Hilfe zu warten, und nahm seine Waffen, die er auf dem gleichen Tische liegend vorfand, auf welchen er sie am Abend zuvor niedergelegt hatte. Als er sich gewaffnet hatte, wollte er die Kammer durch die Tür verlassen, die, wie er gesehen hatte, die Nacht über offen geblieben war; aber zu seinem Erstaunen fand er sie verschlossen. Er rief und rüttelte und pochte: vergebens, niemand antwortete, niemand öffnete. Als er des Schreiens müde war, trat er zur Öffnung der Kammer, die ins Freie führte, und fand sie unversperrt, er stieg die Stufen hinab, fand sein Roß gesattelt und sah seine Lanze und seinen Schild an die Wand gelehnt. Dann bestieg er sein Roß und blickte sich um, aber er sah keinen Knappen und keinen Diener. Er wandte sich zum Tor und fand die Brücke herabgelassen. Er glaubte, da er dies sah, die Diener seien in den Wald gegangen, um nach Wildbret zu spähen, und ritt ohne Säumen auf die Brücke, denn gern hätte er von einem der Knappen erfahren, warum die Lanze blute und wohin man den Graal trage. Kaum aber hatte er die Brücke betreten, als er fühlte, wie sich die Füße seines Rosses hoben, das Tier machte einen gewaltigen Satz, und wenn es nicht so gut gesprungen wäre, so wäre es ihnen beiden übel ergangen. Der Ritter wandte sein Gesicht, um zu sehen, was das gewesen sei, und er bemerkte, daß man die Brücke emporgezogen habe. Er rief, aber niemand antwortete ihm. „Heda," rief er, „du, der du die Brücke aufgezogen hast, wo bist du, sprich mit mir, denn ich sehe dich nicht. Tritt vor, ich will dich um etwas fragen, das ich wissen möchte!" So sprach er, und da niemand ihm antworten wollte, merkte er, daß zuviel Schweigen manchmal ebenso unklug ist, wie zuviel Reden. Er lenkte sein Pferd auf einen Pfad, wo er eine frische Spur von Rossen erblickte; „da sind sie wohl fortgeritten, die ich suche", sprach er bei sich und trabte tiefer und tiefer in den Wald hinein ....

Digitized by Google

7. Iwein

Als König Artus einst zu Carduel das Pfingstfest beging, erzählte Kalogreant seine letzte Abenteuerfahrt zur Wunderquelle von Broceliande, welche für ihn einen schlimmen Ausgang genommen hatte. König Artus hörte den Bericht und schwur, er wolle am Johannistage das nämliche Abenteuer bestehen, aber Iwein, der das Mißgeschick seines Vetters Kalogreant rächen wollte, brach in aller Stille nach dem Zauberwalde auf.

Ein Bauer wies ihm den Weg: „Geht nur immer geradeaus," sagte er, „dann werdet Ihr zu der kochenden Quelle gelangen, die trotzdem so kalt ist wie Marmelstein. Der herrlichste Baum, der Sommer und Winter sein Laub behält, überschattet sie, und daran hängt an langer Kette ein metallnes Becken. Neben der Quelle werdet Ihr einen Stein finden und auf der anderen Seite eine kleine Kapelle. Wenn Ihr nun das Becken mit Wasser füllt und dieses auf den Stein ausgießt, so wird sich ein solches Unwetter erheben, daß Wild und Vögel den Wald fliehen; denn solchermaßen wird es blitzen, stürmen und krachen, regnen und donnern, daß Ihr schon gewaltiges Glück haben müßt, wenn Ihr ohne Schaden davonkommen wollt."

Gegen Mittag gewahrte Iwein den Baum und die Kapelle. Am Baume war ein Becken aus lauterm Golde befestigt, die Quelle aber brodelte wie kochendes Wasser. Der Steinblock war ein durchbohrter Smaragd mit vier Rubinen besetzt, die flammten wie die Morgensonne. Iwein füllte das Becken und goß das Wasser auf den Stein. Auf der Stelle zuckten mehr als ein Dutzend Blitze hernieder und die Wolken gossen Schnee, Regen und Hagel aus. Iwein glaubte von den rings um ihn einschlagenden Blitzen und von den splitternden Bäumen vergehen zu müssen. Aber alsbald sandte Gott wieder schönes Wetter, die Vögel kehrten auf die Tanne zurück und trieben ihr lustiges Spiel über der Wunderquelle. Kaum hatte sich der Sturm gelegt, so er-

Digitized by Google

schien, vor Zorn flammend wie Kohlenglut, ein Ritter mit solchem Lärm, als jage er einen Brunsthirsch: es war der Hüter der Quelle. Beider Blick verkündete, daß sie einander auf den Tod haßten. Mit mächtigen Lanzenstößen zersprengten sie einander Schild und Harnisch, die Lanzen zersplitterten und die Trümmer flogen in die Höhe. Dann gingen sie einander mit den Schwertern an und es entbrannte ein furchtbarer Kampf, doch keiner wich um eines Fußes Breite von der Stelle. Schließlich zerhieb Herr Iwein den Helm des Gegners, so daß das Blut von dessen Haupte strömte und die Maschen seines weißen Harnischs rötete. Auf den Tod verwundet floh der Fremde; im Galopp sprengte er nach seiner Burg, die Zugbrücke rasselte herunter und das Tor öffnete sich, hinten nach aber jagte Herr Iwein, ungestüm wie ein Falke, der einen Kranich verfolgt. So galoppierten sie beide durch das Stadttor und durch die menschenleeren Straßen und gelangten mit verhängten Zügeln vor das Tor des Schlosses. Der Zugang war so eng, daß zwei Ritter nicht nebeneinander eindringen konnten. Wie bei einer Rattenfalle befanden sich unter dem Tor zwei Schlagfallen, welche eine scharf geschliffene eiserne Falltür hielten. Trat jemand auf diese Vorrichtung, so sauste die Falltür herab und er war gefangen oder gar zerhackt. Der Quellwächter sprengte geradeswegs hindurch, Iwein aber, der hinter ihm herhastete, packte ihn schon am Sattelbogen, da trat sein Roß auf das Holzbrett, welches die Eisentüre hielt. Wie die Teufel in die Hölle, so fuhr die Falltür herab, durchschnitt den Sattel und trennte das Pferd mitten auseinander, ohne indessen, Gott sei Dank, Herrn Iwein zu berühren, dem nur die beiden Sporen von den Fersen gerissen wurden. Da stürzte er und der Todwunde entkam ihm. Eine ebensolche Tür, wie sie am äußeren Eingang sich befand, war auch innen angebracht. Der Schloßherr eilte hindurch und die Tür fiel hinter ihm herab. So war Herr Iwein gefangen.

Auf einmal hörte er, wie sich das schmale Türchen eines Seitenraumes öffnete; eine wunderschöne Jungfrau trat

Digitized by Google

heraus und schloß die Pforte hinter sich wieder zu. Als sie Herrn Iwein erblickte, erschrak sie: „Wenn man Euch hier bemerkt, Herr Ritter," rief sie, „so seid Ihr verloren. Unser Herr ist auf den Tod verwundet, und wohl weiß ich, daß Ihr sein Mörder seid. Unsere Herrin und ihre Leute sind trostlos und werden Euch gewißlich töten, wenn sie Euch hier erwischen." „Das steht bei Gott!" antwortete Iwein. „Sie sollen Euch aber nicht erwischen," hub Lunete, die Jungfrau, wieder an, „denn ich will Euch helfen, wie Ihr mir einst am Artushofe halfet, als ich als kleines blödes Mädchen dorthin kam. Da, nehmt dies Ringlein und stellt es mir zurück, wenn Ihr wieder frei seid!" Sie fügte hinzu, daß es mit dem Ringe diese Bewandtnis habe: wenn man ihn so anstecke, daß der Stein in der Faust verborgen sei, so brauche der, welcher den Ring am Finger trage, nichts mehr zu fürchten, denn er sei für jedermann unsichtbar, ebenso wie ein Baumstamm, den die Rinde verdeckt. Nach diesen Worten führte sie den Ritter in den Nebenraum, hieß ihn sich auf ein Ruhebett niederlassen und reichte ihm Speise und Trank. Nun kamen die Ritter und Bürger, die ihren Herrn rächen wollten, sie zogen die Falltüren in die Höhe und fanden die beiden Teile des toten Rosses, aber Iwein war nirgends zu sehen. Rasend vor Wut stürzten sie in den Saal und schlugen blindlings auf Wände, Betten und Bänke ein, aber das Bett, auf dem Iwein lag, blieb unberührt.

Während sie noch in ihrer Blindheit rasend um sich schlugen, trat eine Frau in den Saal, die war so schön, wie sie kein Sterblicher je gesehen. Doch war sie so gramgebeugt, daß sie dem Tode nahe schien. Das eine Mal schrie sie laut auf, dann sank sie wieder ohnmächtig zu Boden, darauf begann sie sich zu zerfleischen und ihre Haare zu raufen. Und siehe, die Leiche des Herrn wurde auf einer Bahre vorübergetragen, Kerzenträger gingen ihr voraus und Klosterfrauen, dann folgten Geistliche mit Meßbüchern und Weihrauchkesseln. Herr Iwein hörte die Wehklagen, und die Prozession zog vorüber, um die Bahre aber drängte sich eine staunende

Digitized by Google

Menge, denn das Blut floß klar und purpurn aus den Wunden des Toten. Das war der sichere Beweis, daß der, welcher den Tod des Schloßherrn veranlaßt hatte, sich noch hier im Saale befinden mußte. Von neuem begann das Suchen und Schlagen, doch Herr Iwein rührte sich nicht. Die Frau aber schrie wie eine Wahnsinnige: „Ach Gott! Soll man den Mörder, den Schurken nicht finden, der meinen guten Herrn umgebracht hat. Guten? Den Besten der Guten! Hat sich ein Geist oder der leidige Feind unter uns gemengt, bin ich behext, daß meine Augen ihn nicht sehen? Ein Feigling ist er, wenn er mir nicht steht, er, der gegen meinen Herrn so mutig war. Wahrlich, er kann nicht von dieser Welt sein, wenn er meinem unvergleichlichen Herrn standhielt." Dann trugen sie die Leiche hinaus und begruben sie. Die Menge wurde schließlich des Suchens müde und zerstreute sich. Nun trat die Jungfrau wieder zu Iwein. „Herr", sagte sie, „wie ein Jagdhund nach einem Rebhuhn oder einer Wachtel spürt, so haben sie jeden Winkel abgesucht. Das muß Euch in Furcht gesetzt haben!" „Das ist richtig," antwortete Iwein, „aber nichtsdestoweniger möchte ich durch ein Fenster den Leichenzug da draußen beobachten." So sagte er, aber in Wahrheit kümmerte er sich weder um die Leiche noch um den Zug, sondern er sprach es, weil er die Herrin der Stadt schauen wollte. Lunete führte ihn an ein Fensterchen, durch welches er die schöne Frau erspähen konnte, welche immer noch ihrem toten Gatten nachtrauerte: „Euch, lieber Herr, kam nie ein Ritter gleich an Ehren weder noch an feiner Sitte. Freigebigkeit war Eure Freundin und Mut Euer Gefährte. Unter der Schar der Heiligen möge, teurer Herr, Eure Seele weilen." Dabei zerriß sie immer wieder mit den Händen ihr Gewand, dergestalt, daß Iwein sich nur mit Mühe zurückhalten ließ, sie daran zu hindern. Lunete mahnte ihn nochmals, ruhig und besonnen zu bleiben, dann ging auch sie, um an der Leichenfeier teilzunehmen.

Inzwischen hatte aber die Frau, ohne es zu wissen, einen Rächer für den Tod ihres Gatten gefunden, und zwar einen

Digitized by Google

stärkeren als sie selbst jemals hätte finden können: Amor hatte nämlich für sie Rache genommen, dadurch, daß er Iwein durch die Augen in das Herz getroffen hatte. Hierdurch hatte Herr Iwein eine Wunde erhalten, die nie wieder heilen sollte. Je länger Iwein die Frau durch das Fenster beobachtete, desto mehr verliebte er sich in sie und desto schöner erschien sie ihm. Gewiß, er wußte, daß sie ihn wegen der Tötung ihres Gatten hassen müsse, aber eine Frau hat mehr als tausend Gefühle. Vielleicht wird sich das Gefühl, daß sie zur Zeit hegt, noch einmal ändern? Sicher wird es das, ohne „vielleicht" und er wäre töricht, wenn er zuvor verzweifeln wollte, Gott gebe nur, daß es bald wechsle. Während er noch in solchen Gedanken befangen war, kehrte Lunete zurück, um ihm Gesellschaft zu leisten, ihn zu trösten und zu zerstreuen. „Herr Iwein," redete sie ihn an, „wie ist es Euch inzwischen ergangen?" „Nach Gefallen!" erwiderte er. „Nach Gefallen? Wie? Kann es einem nach Gefallen ergehen, wenn man zum Tode geholt werden soll?" „Gewiß, meine liebe Freundin," entgegnete er, „ich möchte jetzt nicht sterben, denn was ich sah, hat mir sehr gefallen und gefällt mir noch und wird mir immer mehr gefallen!" „Lassen wir das," sprach Lunete, „ich verstehe sehr wohl, worauf dieses Wort zielt, ich bin nicht so einfältig. Aber jetzt kommt, damit ich Eure Befreiung bewerkstellige. Heute Nacht noch oder morgen früh sollt Ihr in Sicherheit sein." „Oho," versetzte er, „ich will nicht wie ein Dieb davonschleichen. Mit mehr Ehren werde ich von dannen ziehen, wenn alles Volk draußen auf der Straße versammelt ist, als wenn ich nächtlicherweile mich aus dem Staube mache!"

Die Jungfrau erinnerte sich sehr wohl an Iweins Worte, und da sie sehr gut mit ihrer Herrin stand, so benutzte sie die nächste Gelegenheit, um die Sache zur Sprache zu bringen. „Herrin," sprach sie, „es wundert mich sehr, daß Ihr Euch so sinnlos gebärdet; glaubt Ihr denn, den Herrn durch Eure Tränen zurückzugewinnen?" „Ach," entgegnete jene, „ich wünschte, ich stürbe vor Schmerz!" „Warum?" „Um

Digitized by Google

ihm nachzufolgen!" „Ihm nach ...? Davor bewahre Euch Gott, vielmehr gebe er Euch wieder einen ebenso guten Gemahl, der auch ebenso tapfer ist." „Einen so trefflichen kann er mir nicht wiedergeben!" „Einen besseren wird er Euch geben, wenn Ihr ihn nehmen wollt, das will ich Euch beweisen." „Geh, schweig! Einen solchen werde ich nie finden!" „Doch, Herrin, wenn Ihr wollt. Denn, sagt mir doch — um Vergebung —, wer soll Euren Boden schützen, wenn König Artus herkommt, der, wie Ihr wißt, nächste Woche zur Quelle und zum Steinblock gelangen wird? Ihr solltet lieber einen Entschluß fassen, wie Ihr Eure Quelle verteidigen wollt, anstatt daß Ihr unaufhörlich jammert." „Geh!" zürnte die Herrin, „ich will nichts mehr davon hören!" „Auch gut, Frau!" schmollte Lunete, „da kann man nichts machen, wenn sich die Herrin über guten Rat erzürnt." Aber ihre Worte hatten doch gewirkt, die Dame hätte gar zu gern gewußt, wie Lunete beweisen wollte, daß sie einen besseren Ritter finden könne, als ihr Gatte gewesen war, und bald kam das Gespräch wieder auf diesen Gegenstand. „Gesetzt, daß zwei Ritter sich bewaffnet im Kampfe gegenüberstehen", sagte Lunete, „und daß der eine den anderen besiegt, wer, glaubt Ihr, ist wohl der bessere? Ich meinerseits würde dem Sieger den Preis zuerkennen. Und Ihr?" „Mir scheint, du willst mir auflauern, um mich dann beim Wort zu nehmen." „Ich sage die reine Wahrheit, ich will Euch nur beweisen, daß der, welcher Euren Gatten besiegte, ein besserer Ritter ist als jener war." Nun brach der Zorn der Herrin los und Lunete eilte wieder zu Iwein, der bekümmert darüber war, daß er den Anblick der Schloßherrin entbehren mußte. Diese sorgte sich indessen doch darum, wie sie ihre Quelle verteidigen sollte, und sie bereute ihre harten Worte gegen Lunete. Am anderen Morgen entschuldigte sie sich bei ihr und fragte sie nach Name und Art des Siegers. „Ich werde ihn", sagte sie, „dafür bürge ich dir, zum Herrn über mich und mein Land machen. Aber es muß so geschehen, daß über mich keine üble Nachrede ent-

Digitized by Google

steht, etwa: das ist die, die den Mörder ihres Gatten genommen hat." „Gewiß, Herrin, Ihr werdet den edelsten und vornehmsten und schönsten Mann bekommen, der je aus dem Stamme Abels geboren wurde." „Wie heißt er denn?" „Herr Iwein." „Bei Gott, der ist nicht übel. Er ist von edler Geburt, ich weiß wohl, er ist der Sohn des Königs Urian." „So ist es." „Und wann kann ich ihn haben?" „In fünf Tagen." „Das ist zu lange, er sollte schon da sein. Er soll heute Nacht oder doch spätestens morgen kommen." Lunete versprach nun, den Ritter herbeizuschaffen und beriet ihre Herrin, wie sie ihre Barone mit ihrer schnellen Wiederverheiratung versöhnen könne: es müßte doch jedem einleuchten, daß die Quelle einen neuen Verteidiger haben müsse.

Iwein wurde also vor die Schloßherrin geführt, um von ihr, wie die listige Lunete sagte, ins Gefängnis geworfen zu werden, und er folgte demütig und krank vor Liebe und Sehnsucht. Und hatte die Jungfrau nicht recht, wenn sie ihn einen Gefangenen nannte? Denn wer liebt, ist in Ketten. Gebeugten Hauptes trat Iwein vor die Schloßherrin, er faltete die Hände und ließ sich vor ihr auf die Knie nieder. „Herrin, ich bitte nicht um Gnade. Gern will ich alles leiden, was Ihr mit mir vorhabt, und ich will Euch noch dafür danken." „Und wenn ich Euch töten lasse, wie Ihr meinen Herrn getötet habt?" „Wenn Euer Herr mich angriff, welches Unrecht tat ich, mich zu verteidigen?" „Wenn Ihr Euch schuldlos fühlt, warum wollt Ihr dann meinen Willen über Euch ergehen lassen? Setzt Euch und steht mir Rede!" „Herrin, mein Herz treibt mich dazu!" „Und wer trieb Euer Herz?" „Herrin, meine Augen!" „Und wer die Augen?" „Die hohe Schönheit, die ich an Euch sah!" „Die Schönheit, was hat die damit zu tun?" „Herrin, sie heißt mich lieben!" „Lieben? Und wen?" „Euch, teure Frau!" „Mich? Und wie?" „So, daß ich nur noch an Euch denke, daß ich Euch mehr liebe als mich selbst, daß ich für Euch leben oder sterben will!" „Und werdet Ihr meine Quelle schützen?" „Gegen die ganze Welt!" „Dann sind wir also einig."

Digitized by Google

Darauf führte sie ihn in den Saal zu den Baronen, welchen seine ritterliche Gestalt gewaltig in die Augen stach und welche ihn ohne Widerrede als ihren Herrn anerkannten. Noch am gleichen Tage vermählte sich Herr Iwein mit Laudine von Landuc, der Tochter des sangesberühmten Herzogs Landunet.

Am Tage darauf kam König Artus mit seinen Begleitern zur Wunderquelle und zum Stein. „Nun?" spottete Kei, „was ist aus Iwein geworden, der sich nach dem Mahle vom Weine berauscht rühmte, seinen Vetter rächen zu wollen. Er ist feige geflohen!" „Gnade, Herr Kei," versetzte Gawein, „wenn Herr Iwein nicht hier ist, so hat er sicherlich einen Entschuldigungsgrund." Kei schwieg und der König goß Wasser aus dem Becken auf den Stein unter der Tanne, und sogleich begann es in Strömen zu regnen. Alsbald erschien Herr Iwein bewaffnet im Walde. Kei bat den König, als erster mit dem Hüter der Quelle kämpfen zu dürfen und diese Bitte wurde ihm sogleich gewährt. Herr Iwein aber versetzte ihm einen Stoß von solcher Heftigkeit, daß er einen Purzelbaum von seinem Sattel herab schoß und sein Helm am Boden rollte. Iwein ließ ihn liegen und trat vor den König, indem er Keis Roß am Zügel führte. „Herr," sprach er, „nehmt dieses Roß. Ich würde übel tun, wenn ich etwas von Eurer Habe zurückbehalten wollte." „Und wer seid Ihr?" fragte König Artus, „ich kenne Euch nicht, wenn ich nicht Euren Namen höre oder Euch unbewaffnet erblicke." Da gab sich Iwein zu erkennen und Kei war äußerst niedergeschlagen, zumal da er noch kurz zuvor über ihn gespottet hatte. Gawein aber freute sich hundertmal mehr als alle anderen, daß er seinen Gefährten wiedergefunden hatte. Nun mußte Iwein dem König sein Abenteuer erzählen, aber als er seinen Bericht beendet hatte, ersuchte er Artus, er möge mit all seinen Rittern bei ihm Herberge nehmen. Der König erwiderte, gern wolle er ihm für eine Woche Ehre, Freude und Gesellschaft verschaffen. Iwein dankte dem König und nun begaben sich alle zur Burg, nachdem zuvor ein Bote an Laudine

Digitized by Google

abgeschickt worden war, der sie von dem bevorstehenden Besuch in Kenntnis setzen sollte. Durch die gaffende Menge ging die Schloßherrin, umgeben von tanzenden Jungfrauen, in ein Hermelingewand gehüllt und mit einer rubingeschmückten Krone auf dem Kopfe, dem König entgegen und bewillkommnete ihn. Den Tag beschloß ein großes Fest und Gawein dankte es Lunete durch mannigfache Gunstbezeigungen, daß sie seinen Freund vom Tode gerettet hatte. Die ganze Woche verging unter Feiern, Jagden und Besichtigen der Schlösser. Als aber der König nicht mehr länger verweilen wollte, ließ er alles zur Abreise rüsten.

Man hatte sich die ganze Woche bemüht, Iwein zu veranlassen, daß er mitziehe. „Wie?" hatte Gawein zu ihm gesagt, „gehört Ihr auch zu denen, die weniger taugen, sobald sie beweibt sind? Verflucht sei, wer nur heiratet, um sich zu verliegen, man soll umgekehrt tüchtiger werden durch den Umgang mit schönen Frauen. Brecht die Fessel, die Euch bindet, dann wollen wir beide wieder zu Turnieren reiten, damit niemand Euch eifersüchtig schilt. Jedes Gut wird begehrenswerter, wenn man seinen Genuß hinausschiebt, schöner ist es, ein geringes Glück nach einem Aufschub zu kosten, als ein großes alle Tage. Späte Liebesfreude gleicht einem brennenden grünen Busch, der um so heißer brennt, je länger er zögert, Feuer zu fangen." So lange redete Gawein auf seinen Freund ein, bis dieser ihm versprach, mitzuziehen. Aber zuvor müsse er seine Herrin fragen, ob sie ihm Urlaub gewähren wolle, um nach Britannien zurückzukehren. Er sprach also zu Laudine: „Meine teuere Frau, die Ihr mein Herz und meine Seele seid, wollt Ihr mir um Eurer und meiner Ehre willen etwas versprechen?" „Lieber Herr," versetzte sie, „Ihr mögt mir befehlen, was Euch gut dünkt!" Nun bat sie Iwein um Urlaub, dem König zu folgen und zu Turnieren zu reiten, damit man ihn nicht träge schelte. Sie sprach: „Ich gewähre Euch den Urlaub bis zu einem bestimmten Zeitpunkt. Aber meine Liebe, die ich zu Euch trage, wird sich in Haß verwandeln, wenn Ihr diesen Zeit-

Digitized by Google

punkt, den ich Euch angeben werde, überschreitet. Wenn Ihr Euch meiner Liebe fürderhin erfreuen wollt, so seid darauf bedacht, in spätestens einem Jahre zurück zu sein, acht Tage nach dem Feste St. Johannis. Los und ledig sollt Ihr meiner Liebe werden, wenn Ihr an diesem Tage nicht wieder bei mir seid." Iwein konnte ihr vor Gram kaum antworten: „Herrin, diese Zeitspanne ist zu lang. Könnte ich eine Taube sein, gar oft wäre ich bei Euch! Ich bitte Gott, daß er mich nicht so lange verharren läßt. Aber was soll werden, wenn Krankheit oder Haft mich hindern?" „Wenn Gott Euch vor dem Tode bewahrt, so wird Euch keine Verzeihung zuteil, wenn Ihr nicht mein zur rechten Zeit gedenkt. Nehmt diesen Ring an Euren Finger, er wird Euch vor Kerker und Wunden bewahren. Wenn ein wahrhaft Liebender ihn trägt, so wird er dadurch so hart wie Eisen: der Ring soll Euer Schild und Harnisch sein!" Weinend trennte sich Iwein von ihr, mit Tränen waren ihre Abschiedsküsse besät und von Zärtlichkeit umduftet.

Nun begann ein bewegtes Leben. Überall, wo man turnierte, waren Iwein und Gawein zu sehen. So ging das Jahr vorüber, und immer noch gelang es Gawein, seinen Freund zurückzuhalten. Das andere Jahr brach an und es war schon zu Mitte August, als König Artus Hoftag in Chester hielt. Gerade am Tage vorher waren die beiden Gefährten von einem Turnier zurückgekehrt, bei welchem Iwein den Hauptpreis davongetragen hatte. Sie hatten nicht in der Stadt absteigen wollen, sondern hatten ihre Zelte außerhalb der Mauern aufgeschlagen. Dort suchte sie König Artus auf und setzte sich zwischen sie auf das Lager. Da begann Herr Iwein in Gedanken zu verfallen und nie, seit er von seiner Herrin Abschied genommen hatte, war ihm ein Gedanke so schwer aufs Herz gefallen wie dieser, denn er wußte wohl, daß er sein Versprechen nicht gehalten hatte und daß der Zeitpunkt überschritten war. Noch grübelte er so, da sah man auf schwarz- und weißgeflecktem Roß eine Jungfrau heranreiten. Vor dem Zelte stieg sie ab, aber nie-

Digitized by Google

mand kam, ihr zu helfen, niemand nahm ihr Roß in Hut. Als sie den König erblickte, ließ sie den Mantel fallen und trat ins Zelt. Sie sagte, ihre Herrin lasse den König grüßen und Gawein ebenso und alle außer dem Verräter Iwein, dem Lügner und gleißnerischen Schwätzer, der sie verlassen und betrogen habe. „Als Heuchler hat sich der erwiesen, der sich als wahrhaft Liebender ausgab und doch ein falscher Verräter war. Er hat ihr Herz gestohlen und ist damit geflohen. Herr Iwein hat meine Herrin dem Tode nahegebracht. Ach, sie glaubte, er wolle ihr Herz bewahren und ihr nach Jahresfrist zurückstellen. Alle Tage des Jahres hat sie in ihrer Kammer angekreidet und jede Nacht hat sie die Tage gezählt, die verstrichen waren und die noch kommen sollten. Doch du kamst nicht. Ich will dich nicht anklagen, aber so viel will ich sagen, daß uns der verraten hat, der dich mit unserer Herrin verheiratete. Iwein, nun sorgt sie sich nicht mehr um dich, sondern sie befiehlt dir durch mich, daß du ihr nie wieder unter die Augen tretest und ihren Ring nicht länger behaltest. Gib ihn zurück, Verräter, dann geh, wohin du willst!"

Wie Iwein vor Kummer wahnsinnig wurde, wie er durch eine Zauberſalbe geheilt wurde und dann nach endlosen Abenteuern und Gefahren schließlich doch seine Laudine zurückgewann, das alles mögt ihr bei Meister Christian selber nachlesen.

8. Die Geburt des Schwanritters

Es geschah einmal, daß der König Oriant, welcher ein mächtiger und ruhmvoller Herrscher war, mit der Königin Beatrix, seiner Gemahlin, am Fenster seines Schlosses saß. Und sie blickten auf die Straße; da gewahrte der König eine Frau, welche zwei Kinder trug, die Zwillinge zu sein schienen. Der König sagte zur Königin: „Frau, es wundert mich sehr, daß wir kein Kind haben. Seht da, die arme Frau, welche deren zwei hat, und sogar sehr schöne, Zwillinge, wie mir scheint." Als die Dame die

Digitized by Google

Worte ihres Gatten vernahm, sprach sie voll Zorn und Gram: „Ach Herr, ich könnte niemals glauben, daß eine Frau zwei Kinder auf einmal haben kann, wenn sie nicht bei zwei Männern gelegen ist." „Ha, Frau!" sagte der König, „Ihr redet schlecht. Denn wisset, bei Gott ist nichts unmöglich." Dann ließen sie von dieser Rede, bis der König eines Tages bei seiner Gattin lag und ihr mit Gottes Hilfe sieben Kinder erzeugte.

Der König Oriant hatte eine Mutter, welche eine böse alte Hexe war. Sie war sehr betrübt, als sie erfuhr, daß die Königin schwanger sei. Die Königin trug ihre Bürde, bis Gott ihr erlaubte, an einem Tage mit sieben Kindern niederzukommen. Bei ihrer Entbindung hatte sie keine andere Frau bei sich als die alte Matabrune, die Mutter des Königs Oriant, welche ein betrügerisches und böses Weib war. Sechs von den Kindern waren Söhne, das siebente aber war ein Mädchen, und aus allen ging späterhin ein edles Geschlecht hervor. Matabrune legte die Kinder in ihren Schoß und rief Marke, einen ihr Untergebenen, zu sich und zu sprach ihm: „Nehmt, Freund, und bringt diese Kinder an einen solchen Ort, daß man niemals wieder von ihnen reden höre. Tragt Sorge, daß Ihr sie tötet!" Marke nahm die Kinder und trug sie tief in den Wald, dort legte er sie ins Gras. Die Kindlein lächelten ihn an. Als Marke sie erblickte, hatte er großes Mitleid mit ihnen und sprach: „Gott soll mich verlassen, wenn ich euch ein Leid antue!" Er ließ also die Kinder dort und kehrte heim. Die alte Hexe schaute unter einer Stiege nach und fand eine Hündin, welche sieben Hündlein geworfen hatte. Diese nahm sie und ging zu ihrem Sohn. Als der König Oriant sie kommen sah, erhob er sich gegen sie und sprach: „Seid willkommen, Mutter! Was bringt Ihr Neues, Mutter?" „Ach," sagte die alte Matabrune, „lieber Sohn, ich bringe häßliche, schreckliche und böse Nachricht. Da, seht, womit Euch Eure Gattin beschenkt hat! Sie ist mit diesen sieben Hündlein niedergekommen. Sie ist die unzüchtigste Frau, die je gelebt hat, und verweigert sich keinem Manne.

Digitized by Google

Gar oft habe ich sie mit einem anderen als mit Euch überrascht. Aber um Eurer Ehre willen habe ich geschwiegen. Jetzt aber hat sie diese sieben Hunde geboren. Laßt sie verbrennen! Denn es gab nie eine schlechtere Frau, als sie ist, und wenn Ihr es nicht tun wollt, so werde ich sie selber verbrennen!"

Als der König die Hunde sah und hörte, was seine Mutter zu ihm sprach, da wurde er sehr traurig und sagte: „Mutter, ich glaubte nie, daß es auf der Welt eine bessere und züchtigere Frau gibt als die meine. Ihr Fehltritt schmerzt mich arg. Aber, um Gottes willen, liebe Mutter, helft mir dies verheimlichen, denn ich habe sie geheiratet und habe ihr versprochen, ich wolle ihr treu und gnädig sein. Und wie könnte ich sie verbrennen lassen oder zusehen, wie sie verbrannt würde?" „Lieber Sohn," sagte die Alte, „Ihr zögert zu lange. Ich werde sie in einen Kerker werfen lassen." Da rief die Alte zwei ihrer Diener und trat zu dem Bette der guten Beatrix. „Du schmutzige, unzüchtige Dirne," sagte sie zu ihr, „jetzt tritt deine Schamlosigkeit ans Licht; sagtest du doch, daß eine Frau keine zwei Kinder haben könne, ohne sich zwei Männern hingegeben zu haben. Nun könnte mein Sohn sagen, daß du bei ihrer sieben gelegen bist. Nicht um das ganze Gold von Rußland würde er darauf verzichten, daß du morgen verbrannt wirst." „Die heilige Jungfrau", versetzte die Königin, „wird nicht zulassen, daß ich auf solche Weise umkomme, so wahr ich in Züchten gelebt habe!" „Das nützt dir nichts, du Hure!" sagte die alte Matabrune. Da packten die bösen, verräterischen Diener die gute Königin und schleppten sie in einen finsteren Kerker, wo die gute Frau weder Bett noch Linnen hatte. Darauf wurden die zwei Diener sogleich geblendet und sahen fürderhin das Licht nicht mehr. Die Frau aber litt große Pein.

Nun aber hört von den Kindern, welche im Walde an einem Fluß lagen, wo sie Marke eingehüllt in ein Fell zurückgelassen hatte. Jedes von ihnen hatte ein Kettlein um den Hals, und das war ihre Bestimmung: wenn sie diese

Digitized by Google

Kettlein verlieren würden, so müßten sie geflügelte Schwäne werden. Solange sie dieselben aber trugen, hatten sie menschliche Gestalt. Siehe, da kam ein Einsiedler, welcher schon ein Jahr im Walde gelebt hatte, dorthin. Er gewahrte die Kinder und bat unseren Herrn, daß er ihnen nach seinem Gefallen Nahrung schicken möchte, davon sie leben könnten. Es dauerte nicht lange, da sandte Gott eine Ziege, welche die Kinder mit Milch versah, ebensogut wie es eine Frau getan hätte. Der Eremit trug die Kinder in sein Haus, und jeden Tag kam die Ziege dorthin. Und so nährte er die Kinder lange Zeit.

Da geschah es eines Tages, daß der Einsiedler in den Wald gegangen war und eines der Kinder mit sich genommen hatte. Der Förster Malquerre kam durch Zufall in das Haus des Einsiedlers, fand die sechs schönen Kinder und sah die Kettlein, die sie um den Hals trugen. Er sagte zu sich, wenn es mit dem Willen seiner Herrin geschehe, so wolle er ihnen die Kettlein wegnehmen. Der Verräter begab sich also zu einer Herrin und sprach: „Herrin, ich habe sechs wunderschöne Kinder in jenem Walde gefunden, und sie trugen sechs Kettlein um den Hals. Herrin, wenn Ihr es mir erlaubt, so werde ich gehen und sie ihnen nehmen." Als die Alte solches vernahm, wurde sie sehr bekümmert, denn sie merkte wohl, daß dies ihre Enkel wären, die Marke in den Wald gebracht hatte. Sie sprach zu Malquerre: „Geht wieder in die Einsiedelei und nehmt ihnen die Ketten ab, und wenn sie euch Widerstand leisten, so tötet sie!" Sogleich machte sich Malquerre auf den Weg. Matabrune rief Marke, sie wolle mit ihm reden; und er kam. Da führte sie ihn in ein Gemach und beschwor ihn, daß er ihr der Wahrheit gemäß erzähle, was er mit den sieben Kindern gemacht habe, die sie ihm anvertraut hätte, und wenn er lügen würde, so wolle sie ihn in Stücke zerreißen. Da sagte der wackere Mann: „So wißt, Herrin, daß ich sie lebendig im Walde zurückließ." Die Alte ließ ihn ergreifen und ihm die Augen ausreißen.

Digitized by Google

Malquerre wanderte so lange, bis er in die Einsiedelei kam. Es traf sich, daß der Eremit in den Wald gegangen war und eines der Kinder mit ihm. Als Malquerre die sechs Kinder und ihre Ketten erblickte und bemerkte, daß niemand zugegen war, da wurde er sehr froh. Er nahm die Kinder und jagte sie aus dem Hause, und jedesmal, wenn er eines ergriff, riß er ihm seine Kette ab. Und jene wurden zu weißen Schwänen und flogen auf einen Teich ihres Vaters, des Königs Oriant von Illefort. Als der Verräter dieses sah, erschrak er gewaltig. Darauf kehrte Malquerre zu seiner Herrin zurück und brachte ihr die Kettlein. Matabrune ließ einen Goldschmied kommen und bat ihn, er möge aus den sechs Ketten eine Trinkschale verfertigen. Jener antwortete: „Gerne, Herrin!" Darauf nahm er eine der Ketten und schmiedete sie und verfertigte eine prächtige Schale daraus. Die übrigen fünf Ketten aber brachte der Goldschmied in Sicherheit, denn er merkte wohl, daß sie überaus kostbar waren. Als der Einsiedler und das Kind aus dem Walde zurückkamen und die übrigen Kinder nicht mehr zu Hause vorfanden, da wurden sie gar betrübt und zornig und gebärdeten sich ganz verzweifelt.

Kurz darauf ereignete es sich, daß Matabrune zum König Oriant, ihrem Sohne, ging und sprach: „Lieber Sohn, du bist zu sehr beschimpft; laß deine Frau verbrennen, denn es ist ein gar zu todeswürdiges Verbrechen, daß sie mit einem Hunde schlief." Da wurde der König sehr traurig; er berief alle seine Barone, damit sie ein Urteil über seine Frau sprechen sollten. Diese lag nun schon seit fünfzehn Jahren im Kerker und war in dieser Zeit niemals satt geworden. Sie flehte inniglich zu Gott, daß er sie aus diesem Elend erlösen möge, denn der Hunger und die Not quälten sie gar sehr. Als die Barone versammelt waren, wurde das Urteil dahingehend gefällt, daß die Königin am folgenden Tage verbrannt werden sollte, wenn sie keinen Kämpfer fände, der sie verteidigen würde.

Da ereignete es sich, daß unser Herr Jesus Christus, der

Digitized by Google

nicht wollte, daß die Frau umkäme, einen seiner Engel zum Einsiedler in den Wald sandte, welcher zu ihm folgendermaßen sprach: „Eremit, Gott befiehlt dir, daß du morgen frühe deinen Knaben in die Stadt Illefort sendest, damit er seine Mutter, welche die Gattin des Königs Oriant ist, vor dem Feuertode rettet. Er und die sechs anderen Kinder sind Söhne des Königs Oriant und der Königin Beatrix. Matabrune hat sie verleumdet, sie habe sieben Hunde geboren, und darum soll sie morgen verbrannt werden, wenn ihr keine Hilfe kommt. Aber Ihr sollt nicht zweifeln, daß ihr Gott helfen wird." Fernerhin befahl er, daß der Knabe getauft werde und den Namen Helias erhalte. Darauf verschwand der Engel. Als der Tag angebrochen war, weckte der Einsiedler den Knaben und sprach zu ihm: „Lieber Sohn, erhebe dich; du mußt nach Illefort gehen, deine Mutter vor dem Feuertode retten und von dem Verbrechen, dessen sie Matabrune beschuldigt hat, reinigen. Ferner mußt du dich taufen lassen und ein Christ werden, und du sollst den Namen Helias tragen." Der Eremit machte ihm einen Mantel aus Laub und bekleidete ihn damit; dann nahm er eine Stange in die Hand, und der Einsiedler begleitete ihn bis zum Waldesrande. Hier sprach er zu ihm: „Lieber Sohn, sei tapfer und verständig! Wisse, daß du der Sohn des Königs Oriant bist und sei versichert, daß Gott dir helfen wird." Darauf wies ihm der Einsiedler den Weg und zeigte ihm Illefort, wohin er gehen müsse. Dann trennte sich der Einsiedler von ihm, und der Knabe ging, um seine Mutter von der Schuld, deren sie Matabrune bezichtigt hatte, zu reinigen. Matabrune hatte durch Zauber erfahren, daß die Königin durch eines ihrer Kinder gerettet werden sollte, und sie schickte ihm unverzüglich zwei Diener entgegen, die ihn töten sollten. Der Knabe begegnete ihnen und fragte sie, welcher von ihnen seine Mutter wäre, denn er hatte nie ein Weib gesehen. Die Diener hielten ihn für toll; sie wußten jedoch, daß er es wäre, um dessentwillen sie ausgesandt waren. Einer zielte nach ihm, und der andere packte ihn. Da sprach

Digitized by Google

das Kind: „Welches ist Matabrune? Mein Vater sagte mir, ich solle mich an sie wenden, und so will ich es tun.“ Dann nahm er seinen Stock und zerschlug dem einen die Schulter, darauf schlug er ihn so heftig, daß er ihm den Kopf zerschmetterte. Da wandte sich der andere zur Flucht, und der Knabe kam ungehindert nach Illefort.

Als der Knabe in Illefort angekommen war, wunderte er sich höchlich über die Leute, die dort waren, und er sprach, er hätte nie geglaubt, daß es so viele Einsiedler auf der Welt gäbe, denn nie hatte er so viel Volks gesehen. Darauf gewahrte er den König, der sein Schwert umgegürtet hatte und auf einem Rosse ritt. Der Knabe hatte große Furcht. Als der König ihn erblickte, verwunderte er sich sehr, denn er glich einem Narren. Der Knabe trat auf den König zu und befragte ihn über alles, was er sah, und der König stand ihm gutmütig Rede und Antwort. Der Knabe fragte ihn nach dem Pferd, dem Zügel und dem Schwert sowie nach anderen Dingen; dann vernahm er einen Schrei und fragte, was das bedeute. Der König sagte ihm: „Freund, ich habe eine Frau, welche ohne Treu und Zucht war, sie hat mir sieben Hunde geboren und meine Barone haben sie verurteilt. Nun führt man sie zum Scheiterhaufen.“ — „Ha, guter König,“ versetzte der Knabe, „Ihr habt sie zu Unrecht verurteilt, denn das, was Ihr sagt, ist niemals wahr, und niemals tat sie solches. Vielmehr hat sie irgend jemand, Eure Mutter oder sonst wer, der sie nicht liebt, so treulos verleumdet. Wenn nun jemand käme, der für sie kämpfen wollte und denjenigen besiegen würde, der sie eines solchen Vergehens zeiht, wäre es dann nicht billig, daß die Frau ihrer Fesseln los und ledig würde?“ — „Sicherlich, ja,“ sprach der König, „und ich wäre sehr froh darüber.“ — „Herr,“ erwiderte der Knabe, „ich bin gekommen, um für die Frau zu kämpfen, und ich will sie verteidigen!“ Als der König seinen Sohn also reden hörte, wurde er sehr froh, aber er erkannte ihn nicht. Da ging der König zu seiner Mutter und sprach: „Mutter, es wäre grausam, diese Frau zu verbrennen. Bei Gott! Laßt sie in Ruhe,

Digitized by Google

denn Ihr sündigt, wenn Ihr sie dieses Vergehens anklagt. Wenn Ihr aber darauf besteht, daß es so ist, so müßt Ihr einen Kämpfer suchen, der bestätigt, was Ihr gegen sie vorgebracht habt. Denn die Frau hat einen Kämpfer gefunden, der sie gut verteidigen wird." Als Matabrune dieses hörte, wurde sie zornig, denn sie sah ein, daß sie einen Kämpfer haben müsse. Sie ging zu Malquerre und sprach zu ihm: „Malquerre, lieber Freund, du mußt diesen Kampf gegen den Knaben bestehen. Und wenn der Knabe tot und die Frau verbrannt ist, so werden wir suchen, meinen Sohn umzubringen, dann bin ich Herrin und Königin in Illefort, und dann werden wir beide miteinander unsere Lust haben."— „Herrin," erwiderte er, „Ihr müßt schwören. Denn wenn ich schwören wollte, so würde ich einen Meineid leisten." — „Malquerre," sagte Matabrune, „darum sorge dich nicht! Ich verbiete es dir, daß du die Wahrheit sagst." — „Herrin," entgegnete Malquerre, „ich werde Euern Befehl erfüllen." Darauf begab sich Matabrune zum König und sprach: „Nun, König, laß deinen Knaben wappnen!" — „Gern, Mutter!" — „Herr," sprach der Knabe, „ich will zuerst getauft werden, denn mein Vater, der Einsiedler, sagte mir, ehe ich von ihm schied, daß ich getauft werden und den Namen Helias erhalten solle." Da ließ man den Knaben taufen, und er erhielt den Namen Helias. Es waren aber mehrere Barone am Hof, die sprachen: „Um Gottes willen, König, behaltet den Knaben bei Euch, denn er ist wunderschön, und Ihr müßt wissen, daß er Euch ähnlich sieht." Darauf ließ der König den Knaben bewaffnen und mit reicher Rüstung bekleiden. Auch Malquerre wurde prächtig ausgerüstet. Dann trug man die Heiltümer herbei, und zuerst schwur Malquerre, daß er die Königin habe bei einem Hunde liegen und sieben Hündlein zur Welt bringen sehen. Darauf wollte er das Heiltum küssen, aber er vermochte es nicht, sondern er schwankte, und sogleich sagten die Barone, daß er meineidig wäre. Nun schwur der Knabe Helias und sagte, daß alles erlogen sei, daß die Königin nie an solche Schandtat gedacht und daß sie

Digitized by Google

jederzeit brav und züchtig mit dem König, ihrem Herrn, gelebt habe. Alle insgemein beteten für Helias, daß Gott ihm helfen möge, Malquerre, den Verräter, zu vernichten.

Siehe, da trat der Knabe zu seiner Mutter und sprach: „Herrin, vertraut auf Gott und seine Mutter, denn wisset wohl, daß ich mit Gottes Hilfe Euch von dem Vergehen reinigen werde, dessen Euch die alte Matabrune geziehen hat.“ Die Dame dankte ihm innig. Darauf bestieg Helias sein Roß, und der Kampf begann. Schließlich wurde Malquerre besiegt. Als die alte Hexe Matabrune sah, daß Malquerre besiegt war, floh sie auf ihr Schloß Malbruiant, denn sie wußte wohl, daß ihr Sohn, der König, sie sehr haßte. Als der Kampf beendet war, sagte der Knabe zum König: „Herr, ich habe mit Gottes Hilfe im Kampf gesiegt. Die Frau muß befreit werden.“ Da Malquerre sah, daß er besiegt war, rief er dem Knaben zu: „Knabe, töte mich nicht, sondern wisse, daß Matabrune all diese Frevel veranlaßt hat. Sie hieß mich die Ketten vom Halse der Kinder reißen, die deine Brüder waren.“ Der Knabe antwortete: „Du hast schlecht gedient und du sollst deinen Lohn empfangen.“ Da zog er sein Schwert und hieb ihm den Kopf ab.

Nach dem Kampfe trat der König zur Königin und sprach: „Herrin, vergebt mir um Gottes willen, daß ich meine Pflicht gegen Euch vernachlässigt habe; aber meine Mutter hat all dies veranlaßt.“ „Herr,“ versetzte die Königin, „ich vergebe Euch aus ganzem Herzen!“ Darauf wollte die Frau den Knaben küssen, aber dieser entzog sich ihr und sprach: „Herrin, das habe ich im Walde nicht gelernt, denn nie sah ich eine Frau oder Jungfrau, sondern nur wilde Tiere!“ Als die Barone dies hörten, lachten sie laut. „Herr,“ sprach der Knabe alsdann, „laßt Marke kommen, denn ihm sind von Matabrune um meinet- und meiner Brüder willen die Augen ausgerissen worden.“ „Herr,“ sagte Marke, „da bin ich.“ Da wandte sich Helias zu ihm, hauchte ihm auf die Augen, und durch Gottes Kraft wurde er sogleich wieder sehend. Der König aber und die Barone verwunderten sich sehr. Darauf

Digitized by Google

fragte der König den Knaben, wer er wäre und woher er käme. Der Knabe gab sich ihm als sein Sohn zu erkennen und erzählte ihm alles, was vorgefallen war. „Herr," sagte Helias alsdann, „kommt mit mir und Ihr sollt große Wunder unseres Herren schauen." Sie gingen zum Teich und Helias lockte die Schwäne herbei. Diese flogen herzu und liebkosten ihn mit den Flügeln. Darauf gab er jedem seine Kette und sie nahmen ihre menschliche Gestalt wieder an. Nur einer war darunter, dem sie fehlte, der schlug mit den Flügeln, riß sich mit dem Schnabel die Federn aus und gebärdete sich ganz verzweifelt. Als der König und die Königin dieses sahen, beweinten sie ihr Kind, das sie auf diese Weise verloren hatten.

Am anderen Tage wurden die Kinder getauft und König Oriant und Königin Beatrix freuten sich ihres Nachwuchses. Der König entbot seine Barone und krönte unter großen Festlichkeiten seinen Sohn Helias zum König.

Aber Helias grämte sich, daß ihm Matabrune entkommen war; er rief sein Heer zusammen, zog vor Malbruiant, wo die Alte hauste, und belagerte die Stadt. Die Einwohner bereuten es alsbald, die alte Hexe aufgenommen zu haben; sie gingen zu Helias und überlieferten ihm die Stadt. Der König Helias zog in die Stadt ein, ging ins Schloß und ließ die Alte fesseln. Darauf befahl er, daß ein großes Feuer angezündet würde, und er warf Matabrune selbst hinein. Da wurde die alte Hexe verbrannt. Der König hatte seine Mutter herbeiholen lassen, und sie kam gern zu ihm und war sehr froh, daß die Alte verbrannt war, die ihr soviel Leids und so großes Unrecht angetan hatte.

9. Die Manekine

Es lebte einst ein weiser und gerechter König, der über ganz Ungarn herrschte; seine Gattin war eine armenische Königstochter von hoher Schönheit und übermenschlicher Güte, lange hätte man wandern müssen, um ihresgleichen zu suchen. In ihrer zehnjährigen Ehe hatte die

Digitized by Google

Königin nur einer Tochter das Leben geschenkt, welche Joie hieß, weil durch ihre Geburt das ganze Land erfreut wurde. Der Tod, der auch die Großen der Erde nicht verschont, warf die Königin, noch ehe sie gealtert war, aufs Lager und verwandelte die Rosenfarbe ihres Leibes in Leichenblässe. Da sprach sie zu ihrem Gatten: „Herr, ich bitte Euch, daß ihr keine Frau nach mir heiratet. Wenn aber die Edlen Eures Landes nicht wollen, daß das ungarische Reich unserer Tochter verbleibt, und wenn Ihr Euch, um einen männlichen Erben zu erhalten, zu neuer Ehe entschließen müßt, so bitte ich Euch, daß Ihr nur eine Frau heiratet, welche mir gleicht." Das beschwur der König und dann schied die Königin aus diesem Leben.

Kurz darauf versammelten sich die Barone und der älteste von ihnen sprach: „Das Königreich Ungarn würde in Bedrängnis geraten, wenn ein Weib es in seinen Händen hielte. Deshalb laßt uns zum König gehen und ihn von Herzen bitten, daß er nach unserem Rat eine neue Gattin nehme." So taten sie, aber der König antwortete, er habe seiner toten Gemahlin versprochen, nie eine Frau zu nehmen, welche ihr nicht an Schönheit und Güte gleichkäme. Als die Barone solches hörten, wählten sie zwölf Boten aus, welche ausziehen sollten, um eine der toten Königin ähnliche Jungfrau zu suchen. Die Boten erschauten die Tochter von manchem König und von manchem Grafen und litten manche Pein, aber das Ziel ihres Suchens erreichten sie nicht. Als der König beim heiligen Weihnachtsfeste zur Tafel saß, kamen die Boten zurück und berichteten, daß sie nirgends eine Frau gefunden hätten, welche der Verstorbenen gleiche. Nun geschah es aber, daß einer der Grafen die schöne Königstochter beim Mahle bediente, und als er sie anblickte, da schien es ihm, als sei sie ihre Mutter selber, nur daß sie um vieles jünger war. Nach dem Essen sagte er also zu den Baronen: „Ihr Herren, nie wird man ein solches Weib finden, wie es der König sucht, es sei denn, daß er seine Tochter heiratet." Da nickten die Barone zustimmend, aber der König, dem sie

Digitized by Google

ihre Meinung vortrugen, lehnte ein solches Ansinnen ab. Wie aber die Großen des Landes auf der Wiederverheiratung bestanden und wie auch die Prälaten und Bischöfe ihren Dispens erteilten, da besann sich der König und bat dann, ihm bis Lichtmeß Frist zu gewähren.

Einst trat der Vater unangemeldet in Joiens Gemach, er ergriff ihre Hand und setzte sich neben sie. Darauf schaute er ihr ins Gesicht und bemerkte, daß die Natur nie ein schöneres Weib gebildet hatte. Als er aber von ihr ging, war der Funke sündiger Liebe in seiner Brust entzündet. Eines Tages ließ er seine Tochter vor sich kommen und sprach zu ihr: „Liebe Tochter, erzürne dich nicht über das, was ich dir jetzt sagen werde!" „Vater," entgegnete diese, „Euer Wille ist mir nie mißfällig." „Liebe Tochter," hub der König wieder an, „ich habe deiner Mutter auf ihrem Totenbette versprochen, daß ich nach ihr keine andere Frau heiraten wolle als eine solche, die ihr gliche. Aber nur du allein kommst ihr auf der weiten Erde gleich. Sieh, meine Barone wollen nicht, daß das ungarische Reich ohne männlichen Erben bleibe, deshalb hat die Geistlichkeit mir die Erlaubnis erteilt, mich mit dir zu vermählen: du sollst gekrönte Königin von Ungarn sein!" „Vater," antwortete die Jungfrau, „laßt diese Worte! Ich würde lieber den Tod erleiden, als meiner Seele Seligkeit verlieren." „Töricht hast du mir geantwortet," rief der Vater voll Zorn, „wenn du dich meinem Willen nicht fügen willst, so werde ich dich zwingen!" Ohne Abschied ging er hinaus und die Jungfrau kehrte auf den Tod betrübt in ihre Kammer zurück.

Lichtmeß kam und Barone, Ritter und Geistliche versammelten sich wieder am Hofe. Der König sagte ihnen, daß er ihrem Willen, ein anderes Weib zu nehmen, willfahren wolle, und alle waren sehr froh darüber. Joie aber hatte durch eine Späherin erfahren, daß die Großen des Landes kommen würden, sie vor den König zu holen. Als sie dieses hörte, geriet sie in große Furcht und wußte nicht, was sie tun sollte. Sie trennte sich von ihren Gefährtinnen, ohne daß diese es

Digitized by Google

merkten, und eilte von Saal zu Saal. Endlich gelangte sie in einen Küchenraum, welcher mit der Hinterwand an einen Fluß grenzte. Alle die Küchenknechte waren ins Schloß gegangen, um dem Hoftag zuzuschauen, so daß Joie ganz allein war. Auf dem Anrichtetisch lag ein großes scharfes Küchenmesser, das ergriff sie und bat die Gottesmutter, daß sie ihr Kraft verleihe. Schon hörte sie, wie die Menge vor ihrer Kammer lärmte, wie man kam, um sie vor den König zu holen, da faßte sie das Messer fester und mit einem kräftigen Schlag trennte sie ihre linke Hand vom Arme und warf sie in den Fluß, dann schwanden ihr vor Schmerz die Sinne. Als sie wieder zu sich kam, wickelte sie den Stumpf in ein Tuch und trat mit totenblassem Antlitz in ihre Kammer, wo vier Grafen ihrer warteten. „Eine gute Nachricht bringen wir Euch, Jungfrau," redeten sie diese an, „freuet Euch, Ihr sollt Königin von Ungarn werden. Der König erwartet Euch im Schloß und trägt Euch durch uns auf, unverzüglich vor ihm zu erscheinen." Schweigend und bleich folgte die Jungfrau den vier Grafen vor den König, eine Schar Mägde begleitete sie. Der König nahm Joie bei der Hand und umarmte sie, dann bemerkte er das Blut an ihrem Arm. „Tochter," sprach er, „was ist Euch geschehen?" „Herr," erwiderte sie, „wohl weiß ich, was Ihr von mir verlangen wollt, aber Königin werde ich nicht. Seht, mir fehlt die linke Hand, und nach unserem Gesetz darf ein König keine Frau ehelichen, der eines ihrer Glieder fehlt." Als der König und die Barone den Stumpf sahen, da wurde ihre Freude in Leid verwandelt. Der König merkte wohl, daß sie solches aus freien Stücken getan hatte, um sich seinem Willen zu entziehen, und er befahl voll Zorn seinem Seneschall, daß er die Jungfrau heute über drei Tage zum Feuertode führe. Die Barone erschraken sehr, aber sie wagten nicht, ihren Kummer zu zeigen. Da ging der Hoftag in Trauer und Klagen auseinander, und der König zog sich auf ein fernes Schloß zurück. Der Seneschall blieb zurück, um Joie, die im Gefängnis schmachtete, zum Scheiterhaufen zu bringen. Die Nachricht, daß Joie ver-

Digitized by Google

brannt werden sollte, verbreitete sich im ganzen Lande, und besonders die Armen, denen sie oft Brot und Kleider gegeben hatte, waren von Zorn und Gram erfüllt. Der Seneschall beschloß, die Jungfrau zu retten; er ließ ein Fahrzeug mit Fleisch und Wein füllen, dann ließ er drei Rosse satteln, Joie mußte das eine besteigen und der Seneschall und der Kerkermeister ritten zu ihren Seiten. So verließen sie im Dunkel der Nacht die Stadt und ritten so lange, bis sie ans Ufer des Meeres kamen. Da sprach der Seneschall zu der Jungfrau: „Ihr wißt, Herrin, daß mir der König bei meinem Leben befahl, Euch ins Feuer zu werfen. Aber das Mitleid, das ich für Euch empfinde, läßt nicht zu, daß ich Euch unter solchen Qualen sterben sehe. Ich will Euch in einem segel- und mastlosen Boot aussetzen und Euch dem Schutze Gottes anheimstellen, er möge Euch geleiten und bewahren." „Ich bin Euch dankbar," versetzte die Jungfrau, „daß Ihr meinen Leib vor dem Feuer gerettet habt, denn lieber will ich ertrinken, wenn es Gott gefällt, als verbrennen. Ferner bitte ich den wahren Gott von Herzen, daß er meinem Vater die Sünde, die er an mir tat, vergeben möge, und daß er ihm mehr Freuden verleihen möge, als mir beschieden sind." Der Seneschall führte sie weinend in das Schiff, dann befahl er sie Gott und der heiligen Jungfrau und stieß den Nachen ins Meer.

Am neunten Tage landete die Jungfrau mit Gottes Hilfe an der Küste Schottlands. Es war gerade Funkensonntag, und die Einwohner des Landes trieben Kurzweil am Meeresufer. Unter ihnen befand sich auch der Profoß. Er hatte sein Gesicht zum Meer gewendet und bemerkte den Nachen, der ohne Segel und Mast herantrieb. Als das Boot an Land kam, begab sich die Menge zum Strande und der Profoß begrüßte die Fremde: „Jungfrau, der wahrhaftige Gott gebe Euch Glück und Freude!" „Herr," entgegnete sie, „der, den Ihr anrieft, möge Euch erhören!" „Jungfrau, berichtet uns, wo Eure Heimat und wie Euer Name ist!" „Herr, ich bin

Digitized by Google

eine Unglückliche, die hier ans Ufer trieb. Wenn es Euch gefällt, so rettet mich; mehr kann ich Euch nicht sagen." „Wenn Euch jemand Unrecht tat, Schöne, so seid Ihr hier in guter Hut. Ich will Euch zu meinem Herrn führen, der König in diesem Lande ist, er ist jung und schön. Bei seiner Mutter wird es Euch wohlergehen und an nichts fehlen." Der Profoß nahm die Jungfrau mit sich heim und führte sie am anderen Tage nach Dondieu, wo der König mit seiner Mutter weilte. Dieser saß gerade mit zweiunddreißig seiner Barone bei der Tafel, als der Profoß, die Jungfrau an der Hand haltend, eintrat. „Herr," sagte er, „eine schöne Beute bringe ich Euch hier. Nehmt sie, die ein Schiff hertrieb, in Gnaden auf!" Der König wandte sich liebevoll an die Fremde und fragte sie nach ihrer Herkunft und ihrem Schicksal, sie aber sagte, sie wolle lieber sterben, als ihr Unglück erzählen. Da der König ihre Tränen sah, drang er nicht weiter in sie, sondern führte sie seiner Mutter zu. So blieb sie am Hofe und wurde bald ihrer Güte und Schönheit wegen allgemein beliebt; da man aber ihren Namen nicht wußte, nannte man sie die Manekine, das heißt Einhand. Je länger sie am Hofe verweilte, in desto höherem Maße kehrte ihre frühere Schönheit wieder, und je schöner sie wurde, desto mehr fühlte sich der junge König zu ihr hingezogen, bis die Bande der Liebe, die ihn fesselten, so stark wurden, daß er sie nicht mehr zerreißen konnte. Auch ihr Herz war von Liebe erfüllt, aber keiner von beiden kannte die Gefühle des anderen.

So verging ihnen ein ganzes Jahr unter schlaflosen Nächten, aber der Königinmutter, welche das schlechteste und listenreichste Weib von der Welt war, entging es nicht, daß ihre Herzen Liebe zueinander trugen und sie sprach zornig zu Manekine: „Es scheint mir, daß mein Sohn dich von Herzen liebt. Ich verbiete dir, wenn dir dein Leben lieb ist, ihm in Zukunft Gesellschaft zu leisten. Ich werde dich töten lassen, wenn er sich noch einmal mit dir sehen läßt." Als am dritten Tage der König wieder in ihr Zimmer trat, zitterte die Jungfrau vor Furcht und weinte. Der König merkte

Digitized by Google

wohl, daß sie in Kummer war und er fragte sie nach der Ursache ihres Grams. Da erzählte sie ihm das Verbot der bösen Alten. „Freundin," erwiderte er, „beruhigt Euch! Ich will Euch vor ihr schützen und will Euch nicht länger verheimlichen, was ich bisher verborgen hielt. So wißt denn, mein süßes Lieb, daß Ihr mein Herz und mein Leben seid, all mein Gut, meine Gesundheit und meine Freude, daß ich heute und immerdar Euch gehöre." Die Jungfrau verbarg ihre Freude über diese Worte und antwortete züchtig und bescheiden, sie sei zwar zu niedrig für seine Liebe, doch wage sie nicht, eine so große Ehre auszuschlagen. Darauf küßte sie der König wohl zwanzigmal auf den Mund, dann führte er sie in sein Schloß und ließ den Kaplan rufen; dieser aber legte ihre Hände ineinander und vermählte sie. Als die Mutter dies erfuhr, sprach sie: „Verflucht sei er, wenn er sie genommen hat, und jeder, der ihn noch als König achtet. Gar zu niedrig hat er gehandelt, daß er eine Landstreicherin, eine Hergelaufene geheiratet hat, eine Frau mit nur einer Hand!" Vierzehn Tage darauf wurde Pfingsten gefeiert, und an diesem Tage wollte der König seine junge Gemahlin krönen lassen. Zu dieser Feier berief er alle seine Vasallen aus Schottland, Cornwall und Irland und die Nachricht von seiner Vermählung verbreitete sich pfeilgeschwind im ganzen Lande. Als die Nachtigallen sangen und die Wiesen blühten, da füllten die Ritter, die Grafen und Barone mit ihren Damen die Zelte, und drei Tage lang wurde die Hochzeit gefeiert. Die Mutter des Königs aber reiste am nächsten Tage voll Grimm auf ihr Landgut, denn sie glühte vor Neid und Haß gegen die junge Königin.

Fünf Monate mochten seitdem vergangen sein, da sprach der König eines Tages zu seiner Gemahlin: „Ich bitte Euch, liebe Freundin, daß Ihr mir um meiner Ehre willen eine Reise gewährt: in Frankreich findet ein großes Turnier statt, dem ich beiwohnen muß." „Diese Reise erschreckt mich," erwiderte die Manekine, „denn ich bin allein in diesem Lande und Eure Mutter haßt mich." „Ich werde Euch in solcher

Digitized by Google

Hut lassen, daß Ihr weder meine Mutter noch sonst jemanden zu scheuen braucht." Der König hatte einen Seneschall, der sein treuester Ratgeber war, diesen berief er nebst zwei anderen Rittern zu sich und sprach: „Ihr Herren, ich gehe auf kurze Zeit in ein anderes Land, um Ehre und Ruhm zu erwerben. Ihr werdet bei der Königin bleiben und sie mit eurem Leben schützen. Vor allem werdet ihr sie vor meiner Mutter behüten, damit diese ihr kein Leids antut." Darauf nahm er Abschied von seiner Gattin und trat mit großem Gefolge die Fahrt an.

Die Königin, welche ihn bis zum Meere begleitet hatte, kehrte in Gesellschaft ihrer drei Hüter zurück. Es gab nichts mehr auf der Welt, was sie erfreuen konnte, seit sie den Anblick ihres Gemahls entbehren mußte, doch sie tröstete sich, so gut sie es vermochte, wegen der Leibesfrucht, die sie trug. Endlich gebar sie den schönsten Knaben, den die Natur jemals gebildet hat. Überall im Lande verbreitete sich die Kunde, daß die Königin entbunden habe und der Seneschall berief seine zwei Gefährten zu sich: „Ihr Herren," sagte er, „wir müssen unverzüglich einen Boten an den König nach Frankreich schicken, der ihm die erfreuliche Nachricht überbringe." Darauf nahm er ein Pergament, denn er verstand Romanisch und Latein, und begann zu schreiben, wie folgt: „Dem Könige von Schottland, seinem Herrn, dem Gott Freude und Ehre gebe, entbietet Gruß und Freundschaft der Seneschall, den er zurückließ, sein Land und sein Weib zu schirmen. Ich tue Euch zu wissen, daß meine Herrin mit einem Knaben niederkam, wie ihn schöner kein Mensch je ersah, und Eure Liebste ist bei guter Gesundheit. Das Kindlein aber heißt Johannes. Solches tun wir Euch zu wissen. Aber kehrt um Gottes willen, wenn es Euch gefällt, schleunigst zurück, denn meine Herrin hat große Sehnsucht nach Euch und vergeht schier vor Gram." Darauf versiegelte er den Brief und übergab ihn einem Boten. Dieser machte sich auf den Weg und gelangte am zweiten Tage nach Evoluic, wo die Mutter des Königs sich aufhielt. Der Bote trat in ihr

Digitized by Google

Haus, denn er wußte nichts von dem Hasse, den sie gegen die junge Königin trug. Die Alte begrüßte den Boten und fragte ihn, wohin er gehe. Als sie den Zweck seiner Reise erfahren hatte, ließ sie ihm einen starken Wein reichen, und er trank so lange, bis er seiner Sinne nicht mehr mächtig war. Da lachte die böse Alte, und während der Trunkene schlief, durchsuchte sie seine Taschen, bis sie die Kapsel mit dem Briefe fand, dann rief sie ihren Schreiber und ließ sich den Brief vorlesen. Der Inhalt mißfiel ihr und sie ließ einen anderen anfertigen, in welchem zu lesen war, daß der Seneschall seinem Herrn Gruß entbiete und daß er ihm voll Zorn und Schmerz unfrohe Nachricht zu wissen tue: „Herr, Eure Gattin hat entbunden, aber nie im Leben sah man ein so scheußliches Geschöpf wie das, welches sie unter ihrem Herzen trug. Es hat vier Füße, ist ganz behaart und seine Augen liegen tief im dicken Kopf. Sobald es geboren war, entschlüpfte es wie eine Schlange seinen Wärterinnen, und diese wagten kaum, es wieder zu ergreifen. Alle Eure Untertanen sind in Schrecken und Verwunderung. Nun tut uns Euren Willen kund, was mit einem solchen Erben geschehen soll." Darauf versiegelte sie den Brief wieder, legte ihn in die Kapsel und trug diese wieder dahin, wo sie sie gefunden hatte. Als der Bote ausgeschlafen hatte, machte er sich wieder auf den Weg, und die böse Alte befahl ihm, auf dem Rückwege wieder bei ihr vorzusprechen.

Der Bote gelangte nach Frankreich, suchte seinen Herrn auf und übergab ihm den Brief. Der König brach das Siegel auf und fast schwanden ihm die Sinne, als er den Inhalt des Schreibens las. Damit die Leute seine Verwirrung nicht bemerken sollten, zog er sich in sein Gemach zurück und las den Brief immer wieder von neuem. Er raufte seine Haare, zerriß sein Gewand, und Tränen entströmten seinen Augen. Als er sich ein wenig beruhigt und mit seinen Begleitern Rats gepflogen hatte, nahm er Pergament und Tinte und schrieb: „Der König von Schottland gebietet den dreien, denen er seine Geliebte in Hut gab, daß diese in ihrem Wochenbette

Digitized by Google

gut gepflegt werde. Wenn ihnen ihr Leben lieb ist, sollen sie seine teure Gattin und das, was sie geboren hat, so wert halten wie ihren eignen Leib. Zu Fasten wird der König zurückkehren und dann seinen weiteren Willen kundtun." Darauf versiegelte er den Brief und übergab ihn dem Boten, welcher sogleich den Rückweg antrat.

Als die böse Alte ihn kommen sah, war sie sehr froh; sie erwiderte freundlich seinen Gruß und fragte ihn nach dem Wohlergehen des Königs. Darauf ließ sie ihm wieder starken Wein auftragen, und er trank so lange, bis er vor Trunkenheit in Schlaf verfiel. Als die dunkle Nacht gekommen war, schlich sich die Alte in die Kammer des Boten, nahm ihm den Brief und ließ ihn sich von ihrem Schreiber vorlesen. Als sie hörte, daß der König seine Heimkehr zu Fasten in Aussicht stellte und daß bis dahin die Manekine gut gepflegt, bedient und geehrt werden sollte und ihre Leibesfrucht mit ihr, da wurde sie mißmutig und ließ sogleich ein anderes Schreiben aufsetzen. Der Schreiber mußte antworten, daß der König seinem Seneschall gebiete, er solle unverzüglich die Königin zum Feuertode führen, sobald sie ihr Wochenbett verlassen habe, und mit ihr das, was sie geboren habe. Denn er habe wenig erfreuliche Neuigkeiten über die Manekine erfahren, wohl wisse er, warum sie nur eine Hand habe und nicht umsonst sei sie so verstümmelt. „Verbrennt sie ohne Zaudern, wenn Euch Euer Leben lieb ist!" so schloß das Schreiben. Als es vollendet war, legte der Schreiber das Wachs wieder auf, ohne daß das Siegel verletzt wurde und verschloß den Brief in die Kapsel des schlafenden Boten.

Nach dreimonatlicher Abwesenheit kehrte der Bote nach Dondieu zurück und überreichte dem Seneschall das Schreiben. Die drei Beschützer erkannten das Siegel des Königs und erbrachen den Brief, als sie ihn aber gelesen hatten, da verwunderten sie sich sehr und weinten und seufzten. Dann berieten sich die drei Getreuen untereinander und sprachen: „Den Willen unseres Herrn müssen wir erfüllen, wenn wir auch Kummer und Mitleid im Herzen tragen." Die Nach-

Digitized by Google

richt, daß der König befohlen habe, sein Weib und sein Kind zu verbrennen, verbreitete sich bald im Lande und alles Volk verwunderte sich und fluchte dem König. Der Königin aber verheimlichte man den Befehl, bis sie ihr Wochenbett, das einen vollen Monat dauerte, verlassen hatte. Eines Tages rief sie den Seneschall zu sich und sprach: „Seneschall, mein Herz ist gramerfüllt über das lange Ausbleiben meines geliebten Herrn. Ist der Bote noch nicht zurück? Wisset, daß mein Herz schlimme Nachricht ahnt. Ich werde nie mehr froh sein, bis ich meinen Herrn wiedersehe. Oh, sagt es mir, wenn Ihr etwas von ihm wißt!" Der Seneschall antwortete mit Tränen in den Augen: „Oh, liebe Frau, es ist so weit gekommen, daß der König Euch haßt, wenn ich auch nicht weiß, warum. Lange haben wir es Euch verheimlicht, aber einmal müßt Ihr es erfahren. Unser Herr hat uns wissen lassen, daß wir, wenn uns unser Leben lieb ist, Euch und Euren Knaben auf dem Scheiterhaufen verbrennen müssen. Da er zu den Fasten zurückkehrt und Euch dann nicht mehr lebend vorfinden will, so muß innerhalb dreier Tage sein Befehl vollzogen sein." Da erschrak die junge Königin und ihr Herz krampfte sich zusammen. „Was habe ich getan, großer Gott," klagte sie, „daß ich so harten Tod erleiden soll? Womit hat es mein Kind verdient, daß es sterben muß?" Dann fiel sie vor dem Seneschall auf die Knie und bat ihn, ihr Kind zu schonen, wenn er auch mit ihr täte, was er wolle. Der Seneschall versprach ihr, sich mit seinen beiden Gefährten zu beraten. Da besprachen sie sich miteinander, und der Seneschall riet, sie wollten die Manekine so ziehen lassen, wie sie gekommen sei, auf einem mast- und segellosen Schiff, und sie der Hut Gottes anheimstellen. Ferner wollten sie Bilder aus Holz schnitzen lassen, die der Königin und ihrem Söhnlein glichen und diese vor allem Volke verbrennen, damit sie sich vor Strafe bewahrten. Als diese Vorbereitungen beendet waren, hießen sie die Königin mit ihrem Kind auf einen Zelter steigen und führten sie in die Verbannung. Am dritten Tage kamen sie an das Ufer des Meeres, wo das Schiff bereit stand. „Lieber

Digitized by Google

Herr," sagte die Königin, „ich danke Euch, daß Ihr mich vor dem Feuer bewahrt habt. Ich bitte Euch, grüßt meinen Herrn, den König, und sagt ihm, daß ich ihn immer noch über alles auf der Welt liebe. Gott vergebe ihm seine Schuld und schenke ihm Ehre und Glück. Sehet, die Liebe der Menschen ist eitel, so verleihe mir Gott seine Huld, die unwandelbar ist und ohne Haß." Der Seneschall führte sie weinend in das Schiff, dann befahl er sie Gott und der heiligen Jungfrau und stieß den Nachen ins Meer.

Am neunten Tage landete die Barke am Ufer des Tiber. Ein Senator nahm die Manekine mit ihrem Kinde auf. Als der König heimkehrte, erfuhr er den Betrug und ließ seine Mutter lebendig einmauern, dann machte er sich auf die Suche nach seiner Frau. Nach siebenjähriger Wanderung gelangte er nach Rom und der Trauring führte das Wiedererkennen zwischen den beiden Gatten herbei. In Rom fand sich auch Joiens Vater ein, welcher, von Gewissensbissen gequält, beim Papst Vergebung für seine Sünden suchen wollte. Schließlich fand die Königin durch ein Wunder in einer Quelle ihre abgehauene Hand, welche auf das Gebet des heiligen Vaters sich wieder mit ihrem Arm vereinigte.

10. Der Fischfang des Wolfes

Ihr Herren! Es war um jene Zeit, da der Sommer zu Ende geht, um dem rauhen Winter Platz zu machen. Reinhart der Fuchs war in seinem Bau; er hatte nichts zum Beißen und zum Brechen und wußte nicht, woher er etwas nehmen sollte. Der Not gehorchend machte er sich also auf den Weg und strich durch ein Binsengestrüpp zwischen dem Wald und dem Fluß, bis er die Landstraße erreichte. Dort angekommen duckte er sich hinter eine Hecke und wartete auf Abenteuer. Siehe, da kamen Kaufleute, welche Fische vom Meere her brachten. Sie hatten eine Ladung frischer Heringe, denn letzte Woche war der Wind zum Fischfang günstig gewesen, und auch an-

Digitized by Google

dere Arten guter Fische: von Neunaugen und Aalen waren ihre Körbe voll. Reinhart war noch einen Bogenschuß weit von ihnen entfernt. Als er den mit Fischen beladenen Wagen erblickte, lief er ein wenig voraus, doch so, daß die Kaufleute ihn nicht bemerkten, denn er wollte sie täuschen. Dann legte er sich mitten auf den Weg und stellte sich tot: er kniff die Augen zu, biß die Zähne zusammen und hielt den Atem an. Der eine Kaufmann sah ihn und rief seinem Gefährten zu: „Sieh, ist das ein Fuchs oder ein Köter?" „Es ist ein Fuchs," entgegnete jener, „pack ihn geschwind, den Hurensohn, damit er uns nicht entwischt, denn er ist schlau. Er soll uns seinen Pelz lassen!" Die Kaufleute liefen — der eine hinter dem andern her — auf Reinhart zu. Sie fanden ihn am Boden hingestreckt und drehten und wendeten ihn nach allen Seiten ohne Furcht, daß er sie beißen möchte. Sie schätzten den Rücken und den Hals, der eine sagte, er sei drei Groschen wert, doch der andere erwiderte: „Bei Gott, er ist mindestens viere wert und das ist noch billig! Wir haben nicht viel geladen; werfen wir ihn auf unseren Karren! Seht nur, was für eine saubere, weiße Kehle er hat!" Mit diesen Worten warfen sie ihn auf das Wägelchen und fuhren weiter.

Reinhart aber machte sich über die Körbe her. Mit den Zähnen öffnete er den einen und entnahm ihm mehr als dreißig Heringe: da war der Korb leer. Er fraß sie mit Genuß ohne Salz und Salbei, dann öffnete er den anderen Korb. Er steckte seine Schnauze hinein und zog drei Netze voll Aale hervor. Der Schlaumeier packte die Stricke mit den Zähnen, warf sich die Netze auf den Rücken und überlegte sich nun, wie er wieder vom Wagen herunterkommen sollte. Erst kniete er und spähte, dann schnellte er sich los und sprang mit einem Satz vom Wagen herab auf die Straße, während er um den Hals geschlungen seine Beute trug. Nachdem er seinen Sprung getan hatte, rief er den Kaufleuten zu: „Gott behüte euch! Dieser Haufen Aale ist mein, den Rest könnt ihr behalten." Als die Kaufleute solches hörten, erschraken

Digitized by Google

sie und riefen: „Seht den Fuchs!“ Sie sprangen vom Wagen herab und hofften Reinhart noch zu erwischen, aber umsonst. „Wehe!“ sagten sie und rangen die Hände, „das ist ein schöner Schaden! Wir Toren haben Reinhart geglaubt! Nun hat er uns die Körbe aufgebunden, hat sich satt gefressen und nimmt uns noch drei Netze voll Aale mit. Möge er daran platzen!“ „Ihr Herren! Wozu der Lärm? Ihr könnt reden, was ihr wollt. Ich bin Reinhart und werde schweigen.“

Als die Kaufleute die Verfolgung aufgegeben hatten, ging Reinhart geradeswegs in seine Burg, wo ihn seine Angehörigen, die der Hunger quälte, mit Ungeduld erwarteten. Hermeline, seine treffliche Gattin, sprang ihm entgegen, und die Brüder Percehaie und Malebranche eilten auf ihren Vater zu, welcher in kurzem Trab, dick, vollgefressen und heiter daherkam, die Aale um seinen Hals geschlungen. Reinhart trat in seinen Bau und sperrte vorsorglich die Türe ab von wegen der Aale. Seine Kinder putzten ihm indes die Stiefel ab und häuteten die Fische, dann schnitten sie dieselben in Stücke und steckten diese auf kleine Bratspieße aus Haselgerten. Hierauf wurden die Kohlen angeblasen und die Fische auf die Glut gelegt.

Während die Aale brieten, siehe, da kam Herr Ysengrin, der Wolf, des Weges, welcher schon seit dem frühen Morgen umhergelaufen war, ohne nur das geringste gefangen zu haben. Hungrig schlich er sich durch das Holz auf Reinharts Bau los; denn er sah aus der Küche, in welcher die Aale am Spieße gedreht wurden, Rauch aufsteigen. Ysengrin witterte den Duft, der ihm fremd war: er kräuselte die Nase und leckte sich den Bart; darauf trat er zu einem Fenster, um zu erspähen, was es da gäbe. Die Frage war nur, wie er dahinein gelangen könne, denn gegen Bitten pflegte Reinhart unempfänglich zu sein. Der Wolf lief unstät umher, hier und da einen sehnsüchtigen Blick nach der Burg werfend, welche ihm unzugänglich blieb. Schließlich beschloß er, seinen Gevatter zu bitten, er möge ihm um Gottes willen ein wenig von seinem Fleische abgeben. Er rief also durch ein Loch:

Digitized by Google

„Herr Gevatter, öffnet mir die Tür! Ich bringe Euch gute Nachricht!" Reinhart hörte und erkannte ihn wohl, dennoch hatte er taube Ohren für ihn. Ysengrin stand betrübt draußen und sprach: „Öffnet, lieber Herr!" „Wer seid Ihr?" fragte Reinhart lächelnd. „Ich bin es!" versetzte jener. „Wer ich?" „Euer Gevatter!" „Ach so, wir glaubten, Ihr wäret ein Landstreicher." „Nein," sprach Ysengrin, „öffnet!" „Ihr werdet Euch einen Augenblick gedulden müssen," sagte Reinhart, „bis die Mönche gespeist haben, die sich gerade zum Essen niedersetzen!" „Wie? sind das Mönche?" „Vielmehr," entgegnete jener, „eher Canonici. Sie sind vom Orden St. Benedikts und ich habe mich ihnen angeschlossen." „Um Gottes willen," sprach der Wolf, „redet Ihr die Wahrheit?" „Bei der heiligen Barmherzigkeit!" „Aber, sagt mir, eßt Ihr Fleisch?" „Das ist verpönt," sagte Reinhart. „Was essen denn die Mönche?" „Sie essen Weichkäse und Fische. So empfiehlt es St. Benedikt!" Ysengrin sprach: „Davon wußte ich nichts. Aber gewährt mir Gastfreundschaft. Es ist spät und ich weiß nicht, wohin ich mich noch wenden soll." „Gastfreundschaft?" sagte Reinhart, „redet nicht davon! Nur ein Mönch oder ein Eremit kann bei mir Unterkunft finden. Geht anderswo hin!" Ysengrin sah ein, daß er unter keinen Umständen eingelassen werden würde; trotzdem fing er wieder an: „Fische? Ist das gutes Fleisch? Gebt mir doch einen Brocken, nur um zu verkosten!" Der schlaue Fuchs nahm drei Stücke Aal, die auf den Kohlen brieten und inzwischen gar geworden waren. Ein Stück aß er selbst, die anderen brachte er dem Wolf und sprach zu ihm: „Gevatter, tretet ein wenig näher und empfangt aus Nächstenliebe von unserer Speise. Aber wir erwarten, daß Ihr auch in unseren Orden eintreten werdet!" „Ich weiß es noch nicht, aber es ist möglich!" versetzte Ysengrin, „jedoch, lieber guter Meister, gebt mir geschwind das Essen!" Ysengrin erhielt es und verschlang es in einem Happ. „Wie dünket Euch darum?" fragte Reinhart. Der Feinschmecker zitterte und brannte vor Gier. „Es möge Euch tausendmal vergolten werden, Herr Reinhart!" sprach

Digitized by Google

er, „aber gebt mir nur noch ein einziges Stück, süßer, lieber Gevatter, nur zum Anbeißen; dann will ich auch Eurem Orden beitreten.“ „Ich rate Euch sehr, Mönch zu werden,“ antwortete der listige Reinhart, „denn bei Euren Anlagen werdet Ihr es noch vor Pfingsten zum Prior oder Abt bringen.“ „Hätte ich dann Fische genug?“ „Soviel Ihr essen wollt; aber zuvor müßt Ihr Euch Haar und Bart scheren lassen.“ Ysengrin begann zu brummen, als er vom Scheren reden hörte. „Wenn es sein muß, Gevatter, so schert mich geschwind!“ Reinhart erwiderte: „Sogleich werdet Ihr eine große und breite Tonsur haben, nur muß erst das Wasser warm sein.“ Der Fuchs stellte Wasser aufs Feuer und ließ es kochen; dann kam er wieder und hieß den Wolf seinen Kopf durch ein Loch neben der Türe stecken. Ysengrin reckte den Hals vor und Reinhart goß ihm das kochende Wasser über den Schädel. Der Wolf biß die Zähne zusammen und fuhr zurück: „Reinhart!“ schrie er, „ich bin hin. Das war ein schlechter Streich, Ihr habt mir eine zu große Platte geschoren.“ Reinhart streckte die Zunge einen halben Fuß weit aus dem Maul: „Herr, so ist es im Kloster der Brauch,“ sagte er, dann fuhr er fort: „Der heilige Orden erheischt es, daß wir in der ersten Nacht eine Probe bestehen. Wir wollen fischen gehen.“ Ysengrin entgegnete: „Gern werde ich alles tun, was die Regel verlangt.“ Reinhart schlüpfte durch einen Spalt und trat zu Ysengrin, der noch immer über seine Platte klagte, auf der keine Haut und kein Fell mehr geblieben war. Beide gingen von dannen, Reinhart voraus und der andere hinterher, bis sie zu einem Weiher gelangten.

Es war wenig vor Weihnacht, um die Zeit, da man die Schinken in Salz legt. Der Himmel war klar und sternenhell, und der Teich, in welchem Ysengrin fischen sollte, war fest zugefroren. Nur ein Loch war offen geblieben, welches die Bauern geschlagen hatten, um ihr Vieh zu tränken, und neben dem Loch war ein Eimer stehen geblieben. Reinhart ging vergnügt auf den Eimer zu, sah seinen Gevatter an und sprach: „Herr, diesen nehmt! Hier gibt es eine Menge Fische,

Digitized by Google

und auf diese Weise pflegen wir sie zu fangen." „Bruder Reinhart!" erwiderte Ysengrin, „bindet mir diesen Eimer fest an den Schwanz!" Der andere nahm ihn und band ihn so fest er konnte. „Bruder," sagte er dann „jetzt haltet Euch ruhig, damit die Fische kommen." Dann drückte er sich unter ein Gebüsch und steckte die Schnauze zwischen die Füße, um zu beobachten, was jener anstellen würde. Das Wasser begann zu gefrieren und der Eimer an Ysengrins Schwanze fror mit ein, so daß der Schwanz fest an das Eis geheftet wurde. Nach einer Weile glaubte der Wolf, es sei nun genug, und er versuchte, den Eimer herauszuziehen. Lange zerrte er vergebens, dann rief er nach Reinhart, denn der Tag begann schon zu dämmern. Reinhart erhob den Kopf, öffnete die Augen und blickte sich um: „Bruder," sprach er, „laßt Eure Arbeit stehen, gehen wir heim, lieber Freund! Wir haben genug Fische gefangen." „Reinhart, es sind zuviel!" rief ihm Ysengrin zu. „Ich habe so viel gefangen, daß ich den Eimer gar nicht wieder herausziehen kann!" Reinhart antwortete lachend: „Wer zuviel begehrt, verliert alles."

Die Nacht war vorüber, der Tag brach an, und die Sonne erhob sich im Osten. Alle Wege waren weiß vom Schnee. Herr Constant von Granches, ein behäbiger Ritter, hatte in der Nähe des Teiches genächtigt und sich nun samt seinem Jagdgefolge zufriedenen Gemütes erhoben. Er nahm sein Horn, rief den Hunden und ließ sich seinen Sattel bringen, während der Jagdtroß lärmte und schrie. Reinhart hörte es und floh, bis er seinen Bau erreicht hatte. Ysengrin hingegen mußte bleiben, er zog und zerrte mit solcher Wut, daß ihm fast die Haut barst. Während der Wolf sich so abquälte, kam ein Bursche des Weges, der zwei Hunde an der Leine führte. Er erblickte Ysengrin, der mitsamt seinem Glatzkopf auf dem Eise angefroren war und schrie: „Hoho! Der Wolf! Herbei, herbei!" Die Jäger sprangen samt den Hunden aus dem Hause. Herr Constant sprengte auf seinem Rosse hinterdrein und rief: „Laßt los, laßt die Hunde los!" Die Hundeführer koppelten die Hunde ab, und diese stürzten sich auf den Wolf,

Digitized by Google

der sich nach Kräften wehrte. Herr Constant zog sein Schwert und schickte sich an, den Wolf gut zu treffen. Dieserhalb stieg er vom Pferde und ging über das Eis hinüber auf ihn los. Von hinten wollte er ihn treffen, aber er verfehlte ihn, kam durch den Schwung ins Gleiten und fiel so heftig hin, daß ihm der Kopf blutete. Mit Mühe erhob er sich und ging zornig wieder auf den Wolf los. Er gedachte ihn auf den Kopf zu treffen, aber der Schlag ging daneben: das Schwert traf nur den Schweif und schnitt ihn da, wo er angewachsen war, ratzibutz ab. Ysengrin fühlte sich frei, er sprang davon, von den Hunden verfolgt und gebissen, den Schwanz jedoch mußte er zu seinem Schmerz als Pfand zurücklassen. Er floh einen Abhang hinauf, und als er droben war, blieben die Hunde ermüdet stehen und kehrten um. Ysengrin aber eilte weiter, bis er den schützenden Wald erreicht hatte. Dort hielt er inne und schwur, er wolle sich an Reinhart blutig rächen.

11. Predigtmärlein des 13. Jahrhunderts

Der neue Adam

Ein Eremit tadelte einstmals Adam und grollte ihm, daß er ein so leichtes Gebot übertreten habe, anstatt Mitleid mit ihm zu fühlen. Sein Gefährte wollte ihn züchtigen; er legte eine Maus zwischen zwei Schüsseln und sagte zu ihm: „Bruder, bis ich zurückgekehrt bin, sollst du nicht nachsehen, was zwischen diesen beiden Schüsseln verborgen ist.“ Als jener fort war, begann der andere nachzugrübeln: warum hat er mir dieses Gebot auferlegt? ich muß doch einmal sehen, was er zwischen die beiden Schüsseln versteckt hat. Er hob die obere Schüssel auf, und die Maus entwich. Als der Gefährte zurückkam und die Maus nicht mehr fand, sagte er: „Du tadeltest Adam, weil er ein so leichtes Gebot übertreten habe, und du hast ein noch leichteres nicht gehalten.“ Hierauf ließ der Eremit von seiner Anmaßung ab und vertauschte seinen Groll mit Mitleid.

Digitized by Google

Der Engel und der Waldbruder

Einst wurde ein Eremit vom Geiste der Lästerung versucht und grübelte darüber nach, wie doch die Urteile Gottes ungerecht seien, wie die Guten in Kummer und die Schlechten in Freuden lebten. Da erschien ihm ein Engel in Menschengestalt und sprach zu ihm: „Folge mir, denn Gott schickt mich, daß du mit mir gehest und ich dir den verborgenen Sinn seiner Urteile zeige." Und er führte ihn in das Haus eines biederen Mannes, der sie wohlwollend und gastfreundlich aufnahm und mit allem Nötigen bewirtete. Am anderen Morgen aber entwendete der Engel ihrem Gastfreunde einen Becher, welchen dieser sehr hoch schätzte. Hierüber begann der Eremit zu murren, denn er glaubte, jener sei nicht von Gott gesandt. Die nächste Nacht verbrachten sie im Hause eines Mannes, der ihnen ein schlechter Wirt war und der sie unfreundlich behandelte. Diesem gab der Engel den Becher, den er dem guten Gastgeber gestohlen hatte. Als der Eremit solches sah, wurde er noch betrübter und begann eine noch schlechtere Meinung von seinem Begleiter zu bekommen. Von dort weitergehend nächtigten sie ein drittes Mal im Hause eines guten Mannes, der sie mit großer Freude empfing und ihnen reichlich mit allem Notwendigen aufwartete. Am anderen Morgen gab er ihnen einen jungen Mann, seinen Diener, mit, daß er ihnen den Weg zeige. Diesen stürzte der Engel von einer Brücke herab und ertränkte ihn im Wasser. Als der Eremit solches sah, wurde er traurig und ärgerlich. In der vierten Nacht nahm sie ein trefflicher Mann aufs beste auf, brachte ihnen mit heiterer Miene reichliche Speise und ließ ihnen geeignete Lagerstätten herrichten. Aber das kleine Söhnchen des Gastwirtes, das einzige, das er hatte, begann in der Nacht zu weinen und hinderte sie am Schlafen. Da stand der Engel nächtlicherweile auf und erwürgte den Knaben. Als der Eremit solches sah, glaubte er, sein Gefährte sei der Satan selber und wollte sich von ihm trennen. Jetzt endlich redete der Engel und

Digitized by Google

sprach: „Deshalb hat mich der Herr zu dir geschickt, daß ich dir den verborgenen Sinn seiner Urteile zeige, und damit du erfahrest, daß nichts auf der Erde ohne Grund geschieht. Jener wackere Mann, dem ich den Becher fortnahm, liebte ihn zu sehr, bewahrte ihn neidisch und dachte häufig an den Becher, wenn er an Gott hätte denken sollen. Deshalb habe ich ihn ihm zu seinem Heile genommen und jenem schlechten Wirte, der uns in seinem Hause übel aufnahm, gegeben, damit er seine Vergeltung noch in diesem Leben empfange, denn im Jenseits wird ihm kein Lohn mehr zuteil werden. Jenen Diener aber habe ich ertränkt, weil er sich vorgenommen hatte, am folgenden Tage seinen Herrn zu töten, und so habe ich unseren guten Gastgeber vor dem Tode errettet, seinen Diener aber vor einer Mordtat, damit er, ohnehin schon ein Mörder dem Vorsatze nach, um etwas weniger in der Hölle bestraft werde. Unser vierter Gastfreund endlich tat viel Gutes, ehe er den Sohn hatte und bewahrte alles, was er an Lebensmitteln und Kleidung erübrigte, für die Armen auf; als aber sein Knabe geboren war, zog er seine Hand von den Werken der Barmherzigkeit zurück und bestimmte alles für seinen Sohn. Ich habe ihm den Anlaß zur Habsucht genommen und gleichzeitig die Seele des unschuldigen Kindes ins Paradies gebracht.“ Als der Eremit solches hörte, wurde er von jeder Versuchung befreit und begann die Urteile Gottes, deren Sinn verborgen ist, mit lauter Stimme zu preisen.

Der Wolf in der Vorratskammer

Es wird erzählt, daß der Fuchs den mageren Wolf überredete, ihm in eine Vorratskammer Stehlens halber zu folgen. Der Wolf aber fraß so viel, daß er durch die enge Öffnung, die ihm Einlaß gewährt hatte, nicht mehr herauskonnte, und er mußte so lange fasten, bis er seine ehemalige Magerkeit wieder erreicht hatte. Er wurde indes überrascht und geprügelt und mußte unter Zurücklassung seines Pelzes flüchten.

Digitized by Google

Der büßende Räuber

In einem Hause jenseits des großen Sees bei Neuenburg in der Diözese Lausanne wohnte ein Geistlicher namens Wilhelm, der wegen der Wunder, die Gott um seinetwillen gewirkt haben soll, für heilig gilt. Ein Ritter, der ihn besuchte, fragte ihn, warum er sich so durch Fasten, Tränen und Bußhemden abtöte und abmühe. Der Geistliche antwortete, es drohe ihm am Tage des Gerichts ein Flammenmeer von der Größe des Sees, und es bedürfe der ganzen Kraft seiner Buße, um dem höllischen Feuer zu entgehen. Und er erzählte als Beispiel, daß ein Räuber, der seinen Gegnern entfloh, sich in Gestalt des Kreuzes zu Boden warf, als er sah, daß kein Entrinnen mehr möglich sei, und bekannte, er habe den Tod wohl verdient; weil er Gott beleidigt habe. Er weinte darüber, gestand, daß er ein Sünder sei und bat seine Verfolger, daß sie, um Gott mit ihm zu versöhnen, seine Glieder der Marter preisgäben. Einem Eremiten, der schon viele Jahre in den Bergen büßend verbracht hatte, wurde offenbart, wie Engel die Seele dieses Räubers unter Lobgesängen in den Himmel trugen. Dafür wußte der Eremit Gott keinen Dank, sondern er ärgerte sich und bedachte, daß er, der sich allen Kasteiungen ausgesetzt habe, auf gleichen Lohn für seine Buße Anspruch habe. Als aber seine Tage gezählt waren, überschritt er einen Bach, glitt von der Brücke und verschwand in den Wogen, und Teufel trugen seine Seele zur Hölle.

Der König und der Weise

Ein König hatte in seinem Lande einen weisen und reichen Mann wohnen, fand aber keine Gelegenheit, aus ihm Geld herauszupressen. Da richtete er drei Fragen an ihn, die er lösen müsse, wenn er nicht eine gewaltige Summe Geldes zahlen wolle. Die Fragen aber schienen unlösbar zu sein. Die erste war: wo der Mittelpunkt der Erde sei? Die zweite: wieviel Maß Wasser das Meer enthalte? Die dritte: wie groß die Barmherzigkeit Gottes

Digitized by Google

sei? Am bestimmten Tage nun wurde der Weise in Anwesenheit des gesamten Hofes aus dem Kerker, in welchem er gefangen gehalten wurde, herbeigeholt, um sich loszukaufen, wenn er nicht die erwähnten Aufgaben löse. Da stieß er mit dem Stab auf den Boden und sagte: „Hier ist der Mittelpunkt der Welt. Widerlege es, wenn du kannst. Willst du, daß ich das Maß des Meeres ausmesse, so halte die Flüsse und alle Wasser an, damit sie nicht ins Meer dringen, bis ich es ausgemessen und dir die Zahl der Maße gesagt habe. Die dritte Aufgabe werde ich lösen können, wenn du mir deine Gewänder abtrittst, damit ich vom Thronsessel aus meine Antwort gebe." Hierauf, als er sich auf dem Thronsessel und in königlichem Schmucke befand, sagte er: „So höret und sehet die Erhabenheit von Gottes Erbarmung, denn ich war eben ein Sklave, nun bin ich ein König geworden, eben war ich arm, nun bin ich reich, eben war ich in der Tiefe, nun bin ich erhöht, eben in Kerker und Ketten, nun aber in Freiheit." So ist der Mittelpunkt der Barmherzigkeit Gottes überall im gegenwärtigen Leben, seiner Gnaden ist keine Zahl und seine Erhabenheit und Allgegenwart äußert sich darin, daß der Sünder aus den Fesseln und Gefängnissen der Sünde durch den Weg der Buße zum Himmelreiche gelangt.

Crescentia

Wir lesen, daß ein römischer Kaiser eine wunderschöne unde ngelreine Gemahlin hatte, welche er, da er in Amtsgeschäften verreisen mußte, mitsamt seinem Lande seinem Bruder zur Verwahrung übergab. Der Bruder bedrängte sie, durch ihre Schönheit verlockt, mit Versprechungen, Drohungen und Gewalt. Da sie ihn aber verschmähte und sich tapfer gegen ihn wehrte, so verklagte sie der Bruder nach der Rückkehr des Kaisers bei diesem, indem er sein Verbrechen auf sie zu wälzen trachtete. Der Gatte schenkte dem Verleumder ohne weiteres Glauben, mißhandelte die Frau, als sie ihm entgegeneilte, mit Füßen und Fäusten und übergab sie zwei Sklaven, damit sie sie heimlich

Digitized by Google

in den Wald führten und enthaupteten. Diese wollten ihr, durch ihre Schönheit verleitet, gerade Gewalt antun, während sie sich aus Leibeskräften wehrte und die Hilfe der heiligen Jungfrau, der sie ergeben diente, mit lauter Stimme anrief, als ein fremder Edelmann vorüberkam. Er hörte das Geschrei, lief herzu, befreite sie und tötete die Sklaven. Sie selbst aber nahm er mit sich und betraute sie mit den Obliegenheiten einer Hausfrau, indem er ihr seinen Sohn zur Pflege überließ. Unterdessen bedrängte sie der Bruder ihres neuen Herrn. Da sie aber nicht einverstanden war, sondern sich tapfer mit den Fäusten wehrte und ihm blutige Striemen beibrachte, erwürgte dieser, während sie schlief, den neben ihr ruhenden Sohn des Bruders, um die ihm zugefügte Unbill zu rächen. Daraufhin überlieferte sie ihr Herr einigen Schiffern, welche sie in ewige Verbannung führen sollten. Diese wollten sie vergewaltigen und dann ins Meer werfen, setzten sie aber auf ihre Bitte hin auf einer Insel an Land, wo ihr die selige Jungfrau erschien, die sie tröstete und ihr ein gewisses Kraut zeigte, welches die schlimmsten Krankheiten zu heilen vermochte, besonders aber wurden die Aussätzigen durch diese Pflanze geheilt, vorausgesetzt, daß sie ihre Sünden beichteten. Das Gerücht von einer solchen Heilkraft drang bis zu den Ohren ihres Herrn. Er führte seinen Bruder — jenen, der ihr hatte Gewalt antun wollen und das Kind getötet hatte und nun zur Strafe aussätzig geworden war — zu ihr. Sie erkannte beide und sagte, selbst unerkannt, daß es zu einer solchen Heilung zunächst der Beichte des Kranken in Gegenwart seines Bruders bedürfe. Da jener aber das vorher erwähnte Verbrechen nicht erwähnte, so nützte die Medizin nichts. Nun sagte sie vor allem Volke, daß der Kranke bisher eine Sünde verheimlicht habe und daß infolgedessen die Heilung verhindert werde. Da ermahnte ihn der Bruder und beschwur ihn, alles zu gestehen, und jener enthüllte sein Vergehen und wurde geheilt. Als der Kaiser dieses Wunder erfuhr, ließ er sie, da sein Bruder gleichfalls hochgradig aussätzig geworden war, zu sich kommen und bat

Digitized by Google

sie unter großen Ehrungen um die Heilung seines Bruders. Sie entgegnete, daß sie ihn nur dann heilen könne, wenn er seine Schuld vor aller Welt bekenne. Da er anderes gestand, das, was er gegen sie gefehlt hatte, aber verheimlichte, so wurde er nicht eher geheilt, bis er auf das Drängen des Kaisers hin das gegen sie begangene Verbrechen beichtete. Der Kaiser war untröstlich, da er sie nicht erkannte. Als der Bruder geheilt war, berief sie den Kaiser zu sich und besänftigte seinen Zorn gegen jenen. Er aber erkannte sie während der Unterredung an gewissen Zeichen, nahm sie wieder auf, und aller Schmerz wurde in Freude verwandelt. Die Kaiserin wurde später Nonne und diente auf das Ergebenste der seligsten Jungfrau Maria.

12. Cleomades und das hölzerne Pferd

Im Lande Afrika herrschten einst drei reiche Könige. Ihre Länder waren benachbart und die Könige waren einander freundschaftich zugetan. Sie waren aber alle drei erfahren in der schwarzen Kunst und in der Sternkunde. Melocandis und Baldigant waren weise, edel, schön und ritterlich, aber den dritten, welcher Crompart hieß, verunzierte ein Buckel, seine Augen lagen tief im Kopf und das Kinn hing ihm auf der Brust. Diese drei Könige hatten davon reden hören, daß König Marcadigas von Spanien drei wunderschöne Töchter besitze. Zu diesen hatte sie vom bloßen Hörensagen Liebe ergriffen, und sie beschlossen, um ihre Hand anzuhalten. Crompart, der schlaue, riet: „Ihr Herren, Marcadigas ist wegen der gewaltigen Tapferkeit seines Sohnes Cleomades weit und breit gefürchtet. Wir werden guttun, wenn wir uns sein Wohlwollen mit reichen Geschenken erkaufen." Da verfertigte Meliocandis eine Henne mit drei Küchlein aus lauterm Gold, und diese Tierlein sangen so schön, daß süßere Melodien niemals vernommen wurden. Baldigant schuf einen Mann aus Gold, der eine Trompete in der Hand hielt, und jedesmal, wenn jemand Verrat oder

Digitized by Google

Unbill plante, so blies der Trompeter, daß er ein ganzes Heer erwecken mochte. König Crompart endlich ersann das kostbarste Geschenk. Es war ein Pferd aus Ebenholz, das seinen Reiter überall hintrug, wohin er wollte; wenn man einen der stählernen Zapfen drehte, mit denen es an Stirn und Brust ausgestattet war, so flog das Tier in die Luft oder zu Tal, zur Seite oder geradeaus, und es durchschnitt die Luft so schnell, daß niemand ihm mit den Augen folgen konnte. Mit diesen drei Geschenken kamen die afrikanischen Könige in die große Stadt Sevilla, als gerade König Marcadigas am Ersten des Monats Mai sein Geburtstagsfest beging. Viele Barone hatten sich zum Fest am Hofe versammelt und das Volk drängte sich auf den Gassen, als die drei fremden Herrscher ihren Einzug hielten. Cleomades, der Königssohn, ging ihnen entgegen und begrüßte sie mit den geziemenden Ehren, darauf wurden sie vor den König geleitet. Diesem boten sie ihre Kleinodien dar, ohne ihm jedoch den wahren Zweck ihrer Fahrt zu enthüllen. „Wir fordern darfür", sprach der listige Crompart, „nur eine Gegengabe für uns alle drei." „Und ich bewillige sie euch," erwiderte der König, „schont meiner Habe nicht! Wählt unter meinen Burgen und Städten, unter meinem Gold und meinen Edelsteinen, fordert kühn, was euch gefällt, ich verspreche euch im voraus, daß es euer ist." Der Bucklige hub wieder an: „Herr, Ihr macht uns froh, denn Ihr bewilligt uns reiche Gabe. So wisset: um Eurer Töchter willen verließen wir unser Land und sie verlangen wir von Euch. Ihr habt uns unsere Bitte im voraus gewährt, nun nehmt die Kleinodien, die wir Euch mitbrachten!" Marcadigas sah, daß er hintergangen war und sein vorschnelles Versprechen reute ihn wegen der Mißgestalt Cromparts, aber ein König darf sein Wort nicht brechen. Auch dem Königssohn mißfiel es, daß der Mann mit dem Schweinsrüssel eine seiner Schwestern bekommen sollte, er benachrichtigte die Jungfrauen und diese spähten durch ein Loch in der Wand in den Saal. Die beiden ersten gefielen ihnen nicht übel, aber als sie den kleinen häßlichen Crompart sahen, da fragten sie

Digitized by Google

sich angstvoll, welcher von ihnen dieser bestimmt werden sollte. Nachdem alles im Saale Platz genommen hatte und Ruhe geboten war, nahm Melocandis die goldene Henne und setzte sie mit ihren Küchlein mitten in den Saal, und siehe, alle vier ließen einen wunderlieblichen Gesang hören. Dem Könige gefiel die Gabe sowohl wie der wohlgestaltete Spender und auch Cleomades erklärte sich zufriedengestellt. Melocandis verneigte sich vor dem König und erhielt die älteste Tochter, die durch das Loch mit Wohlgefallen den edlen Ritter betrachtete. Dann trat Baldigant vor und überreichte dem König den Mann aus Gold, indem er ihn dabei über dessen Eigenschaften unterrichtete. Er erhielt die zweite Tochter und neigte sich dankend vor dem Herrscher. Da geriet die jüngste, welche Marina hieß, in große Not, denn ihr blieb nur der häßliche Zwerg übrig. Cleomades, der ihre Tränen sah, versprach, er wolle es so einrichten, daß Crompart sie nicht zur Frau erhalten solle, und über diese Worte wurde sie wieder ein wenig froh und lächelte. Während sie solches in der Kammer besprachen, hatte aber der Bucklige schon so geschickt mit dem König geredet, daß dieser ihm seine Tochter zugebilligt hatte. Cleomades verbarg seinen Zorn und sprach leise zu seinem Vater: „Wollt Ihr Eure Tochter ewiger Trauer überliefern, indem Ihr sie diesem mißgestalteten Geschöpf zum Weibe gebt?" „Ich nahm sein Geschenk und gab ihm mein Versprechen. Könige lügen nicht." „Herr," wandte Cleomades ein, „woher wißt Ihr, daß das Pferd die Eigenschaften besitzt, die er an ihm rühmt? Erprobt zunächst die Wahrheit seiner Worte und den Wert der Gabe!" Der König war damit einverstanden und Cleomades setzte dem Zwerg seine Zweifel auseinander. „Wenn Ihr das Pferd besteigen wollt," sagte Crompart mit hämischem Lachen, „so sollt Ihr erfahren, ob ich log. Ertappt Ihr mich auf Unwahrhaftigkeit, so mögt Ihr mit mir machen, was Ihr wollt." Der Treulose hatte wohl gemerkt, daß Cleomades die Heirat hintertrieb, und er suchte nach einer Gelegenheit, sich an ihm zu rächen. Während der Bucklige diese Worte sprach, blies der goldene

Digitized by Google

Trompeter in sein Horn, weil gegen Cleomades Verrat geplant wurde, aber niemand achtete auf den Ton. Das Roß wurde in den Hof geführt und die Menge drängte sich gaffend herum. Ein Sattel aus Ebenholz deckte das Zauberpferd und seine Steigbügel hatten die Eigenschaft, daß sie sich der Größe eines jeden Reiters anpaßten. Cleomades, begierig, das Geheimnis zu erfahren, bestieg den Rücken des Tieres und drehte an einem Zapfen an dessen Stirn. Wie der Sturmwind sauste das wunderbare Flugzeug durch die Luft davon, und die Zurückbleibenden verloren es alsbald aus den Augen. Der König wandte sich zornig an Crompart: „Laßt das Pferd umkehren, es ist schon zu weit fort. Mir scheint, es ist nun hinreichend erprobt." „Herr," entgegnete der Verräter mit unschuldiger Miene, „es steht nicht in meiner Macht, das Roß zurückzurufen, denn ich vergaß, Euren Sohn, als er aufstieg, zu lehren, wie er umkehren könne. Erst als er fort war, fiel es mir ein. Es schmerzt mich sehr, doch kann ich ihn Euch nicht wiedergeben." „Freund," sprach der König, „du wirst nicht das Licht des Tages sehen, bis ich meinen Sohn wiederhabe. Wahrlich, übel war ich beraten, da ich die Warnung des Bläsers nicht beachtete, und töricht handelte ich, daß ich Euch nicht selber Euer Roß versuchen ließ." Der Zwerg suchte sich zu verteidigen, aber das nützte ihm nichts; er wurde gebunden und ins Gefängnis geworfen, wo er Gelegenheit hatte, seine Hinterlist zu bereuen.

Den Königssohn indessen trug das Zauberroß in kurzer Zeit so weit, daß er nicht mehr wußte, welche Länder und Meere unter ihm vorübereilten. Wohl merkte er, daß Crompart ihn hintergangen hatte, um sich seiner zu entledigen, aber sein tapferes Herz verzagte darum nicht. Er erinnerte sich, daß er den Buckligen einen Zapfen an der Stirn des Rosses habe drehen sehen, er tastete oben und unten und fand schließlich einen Zapfen auf der rechten Seite des Tieres, den er bewegte: da wandte sich das Pferd augenblicklich nach rechts. Nun versuchte er einen Zapfen nach dem andern, bis er wußte, wie er die Maschine, die durch die Zapfen ihre Be-

Digitized by Google

wegung erhielt, steuern müsse. Schließlich fand er auf der Brust des Holzpferdes einen Zapfen, der veranlaßte, daß das Flugzeug sich so sanft, wie ein Aprilregen auf die junge Saat fällt, zur Erde herabließ und stille stand. Er wußte jetzt, wie er in die Höhe und abwärts, wie er vorwärts und rückwärts fliegen könne, und gar gern wäre er nach Spanien zurückgekehrt, aber so weit hatte ihn das Roß schon getragen, daß er nicht mehr wußte, welche Richtung er einschlagen müsse, und zudem war er müde und hungrig, denn er reiste nun schon einen Tag und eine Nacht mit ungeheurer Geschwindigkeit. Er gedachte also, zur Erde herabzugleiten, um sich auszuruhen. Er blickte unter sich und gewahrte, daß er über einer weiten Ebene schwebte, durch welche sich ein Fluß schlängelte. Ein festes und schönes Schloß lag unter ihm, umgeben von Wäldern, Weinbergen und Wiesen. Von Konstantinopel bis Österreich hätte man kein prächtigeres Schloß finden können. Hier herrschte ein König mit Namen Carmans, der eine wunderschöne Tochter besaß. Neben dem Tor des Schlosses bemerkte der Jüngling einen hohen Turm, der aus Marmorstein gehauen und mit Blei gedeckt war. Auf diesen Turm zu nahm er seinen Flug und steuerte seine Maschine so, daß er auf der Spitze desselben landete. Er stieg vom Roß und erblickte ein kleines Pförtchen, durch welches er in das Innere des Schlosses dringen konnte. Er ließ also sein Flugzeug oben auf dem Dache und eilte die Stufen hinab, denn der Hunger trieb ihn. Durch eine Flucht von prächtigen Sälen irrte er, bis er in einen Raum gelangte, in welchem eine Tafel aus Ebenholz und verziert mit kostbaren Steinen gedeckt war. Mancherlei Speisen luden da zum Mahle, und in goldenen Pokalen funkelte der Wein. Fleisch und Wein aber waren ein Opfer, welches die Bewohner dieses Landes am ersten des Mai ihren Göttern darbrachten, um von ihnen Fruchtbarkeit zu erflehen. Der König und seine Großen hatten ein wenig von den Speisen genossen, dann hatten sie sich in einen anderen Saal begeben, wo böhmische Flötenspieler und deutsche Geiger zum Tanze auf-

Digitized by Google

spielten. Dort war der ganze Hof bis Morgengrauen in ausgelassener Lust versammelt und so blieb die Ankunft des Fliegers unbemerkt. Cleomades wusch sich seine Hände an einem Wasserstrahl, der aus dem Maule eines silbernen Löwen hervorsprudelte und setzte sich zum Mahl, während die Klänge der Fiedeln und Harfen aus dem Tanzsaal herübertönten. Als er sich gütlich getan hatte, wandte er sich zur offenen Tür des Saales und trat in ein Gemach, in dem ein Mann von riesenmäßigem Wuchse, doch ohne Bart, angekleidet auf einem Lager schlief, das von Waffen aller Art rings umgeben war. Der Jüngling schlich sich an dem Schläfer vorbei und trat in einen Säulengang, der einen Blumengarten umgrenzte. Er stand still und sah sich um. Das Gärtlein zeigte keinen anderen Ausgang als eine Pforte aus Ebenholz; zu dieser wandte sich der Königssohn und drückte auf die Klinke, worauf sich die Türe mühelos öffnete. Cleomades trat in ein Gemach von undenklicher Pracht; dieses hatten der König und die Königin für ihre Tochter Clarmondine hergerichtet, welche sie über alles liebten. Sie zu bewachen diente der riesenhafte Eunuch, der vor dem Gärtlein schlief. Eine Unzahl von Kerzen erhellte den Raum und durch die Fenster brach schon der junge Tag. Drei Betten standen in der Kammer, in welchen drei Jungfrauen ruhten, aber auf der rechten Seite stand das schönste Lager, das je ein Mensch gesehen. Es war von Gold, und Hyazinthen, Topase, Rubinen und Saphire funkelten daran, weiße Felle waren über die seidenen Decken gebreitet. In diesem Bett ruhte die schöne Königstochter. Cleomades näherte sich dem Lager, erblickte die anmutige Schläferin und neigte sich über sie. Als er ihre Wangen aus Milch und Purpur sah, faßte er sich ein Herz und küßte sie, worauf sie erwachte und mit einem tiefen Atemzug ihre Augen öffnete. Sie erschrak gewaltig, als sie einen Mann vor sich stehen sah. Cleomades ließ sich vor ihr auf die Knie nieder, um sie zu begrüßen, und sie erwiderte ihm: „Lieber Herr, wie kommt Ihr hierher? In dies Gemach darf kein anderer treten als der Königssohn von Ar-

Digitized by Google

kadien, mit dem ich in meiner Kindheit verlobt wurde, ohne ihn je gesehen zu haben. Sagt, seid Ihr der? Wenn nicht, so seid Ihr des Todes, und wenn Euer Leben fünffache Kraft hätte." „Schöne Maid," sprach der Königssohn, „ich bin der, von dem Ihr spracht und werde alles tun, was Euch gefällt." „Wer führte Euch hierher?" „Niemand weiß, daß ich kam. Die Sehnsucht nach Euch, meiner Braut, trieb mich hierher. Nun, nachdem ich Euch gesehen, will ich mich unverzüglich wieder entfernen, denn um nichts in der Welt möchte ich Euch lästig sein." Die Jungfrau wurde froh, denn sie glaubte den Worten des Jünglings, der ihr überaus wohlgefiel. Seine Schönheit ergriff ihr Herz mit den Flammen der Liebe und ebenso fühlte sich unser Held von Amors Pfeil verwundet. Clarmondine weckte nun ihre Dienerinnen und diese waren so sprachlos vor Verwirrung über die Anwesenheit des Fremden, daß sie dessen höflichen Gruß mit keinem Wort erwiderten. Cleomades beschloß, das Gemach zu verlassen, bis die Prinzessin sich erhoben hätte; doch versprach er nicht eher zu gehen, als es ihr gefiele. Der Jüngling trat in den Blumengarten, wo er sich liebeskrank niederließ und den Duft der Blüten einsog. Clarmondine kleidete sich indessen an und erzählte dabei ihren drei Gespielinnen von dem jungen Ritter, den sie noch immer für ihren Verlobten hielt. Als sie fertig waren, begaben sie sich alle vier zu dem Königssohn in den Garten, und dieser suchte zunächst in Erfahrung zu bringen, in welchem Lande er eigentlich sei. Dabei sah er die Jungfrau mit verliebten Augen an und die Liebe schlug ihre Wurzeln in ihren Herzen. Schon lange saßen sie so da in Gespräche und stumme Blicke vertieft, da spähte der Riese, der die Königstochter behüten sollte, durch ein kleines Fensterchen in den Garten. Er erstaunte über die Maßen, als er den Ritter sah, und er wußte nicht, wie er hineingekommen sei, denn er glaubte alle Eingänge wohlverwahrt zu haben. Sogleich eilte er zum König, um ihm Bericht zu erstatten. Dieser geriet über solche Nachricht in grenzenlose Wut. Eilends begab er sich an das Fenster und gewahrte ein lieb-

Digitized by Google

liches Bild: seine Tochter wand aus Blüten einen Kranz, während ihre Gespielinnen die Blumen dazu pflückten und der Jüngling die Seide zusammenflocht, um den Kranz zu binden. Der König, rasend darüber, daß ein Mann bei seiner Tochter weile, ließ die älteste der Wärterinnen rufen, um von ihr Rechenschaft zu fordern. Sie erzählte ihm alles, was sie von Cleomades wußte, aber der König merkte sogleich die Unwahrheit seiner Worte, denn sein künftiger Schwiegersohn war ihm wohlbekannt. Hastig trat er in das Gärtlein, und die Liebenden sprangen erschrocken vor ihm auf. Der Jüngling begrüßte den König, ohne Furcht zu zeigen, doch dieser blieb ihm die Antwort schuldig und gebot, ihn augenblicklich zu fesseln. Die Knechte legten Hand an den Königssohn, der sich ohne Gegenwehr binden ließ. Die Jungfrau aber kniete vor dem Vater nieder und sprach: „Herr, dieser Mann tat mir kein Leid. Er ist der arkadische Prinz, mein Verlobter, den Ihr mir selbst zum Gatten bestimmt habt." Der König sah an den Mienen seiner Tochter, daß sie sich keiner Schuld bewußt war. „Tochter," sagte er, „es ist nicht der, den Ihr meint. Nie sah ich diesen Mann. Wenn Euer Verlobter ins Land käme, so sollten sich meine Schlösser mit Scharen festlicher Gäste füllen. Doch dieser ist ein Betrüger, der Euch Eure Ehre rauben will. Aber er soll es büßen, denn ich will ihn lebendig schinden lassen, will ihm den Kopf abschlagen, ihn verbrennen, hängen und lebendig begraben." Cleomades erschrak, weil man ihn auf einer Lüge ertappt hatte und ließ sich gutwillig fortschleppen. Die Mutter suchte Clarmondine zu trösten, aber ihr Herz war nicht in ihrem Leib, sondern wanderte mit dem Königssohn in den Kerker, und wo das Herz nicht ist, da ist jeder Trost umsonst. Cleomades stand in Banden geschlagen und von Bewaffneten umgeben im Hofe, als die Königin zu ihm trat, und trotz seiner Erniedrigung schien er ihr schön und liebenswert. Man fragte den Jüngling nach Name und Heimat, aber er schwieg hartnäckig. Erst als der König ihm vorwarf, daß er der Ehre seines Kindes nachgestellt habe, antwortete er hastig, daß er nichts

Digitized by Google

Böses gegen die Prinzessin im Schilde geführt habe, und er erzählte eine halb wahre, halb erdachte Geschichte, wie Feen ihn entführt, ihn auf ein hölzernes Zauberpferd gesetzt und hier abgeladen hätten. Er erklärte sich bereit, dem König das Roß, das auf dem Turme stehe, zu zeigen. Dieser wurde neugierig und begehrte, das Tier zu sehen; er schickte Cleomades mit einer Schar Bewaffneter auf den Turm, sein Flugzeug zu holen. Der Jüngling fand das Pferd im nämlichen Zustand vor, wie er es verlassen hatte; er brachte es dem König und dieser betrachtete es mit Erstaunen. Die Königin hatte Erbarmen mit dem jungen Mann und bat ihren Gemahl um Gnade. Dieser hätte ihm gern verziehen, wenn ihn seine Lüge nicht verdächtig gemacht hätte. Er wandte sich an seine Ratgeber und fragte sie, was er mit dem Gefangenen tun solle. Die Meinungen gingen weit auseinander, aber schließlich einigte man sich dahin, daß er gehängt werden solle. Da bedachte sich Cleomades und sprach: „König, ich fürchte den Tod nicht, aber da ich Euch nicht entgehen kann, bitte ich Euch um eine Gnade: hängt mich nicht wie einen Straßenräuber! Ich bin ein Ritter und verdiene einen ehrenvollen Tod. Laßt mich mein Pferd besteigen und dann durchbohrt mich mit Euern Pfeilen und Schwertern." Der König gestand ihm diese Gnade zu, denn es war ihm gleichgültig, auf welche Weise er ums Leben käme. Rings um das Roß versammelten sich die Knechte mit Spießen, Lanzen, Pfeilen, Schwertern und Stöcken; große Steinblöcke hielten sie im Schoß, um sie auf den Gefangenen zu schleudern. Cleomades bestieg freudigen Herzens sein Gefährt, als er aber oben saß, legte er seine Hand an die Stirn des Tieres, drehte den Zapfen und sogleich durchschnitt die Maschine die Luft, so daß die Zurückbleibenden mit geöffneten Mäulern dastanden und meinten, der Leibhaftige habe sie genarrt.

Cleomades nahm seinen Flug nach Spanien, wo er mit größter Freude empfangen wurde. Seine erste Bitte war, Crompart aus dem Gefängnis zu entlassen, die Hand Marinas freilich habe er durch seine Treulosigkeit verwirkt. Der

Digitized by Google

Bucklige war sehr bekümmert, als ihm der König seine Tochter verweigerte und er verließ ihn voll Scham und Trauer ohne Abschied. Er entließ sein Gefolge, das er in Sevilla zurückgelassen hatte, er selber aber blieb in der Stadt, um eine günstige Gelegenheit abzuwarten, daß er sich am König und besonders an Cleomades rächen könne. Er kleidete sich als Arzt und übte das Gewerbe eines Heilkünstlers aus. Den Königssohn indessen ließ die Liebe zu Clarmondine nicht rasten, und er glaubte nicht eher Ruhe zu finden, bis er sie als seine Gattin heimgeführt habe. Als drei Tage verstrichen waren, nahm er von seinem Vater Abschied, um zu ihr zurückzukehren. Er nahm denselben Weg, den er gekommen war und ließ sein Flugzeug unter einer Ulme in der Nähe von König Carmans' Schloß zu Boden gleiten, um dort in Furcht und Hoffnung den Anbruch der Nacht zu erwarten. Als der Mond aufgegangen war, bestieg er sein Roß wieder und flog ruhig und sicher in die Burg. Er ließ den Turm zur Seite liegen und senkte sein Gefährt in das Blumengärtlein hernieder, wo ihn der König letzthin überrascht hatte. Dort stieg er ab und verbarg das Pferd in einer Mauernische. Die Tür der Schlafkammer der Prinzessin stand offen, um dem Duft der Blüten Eintritt zu gewähren, und Cleomades gelangte ungehindert in das Gemach. Er blieb einen Augenblick stehen und überzeugte sich zunächst, ob alles schlief, dann trat er an das Bett der Jungfrau und weckte sie mit einem Kuß. Sie schlug mit einem Seufzer die Augen auf und sprach: „Ach, wer hat mich geküßt?" Beim Licht der Kerzen erkannte sie den Jüngling sogleich, aber sie wußte nicht, ob sie schweigen oder schreien solle, denn sie mißtraute dem Fremden, obwohl sie ihn liebte. „Herr," sagte sie, „ich sollte Euch zürnen, weil Ihr neulich eine Lüge geredet habt." „Jungfrau, ich schwöre Euch, daß ich Euch heute die Wahrheit sagen will. Cleomades heiße ich und mein Vater herrscht über Spanien." Bei diesen Worten jubelte Clarmondinens Herz, denn der Ruhm seiner Heldentaten war schon in ihr fernes Land gedrungen und vom Hörensagen hatte sie den Vollbringer so

Digitized by Google

vieler edler Taten schon geliebt. Sie fragte ihn, warum er gekommen sei, und er flüsterte ihr leise, leise, damit die Wärterinnen nicht erwachten, seinen Plan ins Ohr und bat sie mit aufgehobenen Händen, sie möge mit ihm in seine schöne Heimat ziehen, um an seiner Seite als Königin zu herrschen. „Herr," sagte sie, „ich ergebe mich in Euern Willen. Aber ich fürchte, mein Vater wird nicht in diese Heirat einwilligen, denn er hat mich schon für einen andern bestimmt." Es bedurfte geringer Überredungskunst, um sie zur Flucht mit ihm zu bewegen. Darauf verließ Cleomades das Gemach, um sie im Garten zu erwarten. Die Prinzessin weckte indessen ihre Gespielinnen und erzählte ihnen, daß der berühmte Ritter Cleomades gekommen sei, um sie mit sich in sein Land zu führen. Die Jungfrauen, die gleichfalls schon viel von der Tapferkeit des spanischen Königssohnes gehört hatten, lobten ihre Wahl und redeten ihr zu, mit ihm zu fliehen. Darauf traten sie alle vier in das Gärtlein und die Wärterinnen trugen dem Paar einen Imbiß auf und baten den Königssohn, sie sobald als möglich in sein Land zu rufen. Die Prinzessin aber war bekümmert, daß sie ihre Eltern verlassen sollte, und Cleomades mußte ihr versprechen, daß er ihr noch einmal Gelegenheit geben wolle, sie zu sehen. Die Wärterinnen mahnten nun die Liebenden, nicht länger mehr zu verharren, denn König Carmans hatte die Gewohnheit, bei Tagesanbruch sich zu erheben und sich mit seinem Gefolge im Schloßpark zu ergehen. Schon dämmerte der Tag herauf und die eine der Dienerinnen stieg auf den Turm, von dem aus man den Park übersehen konnte. Da sah sie, wie der König und die Königin sich mit einer Schar von Damen und Rittern unter einer Pinie niedergelassen hatten. Hurtig stieg sie wieder herab und bat den Königssohn, unverzüglich seinen Plan auszuführen. Der Jüngling hob Clarmondine auf sein Roß und band sie fest, um sie vor dem Fallen zu bewahren, die Mägde befestigten Körbe mit Speisen und Wein an den Seiten des Flugzeugs und dann setzte er sich selbst vor die Prinzessin auf das Zauberpferd; er drehte den Zapfen, der

Digitized by Google

den Flug nach aufwärts regelte, und schwebte mit seinem Lieb dem jungen Tag entgegen. Zunächst steuerte er ganz langsam und hielt sich nahe am großen Turm, von wo man den Park, den die ersten Strahlen der Sonne beschienen, überblicken konnte. König Carmans lustwandelte dort mit seinen Begleitern. Da hub Cleomades von seiner luftigen Höhe aus zu reden an: „Herr, sucht Eure schöne Tochter nicht, denn Euer Suchen ist umsonst. Ich habe mich Eurer Tochter ergeben und sie hat mir ihre Huld gewährt. Nun fliegen wir nach Spanien in mein Heimatland, unser Hochzeitsfest zu halten. Und damit Ihr wißt, wer Eure Tochter entführt: ich bin von edler Art und weit in ferne Lande drang meines Namens Ruhm, Cleomades heiße ich, mein Vater trägt die Krone Spaniens." Die Königin blickte in die Höhe und rief: „Ach, mein Kind, wohin gehst du?" Dann fiel sie bewußtlos vor Gram zu Boden. Während die Herren und Damen des Hofes sich um die ohnmächtige Königin bemühten, flog das Liebespaar in blitzschneller Fahrt westwärts, der König Carmans aber faßte sich an die Stirn und glaubte, ein schwerer Traum habe ihn gequält.

Cleomades reiste mit der Prinzessin so lange durch die Luft, bis an einem Dienstag Morgen die Sonne vor ihren Augen die Türme Sevillas vergoldete. Da sprach der Königssohn: „Nun freut Euch, süßes Lieb, wir sind am Ziel!" „Herr," sprach die Jungfrau, „ich bitte Euch, Ihr wollet mich hier an einem geschützten Orte absteigen lassen. Ich bedarf zunächst der Ruhe, ehe ich vor Eure Eltern trete, denn ich zittere vor Angst und Kälte." Der Jüngling trug sie in einen Garten von Pinien und Lorbeerbäumen, der sich außerhalb der Mauern ausdehnte, und setzte sie unter einem Olivenbaume ab. Die Jungfrau streckte sich ermattet auf den grünen Rasen, und nachdem sie ein wenig geruht hatte, begehrte sie zu essen. „Wenn es Euch nicht mißfällt, Liebste," sprach Cleomades, „so möchte ich jetzt meine Eltern und meine Schwester aufsuchen und sie bitten, Euch hier abzuholen." „Holt sie, Herr, und laßt mich indes hier ruhen. Die Glieder schmerzen

Digitized by Google

mich und ich kann mich so nicht vor dem Volke zeigen." „So erholt Euch, bis ich wiederkomme und lauscht dem Sang der Vögel, die in den Zweigen zwitschern!" Cleomades eilte in sein väterliches Schloß und ließ die Jungfrau mit dem Pferd im Garten, die sich mit Singen die Zeit vertrieb. Crompart, der Falsche, hatte sich an diesem Morgen früh erhoben und erging sich in dem nämlichen Garten, um Heilkräuter zu sammeln. Er hörte das Lied der Jungfrau und wandte sich der Gegend zu, aus der die Töne kamen. Clarmondine erschrak, als sie das Scheusal erblickte; sie verstummte augenblicklich und rief mit lauter Stimme nach ihrem Geliebten. Crompart freute sich in seinem treulosen Herzen, denn er glaubte, eine Gelegenheit zur Rache gefunden zu haben. Überdies gefiel ihm die Jungfrau, und er dachte, wenn er Marina nicht bekommen könne, so wolle er wenigstens diese zu seiner Liebsten machen. Als er sie nach Cleomades rufen hörte, erriet er den Zusammenhang. „Erschreckt nicht," sagte er, „ich will Euch kein Leid tun!" „Herr, mir graut vor Euch! Bitte, geht, denn gleich wird Cleomades zurückkehren, dem ich angehöre." „Eben dieser ist es, der mich sendet," entgegnete der Zwerg listig, „er befiehlt Euch, daß Ihr zu ihm kommt; ich werde Euch auf dem Roß zu ihm tragen, denn er lehrte mich, es zu behandeln, und daran mögt ihr erkennen, daß ich sein Vertrauter bin." Die Jungfrau glaubte den Worten des Schurken und erhob sich. Der Bucklige setzte sie auf das Zauberpferd und band sie fest, dann hing er Fleisch und Wein an die Seite des Tieres und stieg selber auf. Hurtig drehte er den Zapfen, und in rasender Fahrt erhob sich das Flugzeug in die Wolken.

Hier müssen wir unser Liebespaar seinem Schicksal überlassen und geben es dem Leser anheim, sich selber auszumalen, welche Gefahren und Abenteuer die Liebenden noch zu bestehen hatten, bis sie endlich wieder miteinander vereinigt wurden.

Digitized by Google

13. Altfranzösische Marienlegenden

Der Tänzer Unserer lieben Frau

Es war einmal ein Gaukler, der tanzend und springend von Ort zu Ort zog, bis er der ewigen Wanderfahrt und aller Weltlust müde ward. Da gab er all seine Habe hin und trat in das Kloster zu Clairvaux ein. Der neue Laienbruder war zwar schön und stattlich von Gestalt, doch die Bräuche und Sitten des Klosters kannte er nicht. Er hatte ja seine ganze Zeit mit Springen, Tanzen und Räderschlagen verbracht und nie hatte ein Mensch den Gedanken gehabt, ihm das Vaterunser, das Ave oder gar das Kredo zu lehren. Voll Demut staunte er alles im Kloster an, er sah, wie die Brüder nie ihr frommes Schweigen brachen, und so ging auch er wie ein Stummer umher, bis er von den Brüdern verlacht und mit Zwang zum Reden gebracht wurde. Er sah, wie jeder auf seine Weise dem Herrn diente, wie die Priester am Altar ihr heiliges Amt vollzogen, wie die Diakonen die Evangelien lasen, wie die Klosterschüler im Chor den Psalter sangen, und wie selbst der kleinste von ihnen ohne Zaudern das Vaterunser aufsagen konnte. Da stand er beschämt: ach er allein, er konnte nichts! Oft stand er lauschend vor den Zellen und hörte Klagen und Weherufe von drinnen hervortönen, und wie er den Grund des Weinens reiflich überlegte, fand er, daß die da drinnen Gott für ihre Schuld um Gnade anflehten. „Ach," sprach er, „was tue ich hier? Ich kann nichts als müßig stehen und gaffen! Ich bin das Brot nicht wert, das man mir gibt. Ach, wenn man es merkt, so werden sie mich mit Schande verjagen, weil ich zu gar nichts nütze bin!" In seinem Gram flüchtete er aus des Tages Licht in eine unterirdische Kapelle, wo zwischen Kerzen das Bild der Gottesmutter stand. Dort verkroch er sich sorgenvoll in einen Winkel. Plötzlich klang tief und voll die Münsterglocke, welche die Brüder zur Messe lud. Er hob das Haupt und sprang auf: „Soll ich hier liegen, während alle andern wetteifern, Unsere Frau zu loben? Was säum' ich noch? Bin ich nicht auch in

Digitized by Google

mancherlei Künsten erfahren? Nach Kräften dient ihr ein jeder, so will auch ich tun, was ich kann!" Rasch warf er die lange Kutte beiseite und gürtete sich sein dünnes Jäckchen um die Lenden. Dann trat er demutsvoll vor das Bild der Gottesmutter und sprach: „Dir, Königin ob allen Königinnen befehle ich Seele und Leib! Zu dir komme ich voll Vertrauen, oh nimm mit meinem Eifer vorlieb! Die schönsten Spiele, die ich kann, wähle ich dir zur Lust, so wie ein Böcklein auf der Heide vor seiner Mutter hüpft und springt. Du verschmähst nie, was dir ein Herz aus Liebe bietet, sieh, was ich habe, bring ich dir!" Und während droben die Hymnen erschollen, beginnt er mit vollen Kräften zu tanzen, bald vor- und bald rückwärts, auf und nieder, er geht auf den Händen durch die Kapelle und überschlägt sich in der Luft, alle Arten von Tänzen springt er mit kunstgerechtem Schwung, und nach jedem Tanz verneigt er sich vor dem Bilde: „Das tu' ich nur für dich, daß sich dein Auge daran erfreue, erfreust du doch die ganze Welt!" Und wiederum hebt er an, die Hand auf die Stirn gelegt, mit kleinen Schritten zierlich in der Runde zu gehen, dabei weint er und betet: „O Frau, dir singe ich Ehre und Preis mit Herz und Leib, mit Hand und Fuß. Da droben singen sie Lobeshymnen: laß mich dein treuer Tänzer sein und gib mir in deinem himmlischen Palast eine kleine Wohnung, denn dein bin ich ganz und gar." Solange der Sang von oben klingt, tanzt er ruhelos, bis ihm der Atem vergeht und die Glieder den Dienst versagen: da sinkt er in Ohnmacht taumelnd zu den Füßen der Himmelskönigin nieder. Und siehe: die Strahlende neigt sich mit gütigem Lächeln hernieder und fächelt ihn mit ihrem Tüchlein, und mit ihrer süßen Gnadenhand kühlt sie das Feuer seiner Schläfen.

Ein Mönch hatte von draußen diese Vorgänge mit angesehen und heimlich den Abt geholt. Dieser ließ am anderen Tage den Laienbruder vor sich laden. Der Arme erschrak zu Tode, denn er glaubte, er solle wegen seines Müßiggangs vertrieben werden. Er fiel also voll Zagen vor dem Abt auf die Knie und sprach: „O Herr, ich weiß, ich kann hier nicht

Digitized by Google

bleiben, doch ich will tun, was ihr befehlt. Ich will hinaus ins Elend gehen!" Doch der Abt neigte sich voll Ehrfurcht, küßte ihn und bat ihn, zu Gott für ihn und die Brüder zu beten, damit sie einst von seinen Gnaden erben möchten. Da ward der Arme vor Freude krank und kam zu sterben. Als aber sein letztes Stündlein gekommen war, da trugen der Engel Scharen den Tänzer Unserer lieben Frau zum allerhöchsten Sternenzelt.

Der Judenknabe

Die Juden, die überall in der Welt verstreut sind, hatten sich wie in jeder anderen guten Stadt, so auch in Bourges niedergelassen und lebten dort nach ihrem Gesetz. Nun geschah es, daß die schöne Osterzeit nahte, und alle Welt feierte mit Glockentönen und Gesängen die Auferstehung des Herrn. Männer, Frauen und Kinder eilten in freudiger Hast zum Münster und siehe, ein kleiner Judenknabe folgte den Gespielen in das Gotteshaus, wie er ihnen sonst zum Spiele nachlief. Er trat in den hohen Dom, da glänzten die Bilder, gleißend von Gold, da funkelten die Gefäße, da glühten die Kerzen, und Freude ergriff das Büblein, das zuvor nie solches sah. Er tat den anderen Kindern alles nach: bald schlug er sich an die Brust, bald bekreuzte er sich und dann warf er sich nieder in den Staub. Zwischendurch betrachtete er die Bilder und besonders gefiel ihm eines: das war eine hoheitsvolle Frau, die einen lächelnden Knaben an ihrer Brust hielt. Als der Gottesdienst zu Ende war, ging alt und jung zum heiligen Abendmahl, und jeder schlug sich demütig vor dem Sakrament für seine Missetaten an die Brust und flehte aus Herzensgrund um Erbarmen. Das Kind trat mit den andern Christen vor und empfing den Leib des Herrn, ohne zu wissen, was es tat. Dabei kam es ihm vor, als ob das Bild der glorreichen Jungfrau und Mutter aus seinem Rahmen heraustrete und hinter dem Priester hergehend die Speise austeilen helfe.

Indessen machten sich Vater und Mutter auf die Suche

Digitized by Google

nach dem Knaben, überall auf den Straßen fragten sie nach ihm und jammerten, denn sie glaubten, er sei ihnen genommen worden. Während noch der Schmerz ihr Herz zerriß, traten die Christen, das Herz voll Festesfreude, aus dem Gotteshaus. Das Judenbüblein eilte heim und lief seinen Eltern entgegen. Da fragte der Vater mit bösem Blick, wo es gewesen sei, und das Knäblein antwortete furchtsam, es sei mit den andern Kindern im Dom des Herrn gewesen und habe vor dem goldenen Altar mit den andern gespeist. Als der Vater hörte, daß das Kind die Kommunion empfangen habe, da knirschte er vor Wut mit den Zähnen. Ganz in der Nähe stand ein Glasofen mit loderndem Feuer. Der Vater packte den Knaben unter den Armen und warf ihn in die Flammen, dann versperrte er den Ofen von außen, damit der Körper zu Asche werde. Die Mutter des Knäbleins aber raufte vor Schmerz ihre Haare und schrie, so daß das Volk zusammenströmte und nach der Ursache ihres wilden Gebarens fragte. Da erzählte sie den Leuten die Missetat ihres Mannes. Die Leute öffneten den Ofen mit Gewalt und blickten in die flackernde Glut und siehe: der Knabe war heil und unversehrt. Zwar züngelten die Flammen an ihm herauf, von allen Seiten umleckte ihn das Feuer, aber er spielte mit den Funken, als seien es Blümlein auf grüner Au. Da faßte die Menge freudiges Staunen, und sie fragten das Knäblein, wie ihm bei der Marter zumute gewesen sei? „Marter?" erwiderte er, „ich fühlte keine! Als sich der Ofen schloß, da erschien die hehre Frau, die ich dort im Münster bei den Christen geschaut, wie sie dem Priester half, die Speise auszuteilen. Sie stand neben mir und hielt einen lächelnden Knaben an ihrer Brust, mitten im Feuer stand sie, und mit ihrem weiten Mantel wehrte sie die Flammen von mir ab. Ich habe weder Schmerz noch Pein gefühlt. Wie durch einen blühenden Garten schritt sie durch die Glut, wahrhaftig, das muß eine gute und heilige Frau sein!" Als die Leute dieses hörten, da lobten sie Gott und seine glorreiche Mutter. Der alte Jude wurde in den Ofen geworfen und zu Asche ver-

Digitized by Google

brannt, wie er es verdient hatte, die Mutter aber ließ sich nebst ihrem Söhnlein taufen, und das gleiche taten viele Juden um der seligsten Jungfrau Maria willen, die den Judenknaben vor dem Feuertod gerettet hatte.

Die Nonne und der Ritter

Einst lebte in einer Abtei, deren Sakristanin sie war, eine Nonne von heiligmäßigem Wandel; ihr ganzer Sinn war auf gute Werke gerichtet, sie betete fleißig und ehrte Gott und seine Heiligen, vor allem aber verehrte sie Tag und Nacht die Mutter Gottes. Jedesmal, wenn die gewohnte Stunde gekommen war, kniete sie allein vor dem Bilde Unserer lieben Frau nieder und bat sie um Vergebung für ihre Sünden. Der Dienst Mariens war ihre einzige Speise, und um die Dinge dieser Welt sorgte sie sich nicht. Ihre guten Werke würdigten sie so, daß sie eine Freundin Gottes und der heiligen Jungfrau, der sie diente, wurde. So groß war ihre Begnadung, daß die Kranken zu ihr kamen und Genesung fanden, wenn ihre Hand sie berührte. Lange Zeit verharrte sie so im Wohltun, bis der Teufel, der das Gute wo er kann vernichtet, sie versuchte und schließlich zu Fall brachte. Ein Ritter entführte sie aus dem Kloster und verlockte sie durch Versprechungen, daß sie sich ihm ganz zu eigen gab. Sie vergaß ihren Eid und warf ihr Ordensgewand vor dem Bild der Himmelskönigin beiseite, sie floh das Licht und tauchte in die Finsternis. Wie ein Wanderer, dem die Kerze verlöscht, auf nächtlichen Pfaden in den Abgrund stürzt, so wandelte sie die finsteren Wege der Welt, die ins endlose Feuer führen.

Zwei Jahre verharrte sie in sündiger Fleischeslust, aber dann erinnerte sie sich plötzlich ihrer Meisterin und Freundin, der heiligen Jungfrau, welche sie feige verlassen hatte. Sie ward freudenlos und krank, als sie ihrer Untreue gedachte. Es kam ein Tag, da ihr Geliebter sie mit harten Worten tadelte, sie eine entlaufene Nonne schalt und ihr aus Eifersucht ihren Fehl und ihren Wandel vorhielt. Schmerzbewegt erwiderte

Digitized by Google

sie ihm: „Ihr redet wahr! Ich bin noch schlechter, als jemand mich schelten könnte. Nun ist mir recht geschehen, wohl habe ich Tadel verdient, da ich mich von Gott und der erhabenen Herrin abgewendet habe, die mich würdigte ihre Ärztin zu sein. Aber Gott ist nicht tot. Wenn ich mich bemühe, ihm wieder zu dienen und meine Sünden bereue, so kann mir vielleicht Vergebung werden, denn Gott verheißt dem reumütigen Sünder Erbarmen."

Wie eine Irrsinnige eilte sie von hinnen und lief so lange, bis sie zu ihrer Rechten den Turm einer weißen Abtei gewahrte. Dorthin wandte sie sich und traf zufällig den Abt vor der Tür, der sich, als er sie in Tränen sah, vor ihr erhob. Sie warf sich ihm zu Füßen, er aber richtete sie auf und vergoß Tränen des Mitleids. Weinend bekannte sie ihm ihren Kummer und ihre Schuld. Der gute Abt sah durch ihr Antlitz in ihr Herz und sprach: „Schwester, oft wählt man den unrechten Weg und Gott läßt es zu, daß der strauchelt, den er liebt, damit er sich neu gestärkt erhebe. So müßt auch Ihr Euch erheben und Buße tun, durch die Ihr die Verzeihung Gottes und seiner Mutter finden werdet, die mit freigebiger Hand ihr Erbarmen dem reuigen Sünder spenden." „Herr, ich bin bereit, meinen armseligen Leib zu geißeln, meinen Leib, der der Urgrund meiner Sünden ist. Ach, wenn es sein könnte, daß ich wieder Gottes Freundin würde, nie wollte ich ihn wieder erzürnen." „Liebe Freundin, ich werde Euch sagen, wie Ihr Buße tun sollt. Ich befehle Euch im Namen Gottes, daß ihr wieder in Euer Vaterhaus zurückkehrt und dort in Einsamkeit und Buße lebt. Je mehr Ihr aber leidet, desto größere Gnade werdet Ihr erlangen. So sehr sollt Ihr Euch demütigen, daß Ihr Eure Schwestern um Verzeihung bittet." „Herr, das kann ich nicht! Lieber lasse ich mich zerstückeln! Ich bin eine Edeldame dieses Landes, und mein Vater würde mich töten, wenn er mich wiedersähe. Die Gemeinen würden mit Fingern auf mich weisen und überall würde meine Schandtat bekannt. Gebt mir, Herr, eine Buße, die meinen Leib mehr quält und mir mein Leben härter macht!" „Liebe

Digitized by Google

Freundin, Ihr müßt dies tun, Gott wird Euch trösten und stärken. Eine andere Buße kann ich Euch nicht geben, geht in Frieden, und ich sage Euch, daß sich Eure Missetat zum Guten wenden wird." „So werde ich Eurem Befehle nachkommen, Herr! Ich lege mein Leben in Gottes und der heiligen Jungfrau Hand. Möge ihr Erbarmen über mir Unwürdigen erscheinen, und sende mir Gott baldigen Tod!" Sie ging und zerraufte sich mit den Händen das Haar. Einsame Wege wanderte sie und sprach weinend ihr Gebet: „Herrin, Königin der Majestät, süße Herrin! Im Tempel deiner Jungfrauschaft weilte Gottes Sohn und wollte sich nicht von dir trennen, denn wie eine süße Blume duftet deine Reinheit. Bewahre meinen Leib und meine Seele, den Leib vor Schmach und Tod, die Seele vor Sünde! Ich bereue meine Schuld und gebe mich ganz in dein Erbarmen. Hab' Gnade, Herrin, dein bin ich ganz und gar!" So ging sie in Verzweiflung und wanderte so lange, bis sie zu einer Hütte kam, die neben dem Kloster, in welchem sie gedient hatte, lag. Eine gute alte Frau, die in der Abtei beschäftigt war, bewohnte das Häuslein. Hier wurde sie aus Nächstenliebe beherbergt, und sie speiste mit der Alten zu Abend. Nach dem Essen plauderten sie über dies und jenes, und schließlich redete die Nonne ohne Schleier ihre Hausfrau folgendermaßen an: „Wirtin, Eure Sakristanin, welche mit so großem Eifer im Kloster diente und die Kranken zu heilen pflegte, wo ist sie? Ich habe viel Übles von ihr reden hören: daß ein Mann sie entführt habe, dem sie sich in sündiger Lust hingab. Um Gottes willen, sagt mir, was Ihr davon wißt!" Die Alte erschrak über das Gehörte und antwortete zornig: „Frau, Ihr seid toll, daß Ihr so von unserer Sakristanin redet, Ihr verleumdet die beste, die heiligste, die meistgeliebte Frau, die je auf Erden lebte. Ihr braucht nicht lange nach ihr zu suchen, denn erst heute habe ich sie gesehen und ihren Segen empfangen da, wo sie ihren Dienst wie eine Heilige und ohne Fehl versieht. Ihr seid nicht bei Sinnen, daß Ihr so von ihr redet. Seht, auf der Straße harren an zwanzig Kranke: Lahme, Blinde und

Digitized by Google

Besessene, die alle den nächsten Tag erwarten, damit sie die Heilige mit einem Zeichen ihrer Hand heilen möge. Schweigt mit Eurer Torheit, denn übel könnte es Euch ergehen, wenn Euch andere Leute hören." Als die Büßerin solches hörte, verwunderte sie sich sehr und wußte nicht, was sie davon halten solle. Sie verbrachte die Nacht schlaflos in Gedanken, und sobald die Morgenglocke läutete, erhob sie sich, kleidete sich an und ging in das wohlbekannte Kloster. Eine milde Frau öffnete ihr, die Verlorene wich zurück und sprach: „Herrin, um Gott, wer seid Ihr?" „Sagt mir zuerst, liebe Freundin, wer Ihr seid," fragte die Pförtnerin. „Herrin, mit Schmach gesteh ich's ein. Ich war Sakristanin in diesem Kloster und gut tat ich meine Pflicht, bis der Teufel mich überwand und mich all meiner Schätze beraubt in die Schande stieß. Ich bin die, von der Gott sich abwandte, weil ich um der Sünde des Fleisches willen ihn und seine Mutter verließ. Um meine Meisterin, der ich mich weihte, gräme ich mich am meisten, denn sie berief mich zu großen Ehren. Nun bin ich durch eigene Schuld ihre Widersacherin geworden, und kaum wage ich, sie um Verzeihung anzugehen. Ich bin verflucht und ausgestoßen, von der Liebe Gottes ausgelöscht. Um Gnade und Erbarmung zu erflehen komme ich her, aber schwerlich werde ich für meine rasende Lust Vergebung finden. Herrin, nun habe ich Euch gesagt, wer ich bin. Um des Erlösers willen bitte ich Euch, sagt mir jetzt Euren Namen!" „Ich will ihn dir nennen: ich bin Maria, die Gott gebar. Du hast meine große Güte schlecht vergolten. An deiner Statt habe ich die Zellen gefegt, die Glocken geläutet, die Türen geöffnet, die Lampen entzündet, und jedermann glaubte, du seiest hier. Niemand weiß um deinen Fehltritt, denn dafür, daß du mir so treu gedient, habe ich deine Schmach verhüllt. Ich vergebe dir deine Sinnenlust, aber hüte dich, ein zweites Mal zu sündigen. Nun geh zu meinem Altar, dort findest du dein Ordenskleid, bekleide dich damit und fürchte nichts!" Außer sich vor Freude warf sich die Sünderin zu Füßen der Gottesmutter in den Staub, doch diese entschwebte, und sie

Digitized by Google

hielt nur die Erde umfaßt, die sie küßte, weil die Sohlen der Himmelskönigin sie berührt hatten. Dann wandte sie sich zum Altar, bekleidete sich mit ihrem Nonnengewand und machte sich daran, ihren Dienst zu versehen, wie sie es früher getan hatte. Niemand aber ahnte etwas von dem, was sie verschuldet hatte. Mit Beten, Fasten, Kasteiung und guten Werken brachte sie ihre Jahre dahin, um die versäumte Zeit wieder einzuholen, bis Gott der Herr ihre Seele zu sich in sein Reich nahm.

Vom Dieb, der sich jedesmal, wenn er zum Stehlen ging, Unserer Frau empfahl

Es war einmal ein Dieb, der eine sonderbare Gewohnheit hatte: sein Sinn war so ganz und gar vom Gedanken an die süße Mutter des Königs der Glorie erfüllt, daß er sich jedesmal, wenn er zum Stehlen ging, in ihre Hut empfahl. Und wenn er sich ihr empfohlen hatte, ging er ruhigen Herzens zum Raub, als ob er dazu beauftragt gewesen wäre. Niemals aber bestahl er die Armen und Bedrängten, vielmehr tat er ihnen Gutes wo er konnte, aus Liebe zur Gottesmutter. Eines Tages wurde er beim Diebstahl überrascht, und jedermann war sich darüber einig, daß er hängen müsse, denn er war weithin berüchtigt. Man legte ihm den Strick um den Hals und knüpfte ihn an den Galgen. Da rief er in seinem Herzen zu Unserer lieben Frau, diese aber, die nie einen der ihrigen vergißt, kam ihm alsbald zu Hilfe. Ihre weißen Hände breitete sie unter seine Füße und hielt ihn so zwei Tage lang, so daß er weder Schmerz noch Qual empfand. Am zweiten Tage kamen seine Henker, um nach ihm zu sehen. Als sie ihn lebendig und gesund fanden, sprachen sie: „Wir haben getrunken, ehe wir diesen Dieb hängten; schlecht haben wir gearbeitet, der Strick mag nicht recht gebunden sein." Sie ergriffen ihre Schwerter und wollten ihn in die Gurgel stechen, aber sie konnten ihm kein Leids tun, denn die Mutter des Erlösers hielt ihre Hände schützend vor ihn. Da rief der Dieb: „Flieht, flieht, vergebens müht

Digitized by Google

ihr euch, denn wißt, daß meine Herrin, die heilige Maria, mir zu Hilfe kam. Sie ist es, die mich stützt und ihre weiße Hand vor meine Kehle breitet. Die süße Herrin neigt sich zu mir und läßt nicht zu, daß ihr mir wehe tut." Als die Henker diese Worte hörten, banden sie ihn los und sagten dem Himmelskönig und seiner Mutter für dieses Wunder Dank. Der Sünder aber trat am selbigen Tage als Mönch in ein Kloster und diente von nun an in Demut Unserer lieben Frau.

Vom König, der den Sohn seines Seneschalls verbrennen wollte

Ein König von Ägypten hatte einen Seneschall, der ihm lange gedient und dafür reichen Lohn verdient hatte. Diesem Seneschall war ein Sohn erwachsen, der das Alter von fünfzehn Jahren erreicht hatte. Der Knabe war verständig für sein Alter, und all sein Sinnen war auf die Liebe zu Gott und der hl. Jungfrau gerichtet. Es geschah aber, daß sein Vater krank wurde und zu sterben kam. Der König erfuhr davon, suchte den Kranken auf und setzte sich an sein Lager. „Herr," sprach der Seneschall, „von Eurer Kindheit an habe ich Euch treu gedient, mehr als fünfunddreißig Jahre lang war ich Euer Knecht. Ich fühle, daß mein Ende naht, aber zuvor möchte ich Euch, lieber Herr, um eine Gnade bitten, die ihr mir um Gottes Willen gewähren mögt. Wenn ich tot bin, so nehmt Euch meines Sohnes an und wollet an ihm meine treuen Dienste vergelten!" Der König versprach dem Sterbenden, er wolle seinen Sohn stets um sich halten und ihm Land und Lehen geben. Darauf hauchte jener seine Seele aus.

Der König hielt sein Versprechen. Er bestellte dem Jüngling einen Lehrmeister und zog ihn zusammen mit seinem eigenen Sohne auf. Täglich kam er, die Knaben zu sehen und ihnen Geschenke zu bringen; er hatte beide sehr lieb, und auch die jungen Leute waren einander in inniger Freundschaft zugetan. Der Lehrmeister aber war voll Zorn und Neid darüber, daß der König den Fremdling so schätzte, und er sagte

Digitized by Google

in seinem treulosen Herzen: „Der König ist nicht weise, daß er einen hergelaufenen Burschen so wert hält wie seinen eigenen Sohn. Mir sollte er wohltun und mich achten, denn ich bin an mancherlei Künsten reich, statt dessen verschwendet er seine Liebe an einen, der sie nicht verdient. Aber ich will ihn auslöschen aus der Liebe des Königs."

Eines Tages wandte er sich an den Knaben und sprach tadelnd zu ihm: „Mein Sohn, wenn der König wieder herkommt und dich in seine Arme nimmt, so wende dein Haupt ab, denn dein Atem ist ihm nicht angenehm." Bald darauf kam der König, die Knaben zu besuchen, und schloß beide in seine Arme; da wandte der Sohn des Seneschalls, welcher an nichts Arges dachte, sein Gesicht ab, um den König nicht zu belästigen. Dies tat er fünf oder sechsmal, bis der König es merkte und den Lehrmeister fragte, was das bedeuten solle. Der Treulose antwortete: „Herr, ich möchte Euch die Wahrheit sagen, wenn ich nicht fürchten müßte, Euch zu erzürnen. So wißt denn: der Knabe hat mir gestanden, daß er Euern Atem nicht ertragen kann." Der König erschrak über diese Rede; er haßte von nun an den Knaben und schwur, ihm nicht mehr wohltun zu wollen, ja, er wollte ihn überhaupt nicht mehr sehen und beschloß, sich seiner zu entledigen. Der Verräter aber freute sich in seinem Herzen.

Der König ließ einen Förster kommen und befahl ihm, daß er im Walde ein großes Feuer entzünde; welchen er, der König, aber als ersten dorthin senden werde, den solle er ergreifen und in das Feuer werfen. So lieb ihm sein Leben sei, solle er diesen Befehl vollziehen und die Ausführung geheim halten. Der Förster versprach zu tun, wie ihm befohlen sei, er kehrte heim und zündete das Feuer mit eigener Hand an. Darauf ließ der König den Burschen rufen und gebot ihm, sogleich sein Pferd zu besteigen, um eine Botschaft zu überbringen. Dabei trug er ihm auf, wohin er reiten und was er dem Förster sagen solle. Der Jüngling stieg sogleich zu Roß und ritt eilends davon. Auf dem Wege empfahl er sich Gott und der heiligen Jungfrau und betete, sie möchten

Digitized by Google

ihm vor Gefahr bewahren. Während er so in frommen Gedanken befangen war, hörte er das Glöcklein eines Einsiedlers läuten und sprach: „Ich will in die Kapelle gehen, um meine gewohnten Gebete zu sprechen und wenn möglich eine Messe zu hören. Mein Geschäft ist nicht so dringend, und bald wird der Gottesdienst beendet sein.“ Er wandte sein Pferd nach rechts, ritt den Hügel, auf welchem die Klause des Eremiten stand, hinauf und betrat die Kapelle, während der heilige Mann die Messe sang. Als aber die Wandlung vollzogen wurde und der Jüngling unter Tränen an seine Brust schlug, siehe, da schwebte eine weiße Taube hernieder, welche einen Brief in ihrem Schnabel trug. Diesen ließ sie auf den Altar niederfallen. Nachdem der Einsiedler den Gottesdienst beendet hatte, küßte er das Schreiben dreimal und öffnete es sodann. Der Brief gebot dem Eremiten, er solle den Jüngling zurückhalten, bis die Mittagsstunde vorüber sei, denn Gott und die heilige Jungfrau, welche ihn in ihrer Hut hätten, wollten ihn aus Gefahr retten. Der Einsiedler trat auf den Jüngling, der schon sein Roß wieder besteigen wollte zu und bat ihn, bis Mittag bei ihm zu verweilen. Nach längerem Zögern willigte dieser ein und ließ sein Roß grasen; der heilige Mann jedoch hielt ihn mit freundlichen Worten so lange fest, bis die Sonne im Mittag stand.

Der Lehrmeister, welcher nicht wußte, was aus dem Knaben geworden sei, begab sich unterdessen zum König, und dieser befahl ihm, unverzüglich in den Wald zu reiten und den Förster zu fragen, ob er des Königs Gebot erfüllt habe. Der Meister ritt in den Wald und sprach zum Förster: „Der König wünscht zu wissen, ob sein Wille geschehen ist.“ „Nein,“ versetzte jener, „noch nicht, aber gleich soll er geschehen.“ Mit diesen Worten packte der Förster den Schurken und warf ihn ins Feuer, wo er alsbald zu Asche verbrannte.

Alsbald kam der Knabe zu dem Feuer; diesem rief der Förster von weitem entgegen: „Ich weiß wohl, was Ihr wollt! Geht, und sagt dem König, daß ich seinem Befehle nachgekommen bin.“ Sogleich wandte der junge Mann sein

Digitized by Google

Roß, um dem König diese Botschaft zu überbringen. Als dieser die Wahrheit erfahren hatte, liebte er den Knaben noch inniger als früher und ließ ihn zu großen Ehren gelangen.

Von der Königin, die ihren Seneschall tötete

In Ägypten lebte einst ein König, der war jung, schön und reich. Gar sehr liebte er Hunde und Falken und trieb oft mit ihnen seine Lust. Eines Tages war er zum Jagen in den Wald gegangen; als er aber die Spur eines Hirsches verfolgte, brach ein furchtbares Unwetter los. Jeder suchte sich einen Unterschlupf, und der König blieb ganz allein; er ritt in ein Unterholz und verbarg sich dort so lange, bis das Wetter sich verzogen hatte. Der König ritt nun durch den Wald und suchte seine Begleiter, aber er hörte weder Horn noch Hund und wußte nicht, welchen Weg er nehmen sollte. Schon brach die Nacht herein, da fand er einen Pfad, der, wie er glaubte, ihn zu einer Herberge führen müsse. Und wirklich, wie er aus dem Walde trat, erblickte er einen Strom und ein Schloß darüber, und er dankte Gott, der ihm den Weg gewiesen hatte. Müde klopfte er an die Pforte der Burg, die Zugbrücke wurde herabgelassen, und der Schloßherr ging dem späten Gast, den er alsbald als seinen Lehnsherrn erkannte, entgegen, um ihn zu bewillkommnen. Im Saal begrüßten ihn die Gattin und die Tochter des Ritters, eine Jungfrau von außergewöhnlicher Anmut. Als der König die Maid erblickte, wurde sein Herz bewegt, und er hielt ihre Schönheit für wertvoller als alle seine Schätze. „Wenn sie meine Liebe nicht zurückweist," sagte er zu sich selber, „so werde ich sie zur Königin machen. So soll es sein! Ich will sie besitzen!" Das Abendessen wurde aufgetragen, und die Jungfrau, die den Funken der Liebe in ihres Herren Herzen entzündet hatte, saß dem König gegenüber. Nach einer schlaflosen Nacht trat der junge König vor den Schloßherrn und trug ihm seinen Wunsch vor. Dieser warf sich ihm zu Füßen und dankte ihm die Ehre unter Tränen; darauf wurde allsogleich die Verlobung gefeiert. Kaum war die Feier beendet, so drang das Gefolge

Digitized by Google

des Königs, das ihn den ganzen Tag gesucht hatte, in das Schloß, und alle freuten sich, ihn gesund zu finden.

Der König hatte einen Seneschall, der alle seine Geschäfte besorgte, aber der war ein habgieriger Mann und von niedriger Gesinnung. Sein Herr, der ihm in allem vertraute, erzählte ihm seine Verlobung mit der Tochter des Ritters. Er ließ seine Braut rufen, und als der Seneschall sie erblickte, erstaunte er über ihre Anmut und lobte gar sehr den Entschluß seines Herrn. Bald darauf nahm der König Urlaub, nachdem er zuvor seiner Liebsten versprochen hatte, er wolle über drei Tage wiederkommen, doch nur im geheimen und unter vier Augen. Da beging die Jungfrau eine Torheit, die sie viel Tränen kosten sollte, sie zeigte nämlich ihrem Geliebten, wie er heimlich in ihr Gemach gelangen könne und gab ihm den Schlüssel zu einer verborgenen Pforte. Während des Heimrittes gestand der König seinem Seneschall, was er vorhabe. Dieser tadelte ihn, daß er sich und die Jungfrau der Schande aussetzen wolle und drang so lange in ihn, bis er versprach, die Sache auf sich beruhen zu lassen und den Schlüssel seinem Seneschall überantwortete. Als der Treulose das Schlüsselein in der Hand hielt, keimte in ihm der verbrecherische Gedanke, er wolle zugreifen und das seltene Glück, das sich ihm biete, genießen. Er begab sich also zur verabredeten Zeit, geschützt vom Dunkel der Nacht, in das Schlafgemach der Ritterstochter und bestieg mit dieser, die nichts Böses ahnte, das Lager. In dieser Nacht verlor sie ihre Jungfrauschaft. Dann schlief der Schurke ein und begann zu stöhnen wie ein alter Mann. Da wunderte sich die Maid und sagte sich, daß der König ein junger Mann sei, während sie diesen groß und plump fand. Leise erhob sie sich vom Bett und entzündete eine Kerze, da erkannte sie den Schläfer und sprach: „Ich habe hier einen schlechten Freund, so will ich ihm auch eine schlechte Geliebte sein, er soll sich nicht rühmen, bei mir gelegen zu sein." Sie ergriff das Schwert des Seneschalls und schnitt ihm damit das Herz entzwei. Alsdann holte sie ihre Base, und die beiden schleppten die Leiche hinaus und warfen

Digitized by Google

sie in einen wasserlosen Brunnen, in welchen sie Erde und Schutt häuften, so daß niemand ahnen konnte, was die Tiefe barg. Der König ließ im ganzen Lande seinen Seneschall suchen, aber nichts verlautete von ihm, und schließlich wurde der Tote vergessen, wie denn das Leben den Lebenden gehört.

Einer Versammlung seiner Barone und Bischöfe trug der König seinen Heiratsplan vor, und es wurde beschlossen, daß die Hochzeit bald darauf im Schlosse des Königs stattfinden solle. An diesem Tage bat die junge Königin ihre Base, sie möchte in der ersten Nacht bei dem Könige ruhen, damit dieser den Verlust ihrer Jungfrauschaft nicht bemerken solle. Diese war damit einverstanden, und als es Nacht geworden war, bestieg sie mit dem König das Brautbett. Um Mitternacht entschlummerten beide, da trat die Königin an das Bett, zupfte ihre Base an den Zehen und wollte sie wecken, um den Platz wieder mit ihr zu tauschen, aber die Treulose sprach: „Ich werde mich nicht von der Stelle rühren. Ich will den König zum Gatten haben, denn ich habe diese Ehre wohl verdient." Die junge Königin wurde von Verzweiflung ergriffen und legte Feuer an die Bettstatt, nachdem sie zuvor ihre Base mit einem Schleier gefesselt hatte. Das Feuer fand reiche Nahrung am Stroh und verbreitete sich rasch. Sobald der König fühlte, wie die Flammen an seinen Fersen leckten, sprang er vom Lager und trachtete so sehr danach, sich zu retten, daß er seine Frau vergaß. Als er die Königin draußen gesund fand, freute er sich sehr, die andere aber verbrannte in ihrem Bett, so daß keine Spur von ihr zurückblieb.

Während der Hochzeitsfeierlichkeiten blieb die Königin still und traurig, denn in ihrem Herzen trug sie die Erinnerung an die Mordtaten, die sie begangen. Um ihre Schuld zu sühnen, ließ sie zu Ehren der Gottesmutter ein Münster bauen und setzte einen Kaplan dorthin, der der Allerseligsten Tag und Nacht dienen sollte. Gar oft hörte sie selbst unter Gebeten und Reuetränen die heilige Messe und lobte die heilige Jungfrau. Zwei Jahre lang schleppte sie ihr Geheimnis mit sich herum, endlich aber entschloß sie sich, es zu beichten. Der

Digitized by Google

Kaplan war ein scheinheiliger Heuchler; als sie ihr Geständnis beendet hatte, sprach er zu ihr: „Für diese Tat habt Ihr den Tod verdient; wenn der König davon erfährt, wird er Euch verbrennen lassen. Ich will Euch aber das Leben retten, wenn Ihr Euch mir hingeben wollt." Die Frau erschrak und antwortete: „Falscher Priester! Ich suchte Buße und Trost bei dir, und du verlangst eine größere Übeltat von mir, als die ist, die ich begangen habe. Ich will lieber im Feuer verbrennen, als den Eid brechen, der mich an meinen Herren bindet." Darauf ging der Kaplan zum König und erzählte ihm, was die Königin gebeichtet hatte. Der König ließ sogleich in dem Brunnen nachforschen, und da die Leiche des Seneschalls gefunden wurde, war auch ihr zweites Verbrechen erwiesen. Eine Versammlung der Großen des Landes trat zusammen und verurteilte die Königin zum Tod auf dem Scheiterhaufen. Da betete die Frau zur Mutter des Erlösers und sprach: „Herrin, die Angst packt mich ans Herz, und aus der Tiefe meiner Not schreie ich zu dir! Du, die du Weg und Leben bist, Herrin, Freundin! ich flehe dich um Erbarmung an, erlöse mich vom Flammentod, oder wenn ich sterben muß, rette meine Seele vor Verdammnis!"

Am nächsten Tage wurde die Königin, nur mit einem Hemde bekleidet, zum Scheiterhaufen geführt, Scham und Reue erfüllte ihr Herz, aber sie vertraute auf Gottes Erbarmung. In der Nähe des Schlosses hauste, wie ein Vogel in seinem Bauer, ein mehr als hundertjähriger Einsiedler. Diesem erschien in der Nacht die Mutter Gottes und befahl ihm, er solle sich morgen in aller Frühe erheben, sich ins Schloß aufmachen und dem König entbieten, er dürfe sein Weib nicht anrühren lassen, denn er werde ein Wunder erleben, das ihm zeigen solle, daß ihr vergeben sei. Als der Einsiedler seinen Auftrag ausgerichtet hatte, ließ der König die Sünderin vor sich führen, und diese erschien mit gefesselten Händen, verbundenen Augen und aufgelösten Haaren, den weißen Leib mit einem dünnen Hemdlein bedeckt. Der fromme Klausner konnte sich der Tränen nicht enthalten, als er dies Frauenbild

Digitized by Google

sah; aber sobald die Königin dem heiligen Manne gegenüber trat, fielen ihr die Ketten von den Händen, und vom Himmelszelt hernieder schwebte ein Purpurmantel, der sich um ihre Schultern schlang, während ein wallender Schleier ihr Haupt bedeckte. Da wußte der König, daß sein Weib eine Freundin Gottes sei, und er dankte dem Erlöser und seiner süßen Mutter. Der falsche Priester wurde dem Scheiterhaufen überliefert, der König aber diente seiner Gattin und hielt sie treu und wert, während diese nie der Wohltat vergaß, die ihr Gott und die heilige Jungfrau hatten angedeihen lassen.

14. Prosanovellen des 13. Jahrhunderts

Aucassin und Nicolette

Aucassin, der Sohn des Grafen von Beaucaire, liebte eine Jungfrau, welche Nicolette hieß. Sie hatte blonde, dichtgelockte Haare, blaue, lachende Augen, ein längliches Angesicht, eine hohe wohlstehende Nase, Lippen von zarterem Rot als Kirschen und Rosen zur Sommerszeit und kleine weiße Zähne. Ihre Brüstlein waren hart und hoben ihr Gewand nicht höher als es zwei Walnüsse getan hätten. Sie war schlank um die Lenden, daß ihr sie mit euren beiden Händen hättet umspannen können, und die Maßliebchen, die, von ihren Zehen geknickt, ihr auf den Reihen des Fußes fielen, waren geradezu schwarz gegen ihre Füße und Beine: so weiß war das Mägdlein. Nicolette war aber eine Gefangene, die aus fremden Landen hergeführt war. Von Sarazenen hatte sie der Vizegraf gekauft, er hatte sie aus der Taufe gehoben und zu seinem Patenkinde gemacht. So kam es, daß der Graf, Aucassins Vater, unter keinen Umständen eine Verbindung seines Sohnes mit der Jungfrau dulden wollte. Diesen hatte sein Liebesgram so niedergedrückt, daß er sich aller ritterlichen Übungen enthielt und nur seinen Gedanken an Nicolette nachhing. Nicht einmal die ewige Seligkeit kümmerte ihn mehr: „Was habe ich

Digitized by Google

im Paradiese zu tun?" sagte er. „Ich will gar nicht hinein, wenn ich nur Nicolette habe, mein süßes Mädchen, das ich von Herzen liebe. Ins Paradies kommen nur jene alten Pfaffen und jene alten Krüppel und Lahmen, die Tag und Nacht vor den Altären und in den alten Grüften hocken, die mit den alten abgeschabten Kapuzen und den alten Lumpen angetan, die nackt sind und barfuß und ohne Hosen, und vor Hunger und Durst, Frost und Elend sterben. Die kommen ins Paradies; mit denen habe ich nichts zu tun. Aber in die Hölle will ich gehen! Denn in die Hölle kommen die weisen Meister und die schönen Ritter, die in Turnieren und in gewaltigen Kriegen gefallen sind, die guten Knappen und die freien Männer. Mit diesen will ich gehn! Auch kommen dahin die schönen höfischen Damen, die neben ihrem Herrn zwei oder drei Freunde hatten. Auch kommt dahin das Gold und das Silber, Pelz und Grauwerk und Harfner und Spielleute und die Könige der Welt. Mit diesen will ich gehn; aber Nicolette, mein süßes Lieb, muß bei mir sein."

Indessen bedrängte ein feindliches Heer die Burg des Grafen, und dieser suchte Aucassin durch die Versprechung, daß er Nicolette, welche in einen Turm eingeschlossen war, sprechen und küssen dürfe, zur Teilnahme am Kampfe zu bewegen. Diese Aussicht veranlaßte auch wirklich den Jüngling, in die Schlacht zu ziehen. Glaubt aber ja nicht, daß er daran dachte, Ochsen, Kühe oder Ziegen zu rauben oder mit einem Ritter Hiebe zu wechseln. Nein, durchaus nicht! Er war so in Gedanken an Nicolette, sein süßes Lieb, verloren, daß er ganz der Zügel vergaß und alles dessen, was er hätte tun sollen. Das Roß aber, das die Sporen gefühlt hatte, trug ihn ins Gedränge und stürzte sich mitten unter die Feinde. Diese legten Hand an ihn von allen Seiten, entrissen ihm Schwert und Lanze, führten ihn spornstreichs als Gefangenen fort und berieten sich schon, welchen Tod sie ihn sterben lassen wollten. Da aber bedachte sich Aucassin, daß er sein süßes Liebchen nicht mehr küssen könne, wenn ihm der Kopf abgeschnitten würde, er legte Hand ans Schwert,

Digitized by Google

richtete um sich her ein Blutbad an und sprengte im Galopp zurück.

Nicolette fühlte sich indessen vor den Nachstellungen des Grafen in ihrem Turme nicht mehr sicher und beschloß, zu fliehen. An Bettlinnen und Handtüchern ließ sie sich herab, durchquerte unter großer Mühe und Drangsal den Burggraben und flüchtete sich in einen Wald. Ohne Säumen schritt sie dann / durch den tiefen dichten Tann / auf verwachsnem Steige fort, / bis sie kam an einen Ort, / wo sich in der Wildnis Mitten / sieben Waldespfade schnitten. / Sie hält hier am Kreuzweg inne / und gedenkt des Freundes Minne, / ob sich die so wahr erprobt, / wie sein Wort es ihr gelobt. / Und aus frischem Stechpalmgrün, / aus den Lilien, die dort blühn, / bildet sie mit schwankem Dach / ein geflochtnes Laubgemach. / Und sie schwört bei Gottes Gnade: / „Kommt mein Freund auf diesem Pfade, / ohne daß sein Herz ihm kündet, / wer dies blum'ge Haus gegründet, / und er mir die Liebe tut, / daß er hier ein Weilchen ruht, / dann ist falsch, was er verspricht, / und wir sollen länger nicht / Lieb und Liebchen heißen!" Und wirklich traf Aucassin, als er einst auf einem Ritt durch den Wald Erholung und Zerstreuung suchte, auf Nicolettes Blumenlaube: „Ha, bei Gott," rief er aus, „hier war Nicolette, mein süßes Lieb, und das baute sie mit ihren schönen Händen. Um ihrer Huld und Liebe willen werde ich absteigen und hier die Nacht über ruhen."

Die Liebenden beschlossen nun, in ein anderes Land zu ziehen, Aucassin nahm die Jungfrau vor sich auf sein Roß, und sie ritten zum Gestade des Meeres, wo sie Kaufleute trafen, die sie willig in ihr Schiff aufnahmen. Doch als sie auf hoher See waren, erhob sich ein großer, gewaltiger Sturm und trieb sie von Land zu Land, bis sie an eine fremde Küste kamen. Sie liefen in den Hafen einer Burg ein und fragten, was das für ein Land sei, und man sagte ihnen, es sei das Land des Königs von Torelore. Aucassin fragte, welch ein Mann das sei und ob er Krieg führe. „Ja, einen großen

Digitized by Google

Krieg." Da nahm er Abschied von den Kauffahrern, und diese befahlen ihn Gott. Er stieg auf sein Roß, sein Schwert umgegürtet und sein Liebchen vor sich, und ritt, bis er in die Burg kam. Er fragte nach dem König, und man sagte ihm, er liege im Kindbett. „Und wo ist denn seine Frau?" Man erwiderte, sie sei auf der Heerfahrt und mit ihr alle Leute des Landes. Als Aucassin das hörte, verwunderte er sich gar sehr. Er kam in den Palast und stieg ab, sowohl er als sein Liebchen. Sie hielt sein Roß; er aber stieg in den Palast hinauf, das Schwert umgegürtet, und kam in das Zimmer, wo der König lag. Aucassin war ganz allein; / in die Kammer drang er ein / und gelangte bis zur Stätte, / wo der König lag im Bette. / Er blieb stehn, als er ihn sah: / „Sag, du Narr, was machst du da?" / Nun vernehmt, was der gesprochen: / „Herr, ich liege in den Wochen! / Wenn mein Monat ist dahin / und ich ganz genesen bin, / werd' ich in die Messe gehn, / wie's von altersher geschehn. / Aber dann mit großem Schall / schlag ich meine Gegner all, / lasse nicht vom Kriege." Als Aucassin den König also reden hörte, nahm er alle Decken, die auf ihm lagen, und schüttelte sie auf den Boden. Er sah hinter sich einen Stock, ergriff ihn und schlug damit so auf den König los, daß er ihn fast umbrachte. „Ach, lieber Herr," rief der König, „was wollt Ihr von mir? Seid Ihr verrückt, daß Ihr mich in meinem eigenen Hause schlagt?" „Beim Herzen Gottes," sprach Aucassin, „armseliger Wicht, ich schlage Euch tot, wenn Ihr mir nicht gelobt, daß in Eurem Lande kein Mann mehr im Kindbett liegen soll!" Er gelobte es ihm, und als dies abgetan war, sagte Aucassin: „Herr, nun führt mich zu Eurer Frau ins Heer!" „Gerne Herr," sprach der König. Er stieg auf ein Roß und Aucassin auf das seine und Nicolette blieb in den Gemächern der Königin. Der König und Aucassin ritten zur Königin ins Feld, wo eben mit gerösteten Holzäpfeln, Eiern und frischen Käsen eine Schlacht geliefert wurde. Aucassin schaute das mit an und verwunderte sich höchlichst. Auf dem Sattel vorgeneigt, / hält der Jungherr, staunt und schweigt. / Vor ihm wogte weit und

Digitized by Google

breit / dieser Heere heißer Streit, / die mit Äpfeln, mürbgekochten / und mit frischen Käsen fochten. / Durch die Luft in hohem Bogen / große Wiesenschwämme flogen. / Wer mit Lärm am lautsten tobt, / wird als erster Held gelobt. / Aucassin, der tapfre Mann / sah die seltne Schlacht mit an / und begann zu lachen. Als Aucassin dieses wunderliche Schauspiel sah, ging er zum König und redete ihn an: „Herr, sind das Eure Feinde?" „Ja, Herr!" sagte der König. „Und wollt Ihr, daß ich Euch an ihnen rächen soll?" „Ja," sprach jener, „gerne!" Da legte Aucassin Hand ans Schwert, stürzte sich mitten unter sie, begann nach rechts und links um sich zu hauen und tötete viele. Doch als der König sah, daß er sie totschlug, fiel er ihm in den Zügel und rief: „Ach, lieber Herr, tötet sie mir nicht so ohne weiteres!" „Wie?" sprach Aucassin, „wollt Ihr denn nicht, daß ich Euch räche?" „Herr," sprach der König, „das habt Ihr schon zuviel getan. Es ist unter uns nicht Brauch, daß wir einander totschlagen." Die Feinde wandten sich zur Flucht, und der König kehrte mit Aucassin ins Schloß Torelore zurück.

Die Leute des Landes aber rieten dem König, Aucassin aus seinem Reiche zu jagen und Nicolette für seinen Sohn zurückzubehalten; denn sie scheine eine Frau von hohem Stande. Als Nicolette das hörte, war sie nicht sehr froh darüber und sprach: „Komm ich, Herr von Torelor, / Eurem Volk so närrisch vor, / daß ich solche Wünsche hätte?" / sprach die holde Nicolette. / „Wenn, von meinem Reiz beglückt, / mich mein Liebster an sich drückt, / nenn' ich alle Wonnen mein. / Ball und Tanz und Ringelreihn, / Fiedel, Geig' und Harfenspiel, / und was sonst der Welt gefiel, / gilt mir nichts dagegen."

Aucassin lebte auf der Burg Torelore herrlich und in Freuden; denn er hatte Nicolette, sein süßes Liebchen, bei sich. Doch als er in diesen Wonnen schwamm, kam ein Schiffsheer Sarazenen übers Meer daher, lief die Burg an und nahm sie im Sturm. Sie raubten das Gut und schleppten Männer und Weiber gefangen fort. Auch Nicolette und Aucassin er-

Digitized by Google

griffen sie, banden dem Jungherrn Hände und Füße und warfen ihn in ein Schiff und Nicolette in ein anderes. Da erhob sich ein Sturm über dem Meere, der sie trennte. Aucassin landete beim Schloß Beaucaire und erfuhr, daß seine Eltern, während er in Torelore war, gestorben seien. Die Bürger führten ihn in sein Schloß und huldigten ihm, und er hielt sein Land im Frieden. Das Schiff aber, darin Nicolette war, gehörte dem König von Karthago, und der war ihr Vater. Sie wurde also mit großer Freude im Sarazenenlande aufgenommen und sollte einem Heidenkönig zur Frau gegeben werden; aber sie hatte keine Lust, sich zu vermählen. Sie verlangte eine Fiedel und lernte darauf spielen, und als man sie eines Tages einem mächtigen Sarazenenfürsten vermählen wollte, schlich sie in der Nacht davon, färbte sich Haupt und Antlitz, daß sie ganz dunkel wurde, ließ sich Rock und Mantel, Hemd und Hosen machen und kleidete sich so in die Tracht eines Spielmanns. Dann nahm sie die Fiedel, ging zu einem Schiffsmann und verhandelte mit ihm, daß er sie in sein Schiff nahm. Sie spannten die Segel aus und fuhren durch die hohe See, bis sie nach dem Lande Provence kamen. Dort stieg Nicolette aus und wanderte fiedelnd durch das Land, bis sie zum Schloß von Beaucaire kam, wo Aucassin wohnte. Sie trat vor Aucassin und sang ihm ein Lied, das von Nicolettes Abenteuern seit ihrer Trennung von ihrem Liebsten handelte. Als die Jungfrau sah, daß Aucassin sie noch liebte, salbte sie sich mit einem Pflänzlein, Schellkraut geheißen, und wurde wieder so schön, als sie je gewesen, dann ließ sie Aucassin durch die Vizegräfin, ihre Pflegemutter, benachrichtigen, daß Nicolette, sein süßes Lieb, aus fernen Landen gekommen sei, ihn aufzusuchen. Als nun Aucassin vernommen,/ daß sein Lieb ins Land gekommen,/ ward er aller Sorgen bar,/ fröhlich, wie er niemals war,/ und in ungeduld'ger Hast/ eilt er in der Frau Palast./ In die Kammer trat er ein,/ und das holde Mägdelein/ sprang empor mit flinken Füßen,/ um ihn jubelnd zu begrüßen./ Aucassin, der sel'ge Mann/ zog mit Armen sie heran,/ hielt sie zärtlich

Digitized by Google

fest umfangen,/ küßt ihr Augen, Mund und Wangen./ Also ließen sie's die Nacht;/ aber als der Tag erwacht,/ führt der Graf in stolzer Schar/ die Geliebte zum Altar,/ und das Kind in Glanz und Ehre/ ward zur Dame von Beaucaire —/ und sie lebten sonder Klage/ lange wonnenreiche Tage./ Alles Glück, das sie begehrt,/ war den beiden voll beschert. —/ Mehr zu melden weiß ich nicht:/ somit endet mein Gedicht,/ endet Sang und Sage.

Vom Kaiser Constans

Einst lebte in der Stadt Byzanz ein heidnischer Kaiser, welcher in der Sternkunde unterrichtet war und den Lauf der Planeten und des Mondes kannte; er sah die Wunder des Himmels und glaubte an die Offenbarungen des bösen Feindes. Dieser Kaiser, welcher Moslin hieß, ging eines Nachts bei hellem Mondlicht unerkannt mit einem Ritter durch die Straßen der Stadt. Da hörte er, wie in einem Hause, an dem sie vorbeigingen, ein Christenweib in Kindsnöten lag. Der Mann dieses Weibes aber betete zu Gott; bald betete er, daß sie entbinden möge und bald wieder, daß sie nicht entbinden möge. Da verwunderte sich der Kaiser und sprach zu dem Manne: „Sage mir, du Schurke, warum bittest du das eine Mal deinen Gott, daß er deine Frau entbinden lasse und das andere Mal wieder, daß er sie nicht entbinden lasse?" „Herr," entgegnete der Mann, „ich verstehe viel von jener Wissenschaft, die man Astrologie nennt, ich kenne den Lauf der Fixsterne und Planeten und weiß wohl, daß das Kind, wenn es zu unrechter Stunde geboren wird, ein grausamer Tod erwartet." „Sage mir," sprach der Kaiser, „was dir die Sterne künden!" „So wisset, Herr, daß dieser neugeborene Knabe dereinst die Kaiserstochter, welche vor acht Tagen das Licht erblickte, heiraten wird, und er wird Kaiser und Herr dieser Stadt und der ganzen Welt werden." Darauf ging der Kaiser mit dem Ritter weiter, und er befahl seinem Begleiter, das Kind heimlich wegzunehmen, so daß es niemand bemerke. Der Ritter ging in das Haus, wo gerade zwei

Digitized by Google

Frauen mit der Wartung der Wöchnerin beschäftigt waren, während das Kind in Tüchlein gewickelt auf einem Sessel lag. Der Ritter ergriff das Kind, legte es auf eine Schüssel und brachte es dem Kaiser, ohne daß man es merkte. Da ließ der Kaiser mit einem Messer den Leib des Knäbleins vom Magen bis zum Nabel aufschneiden, und er sagte zu seinem Begleiter, nun würde dieser Hundesohn seine Tochter nicht mehr heiraten und nicht mehr Kaiser werden. Darauf wollte der Kaiser dem Kinde das Herz aus dem Leibe reißen, aber der Ritter wehrte es ihm und sprach: „Herr, um Gottes willen, was wollt Ihr tun? Das schickt sich nicht für Euch, und wenn man es erführe, würde man Euch tadeln. Laßt ihn nur, er ist mehr als tot. Wenn Ihr aber wollt, daß noch ein übriges geschehe, so will ich ihn ins Meer werfen und ertränken." „Ja," sprach der Kaiser, „werft ihn hinein, denn ich hasse ihn über die Maßen." Der Ritter wickelte das Kind in eine seidene Decke und trug es zum Meere. Als er aber am Ufer stand, fühlte er Mitleid mit dem Kinde und sagte, es solle nicht ertränkt werden; er ließ es also in seiner Hülle auf einem Misthaufen vor dem Tore eines Mönchsklosters liegen, in welchem die Mönche gerade ihre Morgenmesse sangen.

Als die Mönche ihren Gottesdienst beendet hatten, fanden sie das schreiende Kind und trugen es zu ihrem Abt. Dieser sah, daß es ein schöner Knabe war und beschloß, es aufzuziehen. Er ließ es auskleiden und gewahrte, daß sein Leib vom Magen bis zum Nabel gespalten war. Daher ließ er, als es Tag geworden war, die Ärzte rufen und fragte sie, um wieviel Gold sie das Kind heilen wollten. Sie forderten hundert Byzantinermünzen. Darauf ließ der Abt das Kind taufen und nannte es Constans, weil es soviel gekostet hatte. Die Ärzte aber bemühten sich so lange um das Kind, bis es geheilt war, denn sein zartes Fleisch wuchs bald wieder zusammen, wenn auch die Narbe blieb. Der Abt ließ den Knaben von einer Amme ernähren und dieser wuchs heran und gelangte zu großer Schönheit. Mit sieben Jahren schickte ihn der Abt in die Schule und bald übertraf er seine Gefährten

Digitized by Google

an Fleiß und Wissen. Da der Abt bemerkte, wie stattlich der Knabe heranreifte, ließ er ihn auf allen seinen Reisen mit sich reiten. Einst geschah es, daß der Abt von Amts wegen eine Unterredung mit dem Kaiser hatte, welcher gerade auf einem Schlosse außerhalb der Stadt verweilte. Der Abt begab sich mit seinen Kaplänen, seinen Schildknappen und seinem Gefolge dorthin, und auch Constans befand sich darunter. Während der Abt mit dem Kaiser redete, mußte ihm der Jüngling seinen Filzhut halten. Der Kaiser betrachtete den Knaben und bemerkte, daß er so schön war, wie er nie zuvor einen gesehen hatte. Er fragte den Abt nach der Herkunft des Kindes, und dieser erzählte, wie es die Mönche vor fünfzehn Jahren mit zerschnittenem Leib auf dem Miste liegend gefunden hätten. Als der Kaiser dieses hörte, da wußte er, daß er der Knabe sei, dem er einst den Bauch gespalten hatte, um sein Herz herauszureißen, und er bat den Abt, er möge ihm den Burschen überlassen. Der Abt antwortete, er müsse zuerst den Konvent befragen, dann solle er ihn gern haben. Die Mönche rieten, man möge den Knaben nur schnell dem Kaiser schicken, damit er sich nicht erzürne. Nach kurzer Zeit wurde der Jüngling also dem Kaiser überliefert und dieser empfing ihn voll Zorn, daß solch ein hergelaufener Landstreicher seine Tochter heiraten solle; er überlegte aber in seinem Herzen, wie er ihn mit List aus der Welt schaffen könne, ohne daß es ruchbar würde.

Der Kaiser hatte um diese Zeit an den Grenzen seines Landes zu tun, er nahm Constans mit sich, und als sie am Ziele waren, schrieb er folgenden Brief an den Burggrafen von Byzanz: „Ich, der Kaiser von Byzanz und Herr von Griechenland, tue zu wissen, daß der, welcher an meiner Statt das Reich beschützt, sobald er diesen Brief zu Gesicht bekommt, den Überbringer desselben auf der Stelle tötet oder töten läßt, so ihm sein Leben lieb ist.“ Solches stand in dem Briefe zu lesen, den Constans nach Byzanz tragen mußte, doch dieser wußte nicht, daß er seinen Tod trug. Der Jüngling nahm also den verschlossenen Brief, machte sich auf den

Digitized by Google

Weg und gelangte nach vierzehn Tagen in die Hauptstadt. Als er durch das Tor ritt, war es gerade Mittagszeit, und er dachte bei sich, er wolle mit dem Überbringen des Briefes warten, bis der Burggraf gespeist hätte. Und da es gerade um St. Johannis und sehr heiß war, so trat er in einen Garten, ließ sein Roß weiden und legte sich in den Schatten eines Baumes, wo er alsbald einschlummerte.

Es geschah aber, daß die schöne Kaiserstochter, als sie vom Mahle aufgestanden war, selbviert mit ihren Gefährtinnen in den Garten ging, und sie begannen einander zu haschen, so wie die Mägdlein es bisweilen der Kurzweil halber zu tun pflegen. Dabei gelangte sie zu dem Baume, unter welchem Constans schlief, und seine Wangen leuchteten purpurn wie Rosen. Als die Jungfrau ihn erblickte, betrachtete sie ihn mit Wohlgefallen und glaubte, daß sie nie in ihrem Leben ein so schönes Menschenbild gesehen habe. Dann rief sie ihre Vertraute und hieß die anderen den Garten verlassen. Die schöne Kaiserstochter nahm ihre Gespielin bei der Hand und führte sie dahin, wo der Schläfer lag. „Siehe," sprach sie, „das ist der schönste Jüngling, den ich jemals sah, und er trägt einen Brief. Ich wüßte gar zu gern, was darin geschrieben steht." Die beiden Mägdlein näherten sich dem Burschen und nahmen ihm seinen Brief fort, den die Kaiserstochter sofort aufbrach. Als sie ihn aber gelesen hatte, begann sie zu weinen und sagte: „Das sind traurige Sachen! Aber wenn ich wüßte, daß du schweigen kannst, so würde ich diese traurige Nachricht in eine freudige verwandeln." Die Gespielin mußte schwören, daß sie nichts ausplaudern wollte, und dann nahm die Kaiserstochter ein Pergament, auf dem das kaiserliche Siegel eingeprägt war und schrieb wie folgt: „Ich, König Moslin, Kaiser von Griechenland und Herr der Stadt Byzanz entbiete meinem Burggrafen Gruß. Ich befehle Euch, daß Ihr dem Überbringer dieses Briefes meine schöne Tochter unverzüglich nach unserer Sitte zur Gattin gebt, denn ich habe für wahr erfahren, daß er von hohem Range ist und durchaus würdig, meine Tochter zu ehelichen. Die ganze Stadt

Digitized by Google

und das ganze Land soll feiern und es sich wohlergehen lassen." So schrieb die Kaiserstochter, und als sie fertig war, ging sie wieder in den Garten und schob den Brief in die Kapsel des schlafenden Boten. Darauf begann sie mit ihren Gespielen zu singen und zu lärmen, um ihn zu erwecken. Er erwachte alsbald und erschrak, als er sich von den Mägdlein umringt sah, die Kaiserstochter aber begrüßte ihn freundlich und fragte ihn, wohin er wolle. Sie erbot sich alsdann, ihn zum Burggrafen zu geleiten und führte ihn an der Hand ins Schloß, wo viele Leute versammelt waren, die sich alle von ihren Sitzen erhoben. Sie trat mit dem Jüngling in das Gemach des Burggrafen, öffnete die Kapsel und küßte Brief und Siegel ihres Vaters. Darauf zog sie sich mit dem Burggrafen in ein Nebenzimmer zurück, entfaltete den Brief und las ihn dem Burggrafen vor, dabei tat sie, als ob sie über die Maßen erstaunt wäre. „Herrin," sagte der Graf, „wir müssen den Willen Eures gnädigen Vaters erfüllen, sonst werden wir gar sehr getadelt werden." „Oho," erwiderte die Jungfrau, „wie kann ich in Abwesenheit meines Vaters verheiratet werden? Das wäre doch sonderbar und ich bin ganz und gar nicht damit einverstanden!" „Euer Vater befiehlt so," sagte der Graf, „da gibt es keine Widerrede!" Dann besprach sich der Burggraf mit den Baronen und zeigte ihnen den Brief, sie aber rieten alle, daß der Befehl des Kaisers alsogleich vollzogen werde. So heiratete also der Jüngling die Kaiserstochter und die Hochzeit dauerte vierzehn Tage; es herrschte große Freude in Byzanz, und in der ganzen Stadt tat man nichts als essen, trinken und Kurzweil treiben.

Der Kaiser blieb lange fern, als er aber sein Geschäft beendet hatte, kehrte er in die Hauptstadt zurück. Als er auf zwei Tagereisen herangekommen war, kamen ihm Boten aus der Stadt entgegen, die fragte er, wie es drinnen stehe. Da sagten sie ihm, daß es nichts gebe als Freude und Kurzweil. „Warum das?" fragte der Kaiser. „Warum, Herr? Wißt Ihr denn das nicht?" „Ich weiß von nichts, so rede doch!" Da berichtete der Bote, was sich in der Abwesenheit des

Digitized by Google

Kaisers zugetragen habe. Dieser erschrak und fragte, wieviel Zeit schon seit der Hochzeit verstrichen sei. „Herr," sagte der Bote, „es ist möglich, daß Eure Tochter schon schwanger ist, denn er hat sie schon vor mehr als drei Wochen geheiratet." „Da es sich nun einmal so verhält," versetzte der Kaiser, „so müssen wir es hinnehmen, zumal da wir nichts mehr daran ändern können." Und als er in die Stadt kam, legte er seine Hände auf das Haupt seiner Kinder und segnete sie, dann ließ er seinen Schwiegersohn zum Ritter schlagen und vermachte ihm nach seinem Hinscheiden sein ganzes Reich.

Amicus und Amelius

In einem deutschen Schlosse wurde zur Zeit des Frankenkönigs Pippin, einem edlen und frommen Ritter, ein Sohn geboren. Weil das Kind ihr einziges war, so versprachen die Eltern Gott und dem heiligen Petrus und Paulus, sie wollten es in Rom vom Papste taufen lassen, wenn sie am Leben blieben. Zur selben Zeit hatte der Graf von Antwerpen ein Gesicht während der Schwangerschaft seiner Frau, in welchem er sah, wie der Heilige Vater in Rom viele Kindlein taufte und im Glauben stärkte. Diesen Traum deutete man ihm dahin, daß er einen Sohn bekommen werde, den er vom Papste taufen lassen müsse. Das Kind wurde geboren und mit Sorgfalt auferzogen, als es aber zwei Jahre alt war, da trug es sein Vater nach Rom. In der Stadt Lucca traf er den deutschen Ritter, welcher zum gleichen Zwecke nach Rom zog, und sie taten sich zusammen; die Kindlein aber schlossen innige Freundschaft und aßen und schliefen miteinander. Die Knaben wurden in der Kirche des Heilandes vom Papste getauft und der Grafensohn erhielt den Namen Amelius, während der Rittersohn Amicus genannt wurde. Nach der heiligen Handlung ließ der Papst zwei mit Gold und Edelsteinen verzierte Holzbecher bringen, welche einander völlig gleich waren, die gab er den Kindern und sprach: „Nehmt diese Gabe zur Erinnerung daran, daß ich euch in

Digitized by Google

der Kirche des Heilandes getauft habe!" Dann kehrten die Eltern wieder voll Freude heim, jeder in sein Land.

Dem deutschen Rittersohn gab Gott große Weisheit, und als er das Mannesalter erreicht hatte, da raffte ein Fieber seinen Vater hinweg. Nach dem Tode des Vaters taten ihm seine Neider aus Haß mancherlei Unrecht, doch er trug geduldig, was man ihm antat. Schließlich trieben sie es so weit, daß sie ihn samt seinen Getreuen vom väterlichen Erbe verjagten, und er sprach zu seinen Begleitern: „Aus Haß haben mich meine Neider von meinem Erbe vertrieben, aber ich baue auf die Hilfe Gottes. Gehen wir an den Hof des Grafen Amelius, der mein Freund und Gefährte wurde. Dieser wird uns mit seiner Habe reich machen. Tut er das nicht, so ziehen wir zu Hildegard, der Königin und Gattin des Frankenkönigs Karl, welche gewöhnlich die Enterbten unterstützt." Sie begaben sich also an den Hof des Grafen, doch sie fanden ihn nicht, denn er war nach Deutschland gegangen, um seinen Freund über den Tod des Vaters zu trösten. Als der Graf denselben nicht antraf, ging er voll Unmut fort und beschloß, nicht eher heimzukehren, bis er seinen Gefährten Amicus gefunden habe. Ebenso suchte dieser seinerseits den Grafen ohne Unterlaß. Dabei kam er mit seinen Begleitern in das Haus eines Edelmannes, wo er beherbergt und bewirtet wurde. Der Edelmann aber sagte zu den Getreuen des Ritters: „Bleibt bei mir, ihr Herren, ich will eurem Herrn um seiner großen Weisheit willen meine Tochter geben und euch alle will ich reich an Gold und Gut machen." Dieser Rat gefiel ihnen und sie feierten mit großen Festen die Hochzeit des Amicus.

Als sie ein Jahr und ein halbes dort verweilt hatten, sprach Amicus zu seinen Getreuen: „Wir haben übel gehandelt, daß wir es solange unterlassen haben, Amelius zu suchen." Und er ließ zwei seiner Gefolgsleute und seinen Becher zurück und machte sich auf gen Paris. Der Graf aber hatte Amicus ohne Unterlaß zwei Jahre lang gesucht und zog gleichfalls nach Paris. Auf dem Wege dorthin traf er einen Pilger, den

Digitized by Google

fragte er nach Amicus, dem Landflüchtigen. Obwohl ihm der Pilger keine Auskunft geben konnte, schenkte er ihm doch seinen Mantel und bat ihn, für den Erfolg seines Suchens zu beten. Am nämlichen Abend traf Amicus den Pilger und fragte ihn nach dem Grafensohn von Antwerpen. „Spottet Ihr meiner," sprach da der Pilger voll Unmut, „Ihr selbst seid doch Amelius und habt mich erst heute nach Eurem Gefährten Amicus gefragt!" So ähnlich sahen die Freunde einander.

Am anderen Morgen war Amelius wieder von Paris aufgebrochen und saß mit seinen Rittern in einer blühenden Wiese am Seinefluß beim Mahl. Als sie aber Amicus mit seinen bewaffneten Begleitern heranreiten sahen, da sprangen sie auf, waffneten sich und ritten ihnen entgegen. Indessen sprach Amicus zu seinem Gefolge: „Ich sehe fränkische Ritter, welche in Waffen auf uns zukommen. Kämpft tapfer und verteidigt euer Leben!" Dann gingen beide Teile mit gefällten Lanzen und entblößten Schwertern aufeinander los, aber ehe sie zusammenprallten, fügte es Gott, daß sie ihre Rosse anhielten. „Wer seid Ihr, Ritter," sprach Amicus, „da Ihr Amicus, den Verbannten, und seine Begleiter töten wollt?" Jetzt erkannte Amelius seinen Gefährten und gab sich ihm zu erkennen. Sie stiegen beide vom Rosse, umarmten einander und dankten Gott, daß er sie endlich zusammengeführt habe. Darauf gingen sie an den Hof des Frankenkönigs Karl; dieser empfing sie freundlich und machte Amicus zu seinem Schatzmeister, Amelius aber zu seinem Seneschall.

Nach dreijährigem Aufenthalt am Hofe zu Paris sprach Amicus eines Tages zu seinem Freund: „Lieber Gefährte, mich verlangt danach, meine Frau zu besuchen, welche ich daheim zurückließ. Ich werde zurückkehren, sobald ich es vermag. Bleibe du am Hofe, aber hüte dich, die Königstochter zu berühren und nimm dich vor dem treulosen Ardri in acht!" Aber als Amicus fort war, warf Amelius seine Augen auf die schöne Königstochter und vergaß das Gebot seines

Digitized by Google

Gefährten. Und das war nicht weiter merkwürdig, denn er war weder heiliger als David noch weiser als Salomo. Unterdessen kam der treulose Ardri, der ihn beneidete, zu ihm und sprach: „Du weißt also nicht, daß Amicus geflohen ist, weil er den Schatz des Königs bestohlen hat?“ So drängte er sich an ihn, daß Amelius mit ihm Freundschaft schloß und ihm sein Geheimnis enthüllte. Eines Tages, als der Graf dem König das Wasser zum Händewaschen reichte, sprach der falsche Ardri zu Karl: „Nehmt kein Wasser von diesem Schurken, mein Herr und König, denn er ist des Todes mehr wert als des Lebens, weil er der Königstochter die Blüte der Jungfrauschaft genommen hat.“ Bei diesen Worten des Verräters fiel Amelius zitternd zu Boden und konnte kein Wort hervorbringen. Der König jedoch hob ihn wohlwollend auf und sprach: „Erhebe dich, Amelius und fürchte dich nicht, sondern verteidige dich gegen diesen Vorwurf!“ Da erhob sich der Graf und sprach: „Mein Herr und König, glaubt nicht den Lügen des falschen Ardri. Ich weiß, daß Ihr ein gerechter Richter seid, darum bitte ich Euch, mir Frist zu gewähren, daß ich mich mit meinen Freunden beraten kann. Dann will ich mich gegen diesen Vorwurf verteidigen und mit dem Verräter vor dem ganzen Hofe kämpfen.“ Der König gewährte beiden eine Frist bis zum Abend, und als die Frist abgelaufen war, da wies Ardri einen Grafen Herbert vor, der für ihn bürgen wollte, aber Amelius fand keinen Fürsprecher. Er bat daher um eine neue Frist und sie wurde ihm auf Bitten der Königin gewährt, doch unter der Bedingung, daß Hildegard für immer vom Bette ihres Gemahls geschieden bleiben sollte, wenn Amelius nicht rechtzeitig zurückkehrte, denn sie schien mitschuldig an dem begangenen Unrecht. Amelius ritt aus der Stadt und traf auf seinen Freund, welcher gerade an den Hof zurückkehren wollte. „Ich habe dein Gebot schlecht befolgt,“ sprach er zu ihm, „denn ich habe mich der Königstochter wegen dem Tadel ausgesetzt und habe einen Zweikampf gegen den treulosen Ardri angenommen.“ „Tauschen wir unser Gewand!“ erwiderte Amicus,

Digitized by Google

„du gehst in mein Haus und ich will für dich gegen den Verräter Ardri kämpfen.“ Sie tauschten ihre Kleider und ihre Rosse, und Amicus ging in der Gestalt des Amelius an den Königshof, während letzterer in der Gestalt des Gefährten in dessen Haus zog. Als das Weib des Amicus ihren vermeintlichen Gatten zurückkommen sah, da lief sie ihm entgegen und wollte ihn umarmen, er aber stieß sie von sich und sprach, er trage Kummer im Herzen. Abends bestiegen sie das gemeinsame Lager, aber Amelius legte sein Schwert zwischen sich und die Frau und sprach zu ihr: „Hüte dich, mich anzurühren, sonst stirbst du von diesem Schwert!“

Der für den Zweikampf angesetzte Zeitpunkt war gekommen und die Königin erwartete Amelius mit Ungeduld. Schon frohlockte der Verräter, da trat Amicus in der Gestalt seines Gefährten vor den König und sprach: „Gerechter Richter, ich bin bereit, gegen den falschen Ardri zu kämpfen, um mich, die Königin und ihre Tochter von dem Makel, mit dem man uns befleckt hat, zu reinigen.“ „Wenn du im Kampfe siegst, Graf,“ sagte der König, „so werde ich dir meine Tochter zur Frau geben.“ Am andern Tage traten Amicus und Ardri bewaffnet in die Schranken in Gegenwart des Königs und des gesamten Hofes. Die Königin aber und ihre Frauen beteten für den Kämpfer der Königstochter. Darauf schwur Ardri, daß sein Gegner die Königstochter geschändet habe, dieser aber schwur dawider, er habe sie nie berührt. Sie kämpften von der dritten bis zur neunten Stunde, dann wurde Ardri besiegt und Amicus hieb ihm das Haupt ab. Der König freute sich, daß seine Tochter von diesem Vorwurf gereinigt war und er gab sie dem Sieger nebst vielem Silber und Gold und einer Stadt am Meer, in welcher sie wohnen sollten. Amicus ritt zu seinem Weibe und Amelius feierte Hochzeit mit der Königstochter und zog mit ihr in jene Stadt am Meer.

Bald darauf geschah es mit Zulassung Gottes, daß Amicus aussätzig wurde und das in solchem Grade, daß er sein Lager nicht mehr verlassen konnte, denn Gott züchtigt, wen er liebt.

Digitized by Google

Sein Weib begann ihn zu hassen und suchte ihn zu erdrosseln, daher rief Amicus zwei seiner Diener zu sich und sprach: „Nehmt mich von meiner Frau fort, packt meinen Becher ein und bringt mich auf mein Schloß in Deutschland!" Als sie aber dorthin kamen, trieb man sie mit Schlägen von hinnen. Nun bat Amicus Gott um den Tod und befahl seinen Dienern, ihn nach Rom zu führen. Dort verweilten sie der Jahre drei, dann aber brach in Rom Hungersnot und Seuche aus und die Diener wollten nicht mehr bei ihrem Herrn verharren. Da bat sie dieser, sie sollten ihn in jene Stadt tragen, wo Amelius wohnte. Vor dem Hause des Grafen begann Amicus mit seiner Klapper zu schlagen, wie es die Sitte der Aussätzigen ist. Als Amelius den Ton hörte, befahl er seinem Diener, dem Kranken Brot und Fleisch zu bringen und einen Becher Wein. Der Diener kam zurück und sprach: „Bei Gott, Herr, wenn ich Euren Becher nicht in der Hand hielte, so würde ich glauben, der Kranke hätte ihn genommen, so ähnlich sah ihm der seinige." Sogleich ließ Amelius den Kranken hineinführen und erkannte seinen Freund, welcher ihn vor dem Tode gerettet und ihm die Königstochter verschafft hatte. Man bettete den Kranken auf ein weiches Lager, und er blieb bei ihnen, und sie pflegten ihn, bis Gott seinen Willen an ihm ergehen ließe.

Eines Nachts lagen Amicus und Amelius in einer Kammer, da schickte Gott seinen Engel Rafael zu Amicus und hieß ihn reden wie folgt: „Amicus, schläfst du?" Jener glaubte, sein Gefährte rede zu ihm, und er erwiderte: „Ich schlafe nicht, mein Freund!" „Mit Recht nennst du dich Freund der Himmlischen," hub der Engel wieder an, „denn du gleichst Job und Tobias an Geduld. Wisse, ich bin Rafael, der Engel des Herrn, der mich sendet, dir das Heilmittel für dein Leiden zu verkünden, denn er hat dein Gebet erhört. Du sollst Amelius, deinem Gefährten, sagen, er möge seine beiden Kinder töten und dich mit ihrem Blute waschen, auf daß du die Gesundheit des Leibes wiedererlangst!" Nach diesen Worten verschwand der Engel, Amelius aber hatte im Schlaf die

Digitized by Google

Worte gehört, er erwachte und sprach: „Wer hat mit dir geredet?“ „Niemand,“ versetzte Amicus, „ich habe nach meiner Gewohnheit zu Gott gebetet.“ „Das war es nicht, sondern es hat jemand zu dir gesprochen!“ Nun erzählte der Kranke dem Freunde unter Tränen, was der Engel von ihm verlangt habe. Der Graf war zuerst zwar unmutig und erschrocken, dann aber bedachte er bei sich, wie Amicus einst an seiner Statt am Königshofe dem Tode getrotzt habe, und er beschloß, ihn zu retten. Sobald seine Gemahlin in die Frühmesse gegangen war, nahm er sein Schwert und trat in die Kammer, in der die Kinder schliefen. Er warf sich über sie und sprach weinend: „O, meine Kinder, ich bin Euer Vater nicht mehr, sondern Euer Mörder!“ Die Kinder erwachten von den Tränen ihres Vaters und lächelten ihn an. Er aber hieb ihnen die Köpfe ab und wusch seinen Freund mit ihrem Blute. Da wurde Amicus von der Miselsucht geheilt und die Freunde gingen in den Dom, um Gott zu danken, und die Glocken begannen von selbst zu läuten. Die Gräfin war freudig erstaunt, als sie den Gast gesund sah, sie ließ ihn in prächtige Gewänder hüllen und dann setzten sie sich zum Mahl. Um die dritte Stunde wollte die Gräfin ihre Kinder sehen, um mit ihnen zu scherzen, doch der Gatte wehrte es ihr und sprach: „Laß die Kinder schlafen, Frau!“ Und er schlich sich allein in ihre Kammer, um über ihren Leichen zu weinen. Aber siehe: sie lagen gesund im Bett und lachten ihm entgegen. Nur die Schnittstelle wand sich rings um den Hals wie ein roter Faden. Da nahm sie der Graf auf den Arm und trug sie zu ihrer Mutter: „Freut Euch, Frau, denn Eure Kinder, die ich auf das Gebot des Engels getötet hatte, sind am Leben, und von ihrem Blut ist Amicus geheilt!“

Die Geschichte von der schönen Johanna

Auf der Grenze zwischen Flandern und Hennegau lebte ein tapferer Ritter, der hatte eine edle Dame zur Frau, welche ihm eine wunderschöne Tochter geboren hatte. Die Jungfrau, welche Johanna hieß, war allmählich

Digitized by Google

reif zur Ehe geworden, aber ihr Vater ritt lieber zu Turnieren, als daß er sich um die Verheiratung seiner Tochter gekümmert hätte. Der Ritter hatte einen Schildknappen mit Namen Robert, den besten, der im ganzen Lande zu finden war, denn er brachte oft seinem Herrn die Turnierpreise durch seine Kühnheit und Geschicklichkeit zu. An diesen wandte sich die Dame, daß er den Sinn seines Herrn auf die Verheiratung von dessen Tochter lenken möge. Als sie wieder einmal vom Turniere heimritten, sprach der Ritter: „Robin, du und die Herrin, ihr laßt mich keinen Augenblick in Ruhe mit der Verheiratung meiner Tochter. Aber ich finde niemanden im ganzen Lande, dem ich sie geben möchte!" „O Herr," erwiderte Robert, „es gibt keinen Ritter in Eurem Lande, der sie nicht mit Vergnügen nehmen würde." „Robin, lieber Freund, die taugen alle nichts, ich möchte sie keinem von ihnen geben. Ich kenne niemanden, der ihrer würdig wäre, außer einem einzigen und der ist kein Ritter." Da Robert auf der Heiratsfrage beharrte, so sprach sein Herr nach einer Weile: „Robin, du hast mir gut gedient und dich als einen Ehrenmann erwiesen. Du hast mich erst zu dem gemacht, was ich bin und mir viel Land erwerben helfen. Deshalb will ich dir meine Tochter geben, wenn du sie willst." „Um Gott, Herr," warf Robert ein, „was redet Ihr da? Ich bin zu arm, um eine so vornehme Jungfrau zu heiraten. Es sind Ritter genug da, die sie gern nehmen würden!" „Robin, keinem Ritter will ich sie geben, sondern dir, wenn du sie willst, und vierhundert Acker Landes dazu." Die Mutter war zwar zuerst nicht mit diesem Heiratsplan einverstanden, aber schließlich mußte sie sich doch fügen; der Ritter ließ seinen Kaplan holen und die Jungfrau wurde mit Robert verlobt. Am folgenden Tage wurde Robert zum Ritter geschlagen und am dritten sollte die Hochzeit gefeiert werden. Als die Zeremonie des Ritterschlags beendet war, sagte Robert zu seinem Herrn: „Herr, ich habe gelobt, daß ich am Tage, da ich Ritter werde, eine Wallfahrt nach St. Jacob von Compostella antreten wolle. Dieserhalb muß ich gleich morgen

Digitized by Google

früh aufbrechen, denn um nichts in der Welt würde ich mein Gelübde unerfüllt lassen." Ein Ritter hörte diese Worte und tadelte Herrn Robert gewaltig, daß er seine junge Frau allein lassen wolle. „Wenn Ihr nach St. Jacob geht", sagte der Ritter, welcher Raoul hieß, „ohne Eure Frau zuvor zu berühren, so werde ich Euch zum Hahnrei machen, ehe Ihr heimkommt und werde Euch bei Eurer Rückkehr dafür den Beweis erbringen. Ich setze mein Land gegen das Eurige." „Ich bin sicher", entgegnete Herr Robert, „daß meine Frau nicht treulos gegen mich handeln wird. Ich gehe die Wette ein." Darauf begaben sie sich zu ihrem Herrn und unterbreiteten diesem ihre Wette. Am anderen Morgen wurde Herr Robert mit der schönen Johanna vermählt, aber gleich nachdem die Messe gesungen war, verließ er das Schloß und seine junge Gattin und wanderte gen St. Jacob.

Raoul war in einiger Verlegenheit, wie er es anfangen solle, die Wette zu gewinnen und bei der jungen Frau zu liegen, denn diese lebte in der Abwesenheit ihres Gemahls sehr zurückgezogen und ging nur aus, um im Münster für die baldige Rückkehr ihres Gatten zu beten. Er sprach also mit der Alten, welche die schöne Frau bediente und versprach ihr viel Geld, wenn sie es so einrichten wolle, daß er mit ihrer Herrin insgeheim zusammentreffen könne, um mit ihr seinen Willen zu tun. Zugleich drückte er der Alten vierzig Sous für ein neues Kleid in die Hand. Die Alte schob das Geld vergnügt ein und versprach, sie wolle mit ihrer Herrin reden. Als die Dame vom Münster zurückkam, sprach sie zu ihr: „Herrin, sagt mir doch: hatte Euer Gatte Euch berührt, ehe er nach St. Jacob ging?" „Warum fragt Ihr danach, Frau Hersent?" „Herrin, ich glaube, Ihr seid noch Jungfrau." „Das bin ich auch, Frau Hersent!" „Das ist schade, Herrin," sprach Frau Hersent, „wenn Ihr wüßtet, welche Freuden die Liebe bereitet! Ich wundere mich, daß Ihr die Liebesfreuden nicht so schätzt, wie es die anderen Frauen tun. Aber wenn Ihr wollt, so will ich Euch welche verschaffen, denn ich kenne einen edlen Ritter, der Euch gern lieben würde; er ist reich

Digitized by Google

und viel schöner als der ehrlose Feigling, der Euch schnöde im Stich gelassen hat." „Frau Hersent", erwiderte Johanna, „laßt diese Worte! Ich habe keine Lust, mich selbst zu entehren." Herr Raoul kam zu der Alten und sie erzählte ihm, was sie zu ihrer Herrin gesagt und was diese ihr geantwortet habe. „Frau Hersent", sagte der Ritter, „so ziemt es sich für eine züchtige Frau zu antworten. Aber Ihr müßt nochmals mit ihr reden. Hier sind zwanzig Sous zu Stoff für ein neues Oberkleid." Die Alte nahm das Geld und sprach häufig mit ihrer Herrin von dem Anliegen des Ritters; aber es half alles nichts. Die Zeit floß dahin und man erfuhr, daß Robert von St. Jacob zurückkehre und schon nahe bei Paris sei. Herr Raoul, welcher fürchtete, sein Land zu verlieren, machte sich nochmals an die Alte. Diese sagte, mit Reden könne man nichts erreichen, aber sie wolle es so einrichten, daß er allein mit ihrer Herrin im Hause sei, dann könne er an ihr seinen Willen tun und wenn es sein müsse mit Gewalt. Wenige Tage, bevor Herr Robert zurückkehren mußte, bereitete die Alte ihrer Herrin ein Bad. Zugleich bestellte sie Herrn Raoul und schickte das ganze Gesinde aus dem Hause. Herr Raoul trat in die Kammer, als die junge Frau badete, und begrüßte sie, doch sie erwiderte seinen Gruß nicht und rief: „Herr Raoul, Ihr seid nicht edel! Wißt Ihr, ob mir Eure Gegenwart angenehm ist? Pfui über einen zuchtlosen Ritter!" „Gnade, Herrin!" sprach Raoul, „ich vergehe vor Sehnsucht nach Euch! Um Gottes willen, habt Erbarmen mit mir!" „Herr Raoul, ich will Eure Dirne nicht werden, und wenn Ihr mich nicht in Ruhe laßt, so werde ich meinem Vater sagen, was Ihr von mir verlangt, denn ich bin keine solche!" „Wirklich nicht?" Herr Raoul näherte sich ihr, umfing sie mit seinen starken Armen und riß sie aus dem Bade, um sie auf das Bett zu schleifen. Als er sie aber aus dem Bade zog, da bemerkte er, daß sie auf dem rechten Oberschenkel ein schwarzes Mal hatte. Schon wollte er sie auf das Lager werfen, da verhakte sich sein Sporn in ein Gewebe und er fiel samt seiner Beute zu Boden. Johanna

Digitized by Google

sprang geschwind auf, ergriff einen Stock und schlug Herrn Raoul ins Gesicht, so daß er eine blutende Wunde davontrug. Der Ritter fühlte den Schmerz und die Lust nach dem Weibe verging ihm, er erhob sich und verließ eilends die Kammer. Am Sonntag darauf kam Herr Robert zurück und wurde mit hohen Ehren empfangen, es wurden große Feste gefeiert und nachts lag Herr Robert bei seiner jungen Gattin. Tags darauf nach dem Mahle trat Herr Raoul zu Robert und sagte, er habe sein Land gewonnen, denn er habe sein Weib fleischlich berührt. Der Beweis sei: sie habe ein schwarzes Mal am rechten Oberschenkel. Als Herr Robert in der nächster Nacht mit seiner Frau das Lager bestieg, erblickte er an ihrem Schenkel das schwarze Mal und verfiel darob in schweren Kummer. Er ging am anderen Morgen zu Herrn Raoul und gestand ihm in Anwesenheit seines Schwiegervaters, daß er die Wette verloren habe. Darauf begab er sich in den Stall, sattelte sein Pferd und verließ ohne Abschied das Schloß.

Als Johanna erfuhr, daß ihr Gemahl sie verlassen habe, verfiel sie in Schmerz und Zorn, denn sie wußte nicht den Grund seines Verhaltens, bis ihr Vater ihr sagte, er wünschte, sie sei noch unvermählt, denn sie habe ihm und seiner ganzen Familie Schmach angetan. Umsonst beteuerte die Dame ihre Unschuld, und als es Nacht geworden war, packte sie ihre ganze Habe in einen Reisesack, nahm einen alten Gaul und ritt hinter ihrem Herrn her, nachdem sie zuvor ihre Haare abgeschnitten und sich wie ein Schildknappe gekleidet hatte. So lange ritt sie, bis sie nach Paris kam und von dort schlug sie den Weg nach Orléans ein. Ehe sie in diese Stadt gelangte, traf sie Herrn Robert. Sie begrüßte ihn und fragte ihn, wohin er gehe. „Ach, lieber Freund, das weiß ich selber nicht, ich gehe, wohin mein Schicksal mich führt, welches mir überaus feindlich ist, denn ich habe das verloren, was ich auf der Welt am meisten liebte und mein Land dazu.“ „Herr,“ erwiderte der vermeintliche Knappe, welcher sich Johannes nannte, „ich ziehe in die Stadt Marseille, wo es, wie ich hoffe, Krieg gibt. Dort will ich bei einem Edelmann das

Digitized by Google

Waffenhandwerk erlernen. Es scheint mir Herr, daß Ihr ein Ritter seid, ich würde Euch gern dienen, wenn Ihr mich annehmen wollt." „Das würde ich gern, Hans, aber ich habe so wenig Geld, daß ich bald genötigt sein werde, mein Roß zu verkaufen. Womit soll ich dich erhalten?" „Herr, darum sorgt Euch nicht! Ich habe bei einem Turnier zehn Pfund gewonnen, damit will ich Euch aushelfen!" Herr Robert nahm also den Knappen in seinen Dienst und sie gelangten nach Marseille, wo sie sieben Jahre lang verweilten. Wenn Herr Robert im Bette lag, so schlief der Knappe angekleidet zu seinen Füßen, und als ihnen das Geld ausging, verkaufte Hans ihre beiden Pferde. Für den Erlös aber erwarb er Mehl und Körbe und backte so gutes französisches Brot, daß er mehr verkaufte, als die zwei besten Bäcker der Stadt zusammen. Darauf mietete er ein großes Haus, kaufte Wein und nahm wohlhabende Reisende in Herberge; damit verdiente er so viel Geld, daß Herr Robert sich wieder ein Roß kaufen und ein ritterliches Leben führen konnte.

Es ereignete sich, daß Herr Raoul von einer gefährlichen Krankheit befallen wurde, da beichtete er seine Missetat, und der Priester gab ihm zur Buße auf, eine Wallfahrt in das heilige Land zu unternehmen. Als er mit Gottes Hilfe wiederhergestellt war, brach er auf und gelangte nach Marseille, wo er ein Schiff besteigen wollte. In Marseille übernachtete er im französischen Gasthof, den Johanna unterhielt. Als sie ihn sah, erkannte sie ihn sogleich an der Narbe, die sie ihm beigebracht hatte und fragte ihn nach dem Ziel seiner Reise. Da erzählte er ihr offen und der Wahrheit gemäß seine Missetat, denn er glaubte nicht, daß in der fremden Stadt seine Verhältnisse bekannt wären. Johanna schwieg bei seinen Worten und ließ sich auch gegen Herrn Robert nichts anmerken. Herr Raoul reiste über das Meer, erfüllte sein Gelübde und kehrte über Marseille in seine Heimat zurück.

Als das achte Jahr ihres Aufenthaltes in der Provence anbrach, sagte Johanna zu Herrn Robert: „Herr, wir waren

Digitized by Google

lange hier und haben genügend Geld verdient. Wir wollen in Euer Land zurückkehren, wo Euch, wie ich hoffe, gute Nachrichten erwarten." Herr Robert war damit einverstanden und nach drei Wochen gelangten sie auf ihr Schloß. Der Ritter wurde von seinem Schwiegervater herzlich empfangen, wenn dieser es auch bedauerte, keine Nachricht von seiner Tochter zu erhalten. Am andern Tage erzählte Herr Robert seinem Knappen von der Wette und auf welche Weise er sein Land verloren habe. „Herr," sagte Johanna, „Ihr müßt ihn als Betrüger zum Zweikampf fordern!" Als alle beim Mahle saßen, sprach sie zu ihrem Vater: „Herr, Ihr seid der Lehnsherr Roberts, welcher einst Eure Tochter heiratete. Dieser hat sein Land auf Grund einer Wette verloren, aber Herr Raoul hat nie Teil an Eurer Tochter gehabt, er hat ehrlosen Verrat begangen, das will ich Euch beweisen, indem ich mit ihm kämpfe." Da sprang Herr Robert auf: „Lieber Hans, niemand soll mit ihm kämpfen, als ich allein!" Dann gab Robert seinem Herrn den Einsatz und Raoul tat schweren Herzens das gleiche, um nicht als Betrüger angesehen zu werden. Johanna aber begab sich zu ihrer Base und zog sie ins Vertrauen; sie blieb bei ihr und benutzte die Zwischenzeit, um sich zu pflegen und zu schmücken, bis sie ihre alte Schönheit wiedergewann. Als der für den Zweikampf angesetzte Tag gekommen war, ritten die beiden Gegner in die Schranken. Sie kämpften lange und heiß, aber zuletzt zerbrach Herrn Raouls Schwert und Herr Robert sprach, er werde ihn töten, wenn er nicht eingestehe, daß er ein Betrüger sei. „Habt Erbarmen mit mir, Ritter," sprach der Besiegte, „ich will Euch Euer Land zurückerstatten und das meinige dazu geben, denn ich habe Euer Eigentum wider Recht und Billigkeit erworben, da ich Eure edle Frau verleumdete." Herr Robert erklärte sich zufriedengestellt und bat seinen Lehnsherrn, dem Missetäter zu verzeihen, welcher das Land auf ewig zu verlassen gelobte. Als Johanna erfahren hatte, daß ihr Gatte im Kampf gesiegt habe, kleidete sie sich in ein purpurnes Gewand mit goldener Stickerei und war so schön, daß es auf

Digitized by Google

der Welt nichts Schöneres gegeben hätte. Dann ließ sie ihren Vater holen und er erkannte sie sogleich und weinte vor Freude. Darauf rief er Herrn Robert und erzählte ihm, daß seine Gattin zurückgekommen sei. Der Ritter eilte auf sie zu und sie umarmten und küßten einander. Am andern Morgen berichtete Herr Robert seiner Frau von seinem treuen Schildknappen, um den er sehr in Sorge sei, weil er seit vierzehn Tagen nichts mehr von ihm gehört habe, und er sagte, er wolle nicht eher ruhen, bis er ihn wiedergefunden habe. „Herr," sagte Johanna, „ich kenne Euren Schildknappen wohl, denn er tat nicht das geringste, das ich nicht wüßte." „Eure Worte setzen mich in Erstaunen, Frau!" „So wißt denn, daß ich jener Hans bin, den Ihr suchen wollt. Ich bin Euch nachgefolgt, ich war sieben Jahre mit Euch in der Fremde und habe Euch nach Kräften als meinem Herrn gedient, und ich glaube, daß meine Dienste wohl angebracht waren." Da zog Herr Robert sein Weib, dessen ganze Treue er erst jetzt erkannte, in seine Arme und sie lebten glücklich miteinander bis an ihr Ende.

15. Aus den Lais der Marie de France

Lanval

Ein anderes Lied erzählt uns von einem schönen bretonischen Königssohn, namens Lanval.

Einst zu Pfingsten hielt König Artus Hof im Schlosse von Carduel. Er lag im Kampfe mit den Schotten und Pikten, die England mit Raub und Brand verheerten und gedachte, die Grafen und Barone seiner Tafelrunde für ihre Kriegstaten zu belohnen. Frauen und Lehen gab er den Helden, nur einer, Lanval, wurde vergessen. Dieser war zwar von königlichem Geschlechte, doch lag sein Erbland allzu fern, und er hatte seine ganze Habe verausgabt, um am Hofe des Königs Artus leben zu können.

Eines Tages ritt der Vergessene trüben Sinnes aus dem Schlosse, bis er zu einem Flusse gelangte, der durch Wiesen

Digitized by Google

daherströmte. Er stieg ab, löste dem Roß den Gurt und ließ es grasen. Er selber legte sich in den Schatten und blickte verdrossen und sorgenvoll den Wogen des Flusses nach. Da traten zwei Fräulein zu ihm, wie sie nie ein Auge schöner sah. Ein purpurnes Gewand umspannte ihre Lenden, und die ältere der beiden trug ein goldenes Becken, während die jüngere ein Handtuch hielt. Sie gingen auf den ruhenden Ritter zu, der sich sogleich erhob und den Frauen entgegenging. Die eine der Frauen sagte: „Unsere schöne Gebieterin schickt uns her, Sir Lanval, Euch zum Heile. Kommt mit uns und nehmt uns als sicheres Geleit zu ihrem Zelte!" Herr Lanval ließ sein Roß im grünen Felde grasen und folgte den Frauen zum Lustgezelt. Das war so herrlich, daß die Königin Semiramis und selbst der mächtige Kaiser Augustus zu arm gewesen wären, um es zu kaufen. Ein goldener Adler schmückte sein Dach, Goldseile spannten seine Wände, geknüpft an goldene Haken, die im Rasen steckten. Eine Jungfrau lag im Zelte, vor deren Schönheit der Lilie Glanz und der Rose Glühen hinschwanden. Reich glänzten die Tücher des Bettes, auf dem die Schöne nur mit dem Hemde bekleidet lag, während Hermelin und Purpur nur halb ihre Reize verhüllte. Wie Weißdorn blühte ihr Antlitz und ihre Brust. Die schöne Maid rief den Ritter zu sich, und er setzte sich an ihr Bett. „Aus weiten Landen komm ich her," sprach sie, „um deinetwillen, süßer Freund. Und wenn du ritterlich und brav bist, so soll kein Kaiser noch Fürst mehr Freuden schauen in diesem Leben als du, denn ich bin ganz dein." Sein Herz flammte auf in seliger Begier und er erwiderte: „Wenn Ihr mich, Schöne, zum Liebsten wählen wollt, so werde ich vollbringen, was Ihr mir zu befehlen geruht. Ich diene Euch mit Herz und Hand und verlasse um Euretwillen Heimat und Freunde. Mein einziger Wunsch auf der Welt ist, nie von Euch getrennt zu werden." Die Fee gab dem Glücklichen Seele und Leib hin und verlieh ihm als Wundergabe, daß alles, was er sich wünschte, auf der Stelle vor ihm erscheine. „Doch", sagte sie zu ihm, „eines mahne ich dich,

Digitized by Google

Freund! Hehle unsere Liebe und bleib stumm. Würden die Menschen unserer Minne gewahr, so wäre ich auf immer für dich verloren, und nie würdest du mich wieder in deine Arme schließen." Eilends versprach er ihr, nie das Geheimnis zu verraten. Bis zum Abend blieb er bei ihr, dann trieb sie ihn von dannen: „Auf, süßer Freund, nicht länger darfst du verweilen! Doch höre zuvor noch dieses: wann du auch nach mir verlangst, kein Ort wird auf der Erde sein, wo ich nicht sogleich erscheine und dir in Liebe angehöre, keinem Menschen sichtbar als dir allein." Er küßte sie noch einmal, dann brachten die beiden Botinnen Wasser und Tücher, umhüllten den Ritter mit neuen Gewändern und trugen dem Liebespaar ein köstliches Mahl auf. Nach der Mahlzeit führten sie Lanval sein Roß gesattelt und gezäumt herbei, er sprang darauf und ritt zum Artushofe zurück, dabei bedenkend, ob sein Erlebnis Wirklichkeit oder Traum gewesen sei.

Von nun an lebte Lanval in Saus und Braus, veranstaltete große Feste und hatte Reichtümer in Hülle und Fülle. Kein hilfsbedürftiger Ritter war in der Stadt, der sich nicht seiner Gastfreundschaft erfreut hätte, die Gefangenen kaufte er los und den Spielleuten gab er Kleider. Und stets bei Tag und Nacht durfte er im stillen seine Liebste schauen und genießen.

Bald nach dem Feste St. Johannis des Täufers zogen dreißig Ritter nach einem schattigen Garten nahe beim Turm der Königin zur Kurzweil, und Gawain, der darunter war, sprach: „Bei Gott, ihr Herren, wir handelten schlecht, daß wir Lanval nicht einluden, mitzureiten." Und sie zogen vor Lanvals Herberge und führten ihn mit zum Spiele. Die Königin erblickte ihn vom Fenster aus, ihr Auge hing an seiner blühenden Gestalt, und sie ließ sogleich nach ihrem Gefolge senden, um sich gleichfalls in den Garten zu begeben. Die Ritter gingen den Frauen entgegen und führten die Schönen plaudernd an der Hand. Lanval erging sich abseits im Garten, denn es drängte ihn, die Liebste zu empfangen und nichts anderes schien ihm begehrenswert. Die Königin sah ihn einsam und trat zu ihm: „Lanval", sagte sie, „ich habe

Digitized by Google

Euch stets geachtet, Ihr seid mir lieb und wert und mein ganzes Herz gehört Euch, nun sagt mir: bin ich auch Euch teuer? Euch will ich meine Minne weihen, erfreut Euch meiner Liebe und Huld!" Lanval entgegnete: „Nach Eurer Minne dürfte ich nicht. Ich bin des Königs treuer Mann und will es bleiben. Eure Liebe soll mich nicht zum Verrat an ihm verleiten." Da zürnte die Frau und sprach: „Ich weiß wohl, daß Euch Frauenminne nicht behagt, Ihr seid schmachvoller Lust ergeben. Ha, Feigling, das sollt Ihr in der Hölle Brand büßen!" Nun schleuderte ihr Lanval unbedacht diese Worte entgegen: „Ich lache Eurer Lüge, Frau! Mein ist das schönste Weib der Welt, das in treuer Liebe sich mir vereinigt, und die ärmste Dienerin an meiner Liebsten Hofe ist blühender und tugendsamer als Ihr, Frau Königin!" Da stand das stolze Weib auf und ging grimmig hinweg. Sie legte sich herzenskrank zu Bette und schwur, es nicht eher zu verlassen, bis ihr der König volle Gerechtigkeit widerfahren ließe.

Der König kehrte indessen froh von der Jagd zurück und trat in das Zimmer seiner Gemahlin. Sie erhob die Hände flehend zu ihm und rief: „Lanval hat mich mit Schimpf beladen, er hat meine Minne begehrt und als ich ihm wehrte, hat er mich gescholten und verhöhnt. Einer Freundin rühmte er sich, deren letzte Magd mich an Schönheit und Zucht übertreffe." Da schwur der König einen hohen Eid, daß Lanval sterben müsse, wenn er keine Rechenschaft ablegen könne. Drei Ritter sandte er zu Lanval, der jammernd allein in seinem Hause saß. Er hatte seinen Schwur gebrochen, das Geheimnis ausgeplaudert, und vergebens rief er den Namen der holden Frau, sie zeigte sich nicht mehr. Er verwünschte seinen Mund und sein Herz und hätte fast Hand an sich selber gelegt. Gern folgte er daher den Rittern, die ihn zum König riefen, denn den Tod scheute er nicht mehr. Stumm vor Sorge und Gram stand er vor dem Könige. Dieser rief ihm zornig zu: „Vasall, Ihr schwatzt unbesonnen und habt mein Haupt mit Schimpf beladen. Sehr stolz muß Eure Liebste ein, wenn ihre niedrigste Magd mehr wert ist als die Königin."

Digitized by Google

Der Held verwahrte sich hoch und teuer, daß er nach der Minne der Königin begehrt habe, er wiederholte seine Worte und stellte alles dem Urteil des Hofes anheim. Der König berief seine Barone, um nach Rechten die Sache zu Ende zu führen, doch diese hielten sich in diesem Falle zu richten nicht für befugt, und schlugen vor, Lanval solle sich mit Bürgen versehen, um sich der Gesamtheit der Vasallen auf einem Reichstage zu stellen. Lanval sah sich besorgt nach Bürgen um, da trat Gawain vor und setzte sein Land und Lehen zum Pfande ein. Die Ritter geleiteten Lanval wieder heim und versuchten, ihn zu trösten.

Am festgesetzten Tage versammelte sich die Schar der Barone vor dem König und der Königin, und die Bürgen führten Lanval vor. Zögernd gingen die Vasallen zu Gericht, denn sie fühlten Mitleid mit Lanval, nur wenige wollten den Mann aus fremdem Lande verderben, um sich der Gunst des Königs zu versichern. Laut sprach da der Fürst von Cornwall: „Wir richten niemandem zu Gefallen. Das Recht späht nicht nach Gunst und Dank, sondern schreitet gerade aus. Ihr edlen Herrn, der König beschuldigt seinen Lehensmann, er habe geschworener Treue vergessen und seine eigene Freundin solchermaßen gerühmt, daß unsere Herrin zornig ward. Ich schlage vor, daß Lanval seine Liebste zum Zeugnis beibringe. Ist sie so schön, wie er behauptet, so ist er mit Unrecht verklagt und soll der Herrin Huld wieder genießen; doch schafft er den Beweis uns nicht, so soll er dem Hofe unseres Herrn als Verbannter auf ewig fernbleiben.“ Sie baten also Lanval, zu seiner Dame zu senden, damit sie käme, ihm ihren Schutz zu verleihen. Er aber sprach: „Wie kann ich das, da sie meiner vergessen hat?“ Artus drängte, und die Königin wurde ungeduldig. Schon wollten die Barone zum Urteil schreiten, da sahen sie zwei Fräulein herankommen. Auf Zeltern saß das holde Paar, und um ihre schönen weißen Glieder floß purpurne Seide. Gawain wies mit der Hand nach den Fräulein: „Nun freut Euch, Lanval! Da seht, ist Eure Dame nicht dabei?“ Doch Lanval schüttelte betrübt

Digitized by Google

das Haupt: „Ich kenne diese Fräulein nicht!“ Vor Artus schwangen sich die Damen vom Roß und sprachen: „Gott, der Nacht und Tag geschaffen hat, nehme Artus' Haus in seine Hut! Herr König, laßt uns Zimmer mit köstlichen Teppichen anweisen, denn unsere Herrin folgt uns auf dem Fuße nach!“ Artus gewährte es und rief zwei Ritter, um die Damen ins Schloß zu führen und alles würdig zu bereiten. Dann befahl er den Baronen, nicht länger zu zaudern, er dringe streng auf den Beschluß. Die Richter setzten sich aufs neue zur Beratung, und ihre Stimmen lärmten hin und her. Während sie noch stritten, kam ein anderes Fräuleinpaar auf spanischen Maultieren daher; glänzend wallten ihre Mäntel, und die Vasallen fragten mit heiterer Miene, ob nun Herrn Lanvals Freundin genaht sei? Doch Lanval antwortete kurz: „Die beiden Fräulein sah ich nie, ich kenne sie nicht und liebe sie nicht.“ Auch diese beiden Damen stiegen vor Artus ab, und viele Stimmen priesen den Reiz ihrer Züge und den Schmelz ihrer Haut. Wirklich überstrahlten sie weit die Königin an Anmut. Die ältere neigte sich artig vor dem Könige und sprach: „Herr König, weiset uns Zimmer für unsere Herrin an, die uns auf dem Fuße nachfolgt!“ Auch diese Frauen führte man ins Schloß, und als sie gegangen waren, rief Artus: „Nun ist es hohe Zeit, daß die Barone sich entscheiden! Ich leide keinen längeren Verzug!“ Auch die ungeduldige Königin zürnte über den Aufschub. Doch noch war die Beratung nicht beendet, da nahte eine Jungfrau hoch zu Rosse des Palastes Toren. Sie war so schön, wie kein Weib auf Erden. Auf einem weißen Zelter ritt die holde Frau, dem stolzesten Tiere, das je gelebt. Sein Hals und Kopf war glatt, und kein König hätte den Wert des prächtigen Schmuckes bezahlt, von dem das Roß erglänzte. Ein weißes Hemd umhüllte schmiegsam die Glieder der Frau, rechts und links geschnürt, und wo die Nadeln ineinandergriffen, schien die zarte Haut hindurch. Sanft wölbte sich ihre Hüfte, und ihr Nacken war weißer als frischgefallener Schnee. Weichgewellt fiel ihr blondes Haar von der klaren

Digitized by Google

Stirn zurück und leuchtete im Sonnenlicht wie Goldfäden so hell. Des Mantels dunkler Purpur wallte im Wind von ihren Schultern; auf der Rechten hielt sie einen Sperber, und ein Windspiel lief neben dem Rosse her. Hinter ihr ritt ein Edelknecht mit einem Horn aus Elfenbein. So nahte sie, und die Bürger liefen herzu, so daß die Straßen von staunendem Gedränge erfüllt wurden. Wer sie schaute, dem erglühte der Wunsch der Sehnsucht im Herzen. Gawain trat zu Lanval und sprach: „Auf, Herr Bruder! Nun sollt Ihr das schönste Frauenbild schauen, das auf Erden wallt." Da beugte sich Lanval seufzend vor und erhob das Haupt. Das Blut stieg ihm ins Antlitz, als er erwiderte: „Ja, das ist sie, die mich geliebt, und wenn ihr Herz mir nicht verzeiht, so macht ein Ende und laßt mich sterben! Nur sie vermag mich zu erlösen!" Die Dame ritt in das Schloß, das nie so holden Gast geborgen hatte. Die Barone blickten mit Staunen auf sie, als sie vor Artus' Thron vom Rosse stieg. Sie ließ den Mantel herabwehen und stand allen sichtbar da. Artus erhob sich und begrüßte sie, und alle standen auf, um ihr zu dienen. Ihr Lob erscholl aus jedem Munde, und als die Blicke sich satt geweidet hatten, sprach die hohe Frau: „Nun richtet, ihr Herren! Ich war dem Manne, über den ihr entscheiden sollt, in Minne ergeben. Ihm soll kein Leid geschehen, denn falsch ist, was die Königin sagt: niemals stand sein Begehren nach ihr, und wenn ihr mich ehren wollt, so vergebt ihm, daß er mit meiner Huld prahlte." Da war keiner in der Schar der Barone, der Lanval nicht ganz und gar freigesprochen hätte. Die stolze Frau aber wandte sich, um wegzureiten. Vergebens lud sie Artus ein, zu bleiben, und groß und klein folgte ihr, um ihr gefällig zu sein. Lanval stand auf einem Marmortritt, der bei der Halle Tor ragte, um den Reitern beim Aufsteigen Hilfe zu gewähren. Und als die Frau vorbeiritt, schwang er sich rasch hinter ihr in vollem Sprung auf das edle Roß. Mit seiner Liebsten ritt er davon, weit über Länder und Meere, nach Avalun, ins Land der ewigen Jugend, und nie hat man wieder etwas von ihm gehört noch gesehen.

Digitized by Google

Donec

Es lebte einmal im Lande der Bretonen ein grimmiger alter Edelmann im Schlosse zu Caerwent am Ufer eines Stromes, der in seinem Alter noch ein Weib nahm, um nicht ohne Erben sterben zu müssen. Das Weib war von hoher Art und von stolzem Leib, und mancher war in Liebe zu ihr entbrannt. Daher sperrte sie der Alte, um sie zu hüten, in einen Turm und gab ihr seine Schwester, eine grauhaarige Witwe, zur Bewachung, und so streng wachte diese über die junge Frau, daß dieselbe nicht einmal mit ihrer Bedienung plaudern durfte. Sieben Jahre lang blieb sie so einsam im Turm und verseufzte in Tränen ihre Zeit, indes ihre Schönheit langsam verblühte.

Einst im April, da der Vöglein neues Lied im Walde erscholl, erhob sich der Herr bei Tagesanbruch, um zur Jagd zu reiten. Er befahl der Alten, das Tor hinter ihm zu schließen; sie tat es und ging dann in ein Nebengemach, um ihr Frühgebet zu sprechen. Die junge Frau sah die Sonnenstrahlen durchs Fenster lachen und begann jammernd an ihre Brust zu schlagen: „Weh mir! Zum Leid bin ich geboren! Nur der Tod wird mich aus diesem Turm befreien. Ein Tor ist der alte eifersüchtige Mann, daß er mich so eingeschlossen hält, und verflucht sei meine Sippe, die mich diesem Wüterich vermählt hat. Ach, oftmals hörte ich in vergangener Zeit von Abenteuern singen, wie manches Herz heiteren Trost im Kummer fand. Da durfte die Frau ihren Liebsten heimlich schauen, kein Merker ward ihres Glücks gewahr, er blieb allen Lauschern verborgen. Ach, wenn es ein solches Wunder gibt, so laß, o Gott, auch mich es erleben!" Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, als ein Schatten ins Gemach fiel, und siehe, ein Habicht flog zum engen Fensterbogen herein und ließ sich vor der Dame nieder; und sogleich entwand sich ein ritterlich schöner Mann den Federn. Die Frau sah ihn erschrocken an und verhüllte bebenden Herzens ihr Haupt in den Kleidern. Der Fremde aber begrüßte sie sittsam: „Fürchte

Digitized by Google

dich nicht, edle Frau! Der Habicht ist von guter Art! Wenn dir das Wunder auch unerklärlich bleibt, faß dir ein Herz und schenke mir deine Liebe! Denn wisse, daß ich dieserhalb hergekommen bin. Wie lange schon hing mein sehnend Herz an dir! Kein Weib hab' ich auf Erden mehr geliebt als dich, und keines werde ich in Zukunft mehr lieben. Doch war es mir verwehrt, dich zu sehen, bis du selber mein begehrtest. Nun darf ich's, da du den Bann gebrochen hast. So nimm mich denn zu deinem Liebsten!" Als die Frau diese holden Worte vernahm, entwich ihr Schreck. Sie faßte sich, enthüllte ihr Haupt und sprach: „Wenn Ihr ein Christ seid, will ich Euch gerne bei mir sehen!" Er stand so herrlich vor ihr, ein Mann, wie sie noch keinen sah. „Du redest recht," sagte der Ritter, „ich möchte um keinen Preis der Welt, daß du um meinetwillen in deinem Herzen einen Argwohn trügest. Ich glaube an Gott, der uns von Adams Sünde erlöste, und wenn du mir nicht glauben willst, so rufe den Kaplan, daß er mir den Leib des Herrn reiche!" Dann legte sich der Ritter zu ihr aufs Lager, und als sie genug geplaudert hatten und des Lachens und Spielens müde geworden waren, reichte er ihr die Hand zum Abschied: „Nun fahr' ich in mein Heimatland!" Sie bat ihn, daß er oftmals wiederkehren möge. „Zu jeder Stunde," sprach der Ritter, „werde ich wiederkommen, wann es dir gefällt. Du aber sorge, daß niemand unser Tun erspäht! Hüte dich vor der Alten, denn sie wird Tag und Nacht lauern. Entdeckt sie unseren Liebesbund, so erfährt dein Gatte alles. Wenn ihr das gelingt, so ist mir der Tod gewiß." Der Ritter ging, und die eingeschlossene Frau blieb in großem Glück zurück. Sie sprang am Morgen gesund und sorgenfrei vom Bett, pflegte emsig ihr Gesicht und ihren Leib, und ihre frühere Schönheit kehrte zurück. Nun dünkte sie es sanfter hier zu leben, als draußen Freuden nachzujagen, denn sooft sie es wünschte, erschien ihr Ritter, mit dem sie sich selig vereinte. Sobald ihr Zwingherr sie verließ, tagte ihr heimliches Liebesfest. Durch ihres Herzens Heiterkeit wandelte sich alsbald ihr ganzes Aussehen und Gebaren, und der erfahrene

Digitized by Google

Greis nahm diese Veränderung mit Mißtrauen wahr. „Steh' mir Rede!" herrschte er seine Schwester an, „mich wundert, daß mein Weib so geputzt einhergeht. Was bedeutet das?" „Ich weiß es nicht," entgegnete diese, „keine Seele kann ihr nahen, es ist unmöglich, daß sie einen Liebsten empfängt. Nur merke ich, daß sie jetzt öfter gern allein bleibt, als sie es früher zu tun pflegte." „Wohlan," sprach der Alte, „so schaff uns Licht! Sobald du sie morgens früh wach siehst, tust du, als gingest du aus dem Gemach. Erspähe dann von geheimer Stätte aus, woher es kommt, daß sie so froh ist." Drei Tage darauf rüstete sich der Herr zu einer Fahrt und sprach: „Ich muß zum König, der mich eilends an seinen Hof berief, doch will ich nicht zu lange ausbleiben." Er ging und verschloß das Haus, indes sich die Alte leise hinter einem Vorhang verbarg, von wo aus sie alles übersehen konnte, was im Schlafgemach vorging. Kaum war die Dame erwacht, so dachte sie auch schon mit Sehnsucht ihres Geliebten, und gleich darauf flog ihr schöner Freund durch das Fenster zu ihr herein, und es war große Lust unter ihnen, bis die Zeit der Trennung kam, und sie wieder Abschied nehmen mußten. Das Weib hatte alles mit angesehen, und es dünkte sie fürchterlich, daß er bald Mensch, bald Vogel war. Ungesäumt meldete sie alles dem alten Ritter, der sich in der Nähe gehalten hatte. Er vernahm die Kunde mit Ingrimm und dachte auf hinterlistigen Mord. Um vor dem Gaste Frieden zu bekommen, ließ er vier starke Spieße von blankem Stahle schmieden mit scharfen Spitzen und messerglatten Schneiden. Die rammte er heimlich in die Mauer vor dem Fenster, durch das der Ritter seinen Weg zu nehmen pflegte, wenn er zur Frau geflogen kam. Schon vor Sonnenaufgang erwachte der Greis in der nächsten Nacht und gab vor, er wolle jagen. Die Alte öffnete ihm das Tor und ging dann wieder zu Bett, um bis zum Morgen zu ruhen. Nun hoffte die Arme, sich des Geliebten freuen zu können, an dem sie in inniger Liebe hing: „Käme jetzt mein Liebster zu mir, so könnte er in Muße bei mir sein!" Kaum hatte sie diese Worte ausgesprochen, als sie schon den Liebsten nahen

Digitized by Google

hörte. Durchs Fenster kam er hereingeflogen, in welchem die scharfen Spieße steckten, und einer von ihnen durchstach ihn, daß ihm das Blut vom Herzen strömte. Er fühlte es: das war der Todesstoß; er machte sich von den Stacheln frei, sank sterbensmatt aufs Bett, und sein Blut färbte die Linnen rot. Halb von Sinnen sah die Frau das Blut aus seiner Wunde fließen, er aber sprach: „Mein Lieb, nun ist's geschehen, was ich weissagend dir enthüllte. Um deiner Minne willen muß ich sterben, dein Lachen hat mir den Tod bereitet." Da fiel sie vor Leid in Ohnmacht und lag lange Weile wie leblos. Er mühte sich vergebens, sie zu trösten: „Kein Klagen kann mein Schicksal wenden. Laß ab davon! Denn dir wird ein Kind entstehen, ein junger Degen, stark und kühn, der wird dich von allem Leid befreien, und Yonec sollst du ihn nennen. Er wird unser beider Not rächen und unseren Feind töten. Nun aber darf ich nicht länger säumen, das Blut entfließt rasch, ich muß fort!"

Mit stummem Gruß floh er im Schmerz, und schreiend folgte sie ihm auf den Fersen nach, durchs Fenster flog er fort, und sie sprang ihm nach, wohl zehn Ellen in die Tiefe, nur mit einem dünnen Hemdlein bekleidet. Sie folgte der Spur des Blutes, das aus seinen Wunden troff. Bald gelangte sie zu einem Bergeshang, in welchem ein Felsentor sich öffnete. Durch dieses ging die blutige Fährte, und obwohl Nacht und Grauen den Eintritt verwehrten, trat sie ohne Zaudern hinein. Sie schritt im Finstern weiter, bis sie tastend den Ausgang fand. Da lag ein wunderschönes Land vor ihr, doch mitten durch den Blumenhain zog sich ein Streif von blutigem Tau. Sie folgte diesem Schmerzenspfad, bis sie in eine Bergstadt gelangte. Ringmauern liefen um die Stadt und ihre Türme, Tore und Paläste erglühten in Silberschein. Forsten und beschilfte Gräben dehnten sich rings um die Burg, und die Haupttore deckte ein Strom, auf dem unzählige Schiffe dahinglitten. Das untere Tor war geöffnet. Die Frau trat ein und stieg, immer der Blutspur folgend, zum Palast hinauf. Kein Mensch war auf den öden Gassen zu

Digitized by Google

sehen; sorgenvoll trat sie ins Schloß, dessen weite Treppe vom Blute troff. Sie schritt durch eine Kammer: ein Unbekannter lag darin und schlief. Sie eilte hindurch und gelangte in ein zweites Gemach: auch hier lag ein anderer Mann im Schlaf. So drang sie in ein drittes Zimmer, und siehe, da lag von Kerzen umstrahlt auf prächtigen, blutgetränkten Decken der Mann, dem sie ihr Herz geschenkt hatte. Das Bettgestell war ganz von Gold, und auf den Leuchtern brannten Tag und Nacht die Kerzen. Ihr Freund erkannte sie, als sie auf der Schwelle stand, mit schwankenden Knien trat sie an sein Bett und sank über ihm ohnmächtig nieder. Er fing sie auf und neigte sich zu ihr, und wie sie erwachend sich regte, versuchte er, ihr Trost einzusprechen. „Geliebte, höre mich! Um Gottes willen, geh von hinnen! Ich sterbe, noch ehe der Morgen graut: dann erhebt sich hier Jammer und Klage, und trifft man dich, so mußt du dem Lande mit Qualen meinen Tod büßen, denn es ist dem Volke bekannt, daß ich um deinetwillen sterbe. Geh und häufe nicht Angst zu meinem Schmerz!" „Nein", rief sie verzweifelt, „lieber will ich mit dir sterben, als daß mein Gatte mich tötet!" Auch hierfür wußte er Trost: „Nimm diesen Ring und bewahre ihn gut! Er schützt dich vor dem Zorn des Alten, denn alles, was vorher geschehen, wird er durch des Ringes Kraft vergessen, auch wird er dich nicht mehr eingeschlossen halten. Nun, Liebste, nimm noch dieses Schwert und halte es gut verwahrt! Denn keinem andern soll es gehören, als unserem Sohn, wenn er zu Mannesjahren erwachsen ist. Wenn ihr einst vor meinem Grabmal steht, so gib ihm dies Schwert in die Hand und künde ihm die Wahrheit, dann wirst du sehen, was er tut." Da sie fast unbekleidet war, umhüllte er sie mit einem Prachtgewande, dann befahl er ihr zu scheiden. Sie ging und nahm Ring und Schwert mit sich, doch noch keine halbe Meile war sie von der Stadt des Ritters entfernt, da hörte sie die Glocken dumpf erklingen und die Burg von Klagen widerhallen: da wußte sie, daß ihr Freund verschieden war. Klagend tastete sie sich mit der Hand durch das Felsentor und kam zu ihrem Manne zurück, der sie

Digitized by Google

von nun an in Frieden leben ließ: vergessen war, was sich begeben hatte, und kein scheltend Wort sprach er mehr zu ihr, unbewacht blieb sie fürderhin.

Ein Sohn war ihrer Liebe Frucht, der wuchs wohlbehütet auf; Yonec hieß er, und im ganzen Lande kam ihm kein anderer Jungherr gleich. Er war schön, kühn im Streite und mild bis zur Verschwendung. Als er zum Manne emporgewachsen war, erhielt er den Ritterschlag. Einst wurde das Fest St. Aarons zu Caerleon begangen, da traf bei dem alten Ritter wie gewöhnlich die Ladung ein, mit seinen Freunden und Vasallen zum Feste zu erscheinen. In prächtigem Aufzug fuhr er mit Weib und Sohn zum Königshof. Auf wohlbekannten Pfaden ritten sie, und ein Knabe wies ihnen den Weg. Nachts gelangten sie zu einem Schloß, dem keines auf Erden an Pracht glich. Ein schönes Münster war darin, in welchem fromme Klosterherren dienten; hier wurden die Reisenden beherbergt. Der Abt lud sie zu sich und bewirtete sie, und am anderen Morgen wollten sie gleich nach der Messe weiterreiten. Doch der Abt bat sie, zunächst das Kloster zu besichtigen, und sie konnten ihm seine Bitte nicht abschlagen. Der Abt geleitete sie in den Kapitelsaal. Da ragte ein hohes Grabmal von seidenen Prachtgeweben umwallt, zwanzig Leuchter brannten im Kreise und glühten in reinstem Goldesglanz. Amethystene Rauchfässer durchwürzten Tag und Nacht die Luft an diesem wunderbaren Monument. Die Gäste wollten Kunde haben, wer hier so prunkvoll begraben liege und fragten die Klosterleute nach der Bedeutung dieses Pompes. Da weinten alle in der Runde und sprachen unter Tränen: „Hier liegt ein hochberühmter Held, der stärkste und beste, den die Welt gesehen. Er war König dieses Landes und fand in Caerwent um eine Frau den Tod. Noch steht sein Thron verwaist, denn er befahl uns, seinen Sohn, den ihm die fremde Frau gebar, zu wählen, und sein harren wir seit langer Zeit." Da schrie die Frau vor Schmerz auf und wandte sich an Yonec: „Hast du's gehört, mein Sohn? Gott schickte uns hierher. Es ist dein Vater, der hier ruht. Er starb von dieses

Digitized by Google

Alten Zorn. Nimm hier dies gute Schwert, das ich dir lange aufbewahrte!" Nachdem sie alles getreulich erzählt hatte, wie sie mit dem Ritter sich vereinigt hatte, wie er kam und wie er schied, und wie der Alte ihn ermordet hatte, da sank sie im Schmerz auf das Grab, und ihr Mund verstummte für ewig. Als Yonec sah, daß sie tot war, hieb er mit einem Schwertstreich dem Alten den Kopf vom Rumpfe und rächte mit diesem Schlag seiner Eltern Tod. Da wurde Yonec als König des Landes auf den Thron erhoben, die Leiche der Frau aber wurde in einem prächtigen Sarge neben ihrem Liebsten bestattet. Gott wolle ihren Seelen gnädig sein!

Frene

Einst wohnten im Bretonenland zwei ritterliche Nachbarn, welche beide vermählt waren, und dem einen dieser Herrn gebar sein Weib Zwillinge. Der Vater ließ alsbald diese frohe Kunde seinem Freunde und Nachbarn zukommen und bat ihn, Pate des Söhnleins zu werden. Der Ritter saß gerade bei der Tafel, als der Bote kam, um sich des Auftrags seines Herrn zu entledigen. Der Graf dankte dem Boten und schenkte ihm ein Roß als Botenlohn; seine Gattin aber, welche ein falsches und neidisches Weib war, lächelte spöttisch und sprach: „Bei Gott, mich wundert, daß der gute Mann Euch Botschaft sendet, wie sein Haus beschimpft wurde. Weiß doch jedermann, daß ein Weib, welches seinem Manne die Treue hält, niemals Zwillinge gebärt." Zwar tadelte ihr Mann ihre unüberlegten Worte, doch die Rede wurde von vielen gehört und weit im Bretonenlande verbreitet; auch der Ritter, dem die Zwillinge geboren waren, erfuhr davon, er faßte Argwohn gegen sein Weib und hielt sie seitdem in strengem Gewahrsam.

Auch für die, welche das schlimme Wort gesprochen hatte, kam alsbald die Stunde der Entbindung, und es geschah, daß sie zweier Mägdlein genas. Da jammerte sie und rief: „Wehe! Mein Hochmut kommt zu tiefem Fall! Wie soll mein Herr von meiner Ehre denken, da ich sagte, daß eine Frau

Digitized by Google

niemals Zwillinge gebären könne, die nicht Untreue gegen ihren Gemahl beging. Nun kehrt mein Wort auf mich selbst zurück. Soll ich nicht ewig geschändet sein, so muß eines der Kinder sterben, lieber will ich am jüngsten Tage den Mord büßen, als daß ich hienieden Hohn und Schimpf trage!" Die Lieblingszofe der Dame aber sprach zu ihr: „Wollt Ihr mir eines der Kinder geben, so will ich Euch von der Last befreien, niemand soll Euch schmähen und nie sollt Ihr Euer Kind wiedersehen; ich will es vor einem Münster aussetzen, dort mag es ein wackerer Mann finden und aufziehen." Darauf hüllten sie das Kind in Linnen und schoben es in einen kostbaren türkischen Teppich; die Mutter aber knüpfte ihm einen edelsteingeschmückten Goldreif um den Arm, damit seine edle Herkunft offenbar würde. Als die Welt in tiefer Nacht lag, eilte die Zofe in die nächste Stadt, und unfern des Tores gewahrte sie die Kirche eines Frauenklosters. Dorthin eilte sie, legte das Kind in das Laub einer Esche, die das Tor überschattete und stellte es der Hut Gottes anheim. Als die Zeit der Frühmesse gekommen war, erhob sich der Pförtner, entzündete die Lampen und zog den Glockenstrang. Dann öffnete er das Tor und gewahrte einen bunten Schimmer im Eschenlaub, er tastete hin und fand das Mägdlein. Eilends trug er den Fund seiner Tochter zu, deren Gatte jüngst verstorben war, und die einen Säugling ernährte. Diese behielt das Kind und pflegte und wartete es, aber an Ring und Teppich sahen sie, daß es von edler Art war. Die Äbtissin selber trug das Mägdlein, das sie als Nichte annahm, zur Taufe, und da man es unter einer Esche gefunden hatte, so nannte man es Frene.[1] Das Kind wuchs im Kloster auf und wurde lieblich von Angesicht und Gebärden, wohlgestaltet und rein von Sitten, und wer die Jungfrau erblickte, nannte sie den Preis der Frauen.

In der Stadt Dol lebte ein tapferer Ritter mit Namen Gurun. Dieser vernahm vom Lobe Frenens, und heiße Sehnsucht befiehl ihn. Als er einst von einem Turnier zurück-

[1] altfranzösisch fraisne, „Esche"

Digitized by Google

kehrte, stieg er bei der Äbtissin ab und ließ sich die Vielgepriesene zeigen. Er fand sie so schön und klug, daß er glaubte, vergehen zu müssen, wenn er nicht ihre Huld erwerben könne. Er schenkte dem Kloster Ländereien und erwarb sich dadurch das Recht, häufiger dort einzukehren. Schließlich gelang es ihm, die Scheu der Jungfrau zu besiegen und er sprach zu ihr: „Glaubst du dem Zorn der Äbtissin zu entrinnen, wenn sie erfährt, daß wir uns lieben? Folge meinem Wort und flieh bei Zeiten mit mir! Gott weiß, daß ich dich nicht berücken will, sondern dich lieben und treu besorgen." Sie folgte ihm ohne Widerstreben, und sie flohen nach seinem Schloß; nur den Teppich und den Ring, ihre einzige Habe, nahm sie mit. Der Ritter liebte sie und hing an ihr mit Seele und Leib, und das Hausgesinde ehrte sie, weil sie auch mit dem Geringsten freundlich war. Die Vasallen aber hofften schon lange auf einen Erben ihres Herrn, der einst nach ihm Zucht und Recht bewahren und sein erlauchtes Geschlecht erhalten sollte, sie hielten ihm vor, daß es ihm übel ausgelegt werden würde, wenn er um seines Liebchens willen keinen rechtmäßigen Erben zeugen wolle und drohten ihm, sie hielten sich aller Pflicht für ledig, wenn er sich dem Willen des Landes widersetze. Der Ritter mußte sich also fügen. „So ratet," sprach er, „welche ich nehmen soll!" „Herr," antworteten die Vasallen, „wir sprachen schon mit einem mächtigen Grafen, der ein Töchterlein zur alleinigen Erbin hat. Ihr Name ist Coudre,[1] und keine schönere lebt im ganzen Lande. Laßt die Esche stehen und nehmt der Hasel guten Kern, nie hat eine Esche Frucht getragen." Die Sache wurde durch die Vasallen ausgemacht, man drängte die arme Frene zur Seite, um der reichen Erbin Platz zu machen. Die treue Maid murrte nicht, still diente sie dem Geliebten weiter und ehrte sein Volk mit Gruß und Wort. Das Gesinde aber grämte sich, daß es die huldreiche Herrin verlieren sollte. Der Hochzeitstag wurde mit Pracht gerüstet, und es gab prunkvolle Feste und große Lustbarkeit. Frene ging geschäftig hin und her; wenn

[1] altfranzösisch coldre, „Hasel"

Digitized by Google

auch weinend in stummer Pein, zeigte sie doch nach außen weder Gram noch Groll und diente den Gästen mit Sorgfalt. Diese hatten Mitleid mit dem Fräulein, und selbst die Mutter der Braut, die gefürchtet hatte, der Ritter möchte es ihretwegen seinem Weibe gegenüber an der rechten Liebe fehlen lassen, lobte ihr Tun im stillen und fühlte Erbarmen mit ihr: „Ach, daß um meines Kindes willen dich Arme das Glück fliehen muß! Wüßt ich doch Rat, ich hülf dir gern!" Abends ging Frene ins Schlafgemach, um dem jungen Paar das Hochzeitsbett zu rüsten. Sie warf den Mantel ab und wies dem Kämmerer, wie es ihr Herr am liebsten hätte. Als die Decke übergezogen werden sollte, sah sie, daß dieselbe alt und verblichen war, geschwind lief sie daher zu ihrem Schrein, holte ihren Teppich und breitete ihn über des Brautlagers Kissen. Nachdem der Erzbischof die Stätte geweiht hatte, trat die Mutter mit der Braut ein, um ihre Tochter ins Hochzeitslager zu betten. Da bemerkte die Frau den bunten Teppich, der vom Lager niederwallte, und erkannte den Stoff, in den sie einst ihr Kind gewickelt hatte. Reue und Gram ergriff sie, und sie fragte den Kämmerling: „Sag mir bei deiner Treue, woher kommt dieser Teppich?" „Das Fräulein," erwiderte jener, „hat ihn mitgebracht, ihm wird er gehören." Die Dame rief nun Frene, und diese nahte ihr bescheiden und legte höflich den Mantel ab. Die Dame fragte sie hastig: „Verhehlt mir nichts, mein Kind! Woher ist dieser Teppich?" Darauf entgegnete das Fräulein: „Herrin, meine Muhme, die mich in jungen Jahren aufzog, gab ihn mir. Sie sprach, ich solle ihn treu bewahren, ebenso wie ein Ringlein, das mir von denen, die mich zu ihr sandten, mitgegeben wurde." „Kann ich den Ring sehen, Kind?" Schnell war sie mit dem Reiflein wieder da, und als die Frau das Kleinod erblickte, da war ihr letzter Zweifel geschwunden: „So sag ich's denn, und alle Welt mag es vernehmen: du bist mein Kind, das ich verlor!" Vor Freude schwanden ihr die Sinne, und als sie wieder zu sich kam, schickte sie sogleich nach ihrem Herrn. Sie fiel ihm zu Füßen und rief, indem sie seine Knie umklammert hielt:

Digitized by Google

„Vergebt mir, Herr, was ich verbrach!" Er wußte den Sinn ihrer Worte nicht zu deuten: „Was soll das, liebe Fran? Wir lebten immer friedlich! So sagt mir doch, was Euch bedrückt, ich vergebe es Euch im voraus!" „Da Ihr meine Sünde verziehen habt, so will ich Euch alles verkünden!" Und sie erzählte ihm ihre Missetat und schloß mit den Worten: „Hier seht Ihr Ring und Teppich liegen; wißt, daß ich mein Kind wiederfand, das meine Torheit einst dem Elend überließ. Hier steht sie vor Euch, die arme Maid, getreu wie Gold, die von dem Ritter, der heute ihre Schwester gefreit hat, in großen Kummer kam." Der Vater sprach: „Kein Freudentag kam diesem gleich, der uns aufs neue dies Kind bescherte, bevor wir unsere Schuld verdoppelten. Komm, Tochter!" Da ward ihr Antlitz vor Seligkeit rot, und der Vater und der Erzbischof geleiteten sie zu Herrn Gurun, der sich aus Herzensgrunde über diese Nachricht freute. Der Erzbischof aber schied die Neuvermählten, und Herrn Gurun ward sein treues Lieb zum Weib gegeben, der der Vater die Hälfte seines Gutes schenkte. Er und die Mutter blieben zur Hochzeit, und auf dem Heimweg ritt Coudre wieder mit ihnen, der ein vornehmer Nachbar als Gatte erwählt wurde.

Eliduc

Ein Ritter von edlem Sinne, namens Eliduc, lebte einst in der Bretagne, der hatte sich Guildeluec zur Gattin auserwählt, ein Weib von hohem Stamme, und beide lebten lange Zeit zufrieden und in treuer Liebe. Der Held stand im Dienste des Bretonenkönigs und erwarb sich vor allen andern des Herren Gunst und Wohlgefallen. Dadurch zog er sich die Mißgunst der Neider zu, die Tag und Nacht dem König anlagen, bis sie sein Ohr gewannen. Der König befahl ihm plötzlich, von nun an seinen Hof zu meiden und blieb taub gegen seine Bitten, den Verleumdern keinen Glauben zu schenken. Da wußte Herr Eliduc, daß seine Zeit um war und ritt gedankenvoll nach Hause. Er berief seine Freunde und tat ihnen kund, wie ihn unverschuldete Ungnade

Digitized by Google

getroffen habe. Darauf vertraute er sein Eheweib den Gesippen an und bat sie, dieselbe treu zu bewahren. Als es aber zum letzten Abschied kam, brach die Frau in laute Klagen aus. Er tröstete sie und schwur ihr mit heiligen Eiden, er wolle ihr niemals die Treue brechen; dann setzte er mit wenigen Begleitern über das Meer und landete zu Totney an der englischen Küste.

Um diese Zeit wurde England von mehreren Königen regiert, die untereinander in ständigem Streite lagen. In Exeter saß ein stolzer Herrscher, der nur ein Töchterlein sein eigen nannte, um diese hatte ein Nachbar geworben und war abgewiesen worden. Aus diesem Grunde war er mit Heeresmacht eingebrochen und verwüstete das Reich des Alten. Zu diesem König kam Herr Eliduc und bot ihm seine Dienste an. Der Herrscher nahm ihn ehrenvoll auf und wies ihm Herberge bei einem reichen Bürger an. Der Ritter gab große Feste und schärfte seinen Mannen ein, daß sie vierzig Tage lang kein Geld und keine Zehrung annehmen sollten. Noch war der Held keine drei Tage in der Stadt Exeter, da erhob sich ein Geschrei: „Der Feind! Schon füllen seine Scharen ringsum das weite Land, schon rückt er gegen die Burgstadt vor und wird noch heute unsere Mauern berennen!" Herr Eliduc wappnete sich und sammelte den geringen Rest von Kämpfern, die noch zur Verteidigung übriggeblieben waren; mit diesen verbarg er sich in einem Hohlwege und überfiel den Feind, als er von einem Plünderungszuge heimkehrte. Die Schar der Gegner wurde zersprengt, und es wurden mehr Gefangene gemacht, als ihr eigenes Häuflein stark war. Der König sah den Trupp mit Beute beladen zurückkommen, ein Knappe sprengte voraus und rühmte, wie der fremde Held des Feindes Macht gebrochen habe. Erfreut dankte der König dem Degen, der aber lieferte ihm die Gefangenen aus und verteilte die Beute unter seine Begleiter. Von nun an tat der Herrscher ihm vielerlei Ehren an und hielt ihn samt seinem Gefolge ein ganzes Jahr zu Gast.

Von diesen ritterlichen Taten erfuhr die schöne Guilljadun,

Digitized by Google

die Königstochter. Da sie aus aller Munde Eliducs Lob hörte, ließ sie die Neugier nicht ruhen: sie sandte ihm ihren Kämmerer, um ihn in ihr Gemach zu bitten. Eliduc begab sich eilends zu dem Königskind und redete in zierlichen Worten zu ihr. Sie führte ihn zum Rande des Lagers, und während er von mancherlei Dingen plauderte, sah sie ihn schweigend an und fand ihn ohne Fehl und Tadel. In ihre Sinne fiel der Machtspruch der Liebe: „Den liebe du und keinen mehr!" und sie ward blaß und seufzte. Nach einer Weile nahm er Urlaub von ihr, und sie wagte ihn nicht zu halten, noch ihm ihre Liebe zu zeigen.

Eliduc kehrte zwiespältigen Herzens in seine Herberge zurück: wohl strebte sein Herz zu der Königstochter hin, die ihn so huldreich empfangen hatte, und es reute ihn, daß er schon so manchen Tag in ihres Vaters Land gewesen war, ohne sie zu sehen, dann aber faßte ihn wieder Scham, da er der Gattin gedachte, der er beim Scheiden Treue geschworen hatte. Das Königskind aber dachte nur mehr an ihn und lag die ganze Nacht, ohne Schlaf zu finden. Als das Morgenrot dämmerte, rief sie ihren Kämmerer und klagte ihm ihr Leid. „Raubt er Euch so die Ruhe," erwiderte der treue Mann, „so sendet ihm eine Botschaft und ein Geschenk. Freut Euer Gruß den edlen Herrn und nimmt er Eure Gabe an, so zweifelt nicht, daß er Euch liebt." Der Rat gefiel der Jungfrau, und sie gab dem Kämmerer einen Ring und einen Gürtel, um ihn Herrn Eliduc mit tausend Grüßen zu überbringen. Indes sie noch angstbeklommen harrte, kehrte der Bote zurück. „Ich brachte ihm, wie es Euer Wille war, Geschenk und Grüße. Er nahm den Gurt und schlang ihn schweigend um die Hüften, das Ringlein steckte er sogleich an den Finger, doch weiter sprachen wir kein Wort." Nun wußte sie nicht mehr als zuvor, und sie beschloß, ihm selber ihre Liebe zu gestehen.

Eliducs Sinn schwankte zwischen der Gattin, der er Treue schwur, und der Königstochter, die sein Herz gefangen hielt, und ruhelos sprengte er zum Schlosse, um die Geliebte zu schauen. Der König saß gerade mit einem fremden Herrn

Digitized by Google

beim Schach, und Guilljadun schaute dem Spiele zu. Als der Ritter eintrat, sprach der Vater: „Kommt diesem edlen Herrn mit Huld und Höflichkeit entgegen, Tochter, es leben wenig, die ihm gleichen.“ Ihr Herz lachte bei diesen Worten und sie führte den Ritter abseits. Sie saßen stumm beisammen mit glühenden Herzen und blitzenden Augen, sie fürchtete sich, ihn anzureden, und er wagte nicht das Schweigen zu brechen. Endlich begann er, ihr für ihr Geschenk zu danken: „Nie ward mir holdere Gabe,“ sagte er, „als die, welche ich von Eurer Hand gewann.“ Da errötete sie und sprach: „Ich sandte Euch den Ring, weil all mein Sinnen nach Euch steht, Euch den Gürtel, weil mein Leben in Eurer Macht ist; ich liebe Euch allein auf Erden, Ihr sollt mein Herr und Gatte sein, und kann ich Euch nicht gehören, so soll mein kein andrer Mann genießen!“ Er antwortete verwirrt: „Eure Liebe beglückt mich, süße Maid! Doch stehe ich in Eures Vaters Sold und schwur ihm nicht zu scheiden, bis seine Feinde überwunden sind. Ist dies geschehen, so kehre ich in mein Land zurück.“ Sie sagte, sie ergebe sich und ihre Zukunft vertrauensvoll in seine Hände, und sie gaben einander ihr Wort und legten ihre Hände ineinander. Von nun ab kam Herr Eliduc oft, um dem Mägdlein zu dienen, doch ihrer Herzen Bund blieb rein von kühneren Wünschen.

Herr Eliduc hatte alle Gegner des Königs unterworfen und das ganze Land befreit, und man pries allerwärts seine Klugheit und seine Freigebigkeit. Da erschienen eines Tages Boten des Bretonenkönigs. In dessen Land war der Feind eingefallen, und es reute ihn, daß er seinen besten Mann verloren hatte, dadurch daß er Verleumdern Gehör schenkte. Er hatte die Verräter mit Schimpf vom Hof verjagt und beschwur ihn nun in seiner Not, bei seinem einstigen Lehenseid, ihm beizustehen. Herr Eliduc vernahm die Botschaft und grämte sich gar sehr um sein Lieb, doch die Geschenke und Versprechungen des englischen Königs vermochten ihn nicht zurückzuhalten, denn seine Ehre verlangte es, daß er seinem bedrängten Lehnsherrn zu Hilfe eile. Doch versprach er

Digitized by Google

wiederzukommen, sobald der König seiner Hilfe bedürfe. Nachdem ihm dieser reiche Geschenke gegeben hatte, bat der Ritter, von der Königstochter Abschied nehmen zu dürfen, was der Vater gern gewährte. Kaum hatte die Jungfrau die Botschaft erfahren, als ihre Wangen verblichen und sie ohnmächtig zu Boden sank. Er neigte sich zu ihr und hielt sie umschlungen, bis sie wieder zu sich kam. „Um Gottes willen, süßes Lieb, höre meine Worte geduldig an! Fort muß ich in mein Heimatland, schon gab mir dein Vater Urlaub, so sag nun du mir deinen Willen!" „Bleibst du nicht hier," erwiderte das Fräulein, „so nimm mich mit dir! Und tust du das nicht, so töte ich mich!" Er mahnte sie sanft: „Noch stehe ich in des Königs Pflicht und bräche frevelnd meine Treue, wenn ich seine Tochter rauben wollte. Doch sage mir, wann ich wiederkehren soll. Keine Macht der Welt wird mich daran hindern, an dein Herz zu eilen." Sie nannte ihm den Tag, da sie seiner warten wollte, dann tauschten sie Goldringe und küßten einander zärtlich zum Abschied.

Die treue Guildeluec empfing ihren Gatten zärtlich, doch er ging sorgenvoll einher und zählte die Tage, die ihn vom Anblick der Liebsten trennten, er schloß sich ab und suchte die Einsamkeit. Seine Frau wußte nicht, wie ihm geschehen sei und fragte ihn, ob Verleumder ihn an ihrer Treue zweifeln gemacht hätten. Er entschuldigte sich mit seinen Lehnsmannpflichten und zog in den Kampf. Als der Feind zurückgedrängt und der Friede geschlossen war, bestieg er sogleich ein Schiff und kehrte nach England zurück.

In einem entlegenen Hause stieg er unerkannt ab und sandte seinen Kämmerer zur Königstochter: „Sag ihr, daß, wenn der Tag zu Ende geht, sie sich mit dir aus den Toren schleichen soll. Dann eile ich ihr auf geheimen Pfaden mit offenen Armen entgegen." Der Kämmerer fand bei dem Fräulein Zutritt und raunte ihr seine Botschaft ins Ohr. Sie erschrak vor Freude und weinte, als aber die Nacht hereingebrochen war, entwich sie heimlich. Ihr seidenes, goldgesticktes Gewand umhüllte sie mit einem Mäntelein und klam-

Digitized by Google

merte sich ängstlich an die Hand des Führers. Vor einem Forste erwartete sie der Held; fröhlich hob er sie auf sein Roß, schwang sich dann selber in den Sattel und sprengte zum Hafen.

Schon dämmerte vor ihren Blicken die bretonische Küste auf, da kam ein Sturm herangeflogen, die Segel rissen und es splitterte der Mast. Das Schiff schwankte, und der Tod drohte ihnen im Sturmesgrimm. Plötzlich rief der Schiffsjunge: „Herr, was nützt unser Beten? Werft die in die wilde See, die Ihr in Euren Armen hegt, Ihr, der Ihr daheim ein Eheweib habt, und sogleich wird sich das Unwetter legen." Als die Königstochter das Schreckenswort vernahm, daß ihr Freund vermählt sei, da fiel sie leblos auf ihr Angesicht. Er schrie in wildem Schmerz auf, schlug den frechen Schwätzer mit einem Ruder zu Boden, ergriff dann mit starker Hand das Steuer und lenkte das Schiff in den Hafen.

An abgelegenem Orte, mitten im wilden Tannenwald, lag eine kleine Kapelle, die sich ein Klausner einst erbaut hatte. Herr Eliduc legte die tote Maid vor sich aufs Roß und ritt langsam und leidbeschwert in den dunklen Tann. Seine Begleiter wollten ein Grab schaufeln, doch er bat sie, die Leiche auf des Altars Stufen zu betten. Da legten sie die Jungfrau auf ein Lager von weichen Teppichen, noch einmal küßte sie der Ritter und sprach: „Weh, Lieb, daß du mich je erblicktest! Du warst zur Königin bestimmt, wenn nicht dein Herz so treu gewesen wäre, dies Herz, das so ganz mein eigen war. Weh, daß du so arglos mir vertrautest! Nie wieder will ich Waffen tragen, sondern mich in eine Mönchskutte kleiden, damit deine Gruft täglich von meinen Klagen widerhalle!" Dann befahl er sein treues Lieb dem Herrn und seiner Engel Scharen und ritt heim auf sein Schloß, wo ihn sein Weib liebevoll empfing. Er aber lächelte hinfort nicht mehr, noch kam ein freundlich Wort über seine Lippen. Alltäglich nach der Messe wanderte er weit durch den grünen Forst zum Kirchlein, in welchem seine Liebste ruhte. Und wunderbar! Wenn auch kein Atem ihren Busen hob, so blieb ihre Haut doch weiß und rosig. Lange weinte und betete er über ihr, dann wendete er seine

Digitized by Google

Schritte wieder heimwärts. Der Gattin fielen seine heimlichen Gänge auf, und sie sandte ihm einen Späher nach. Der sah, wie Herr Eliduc in die Kapelle trat und drinnen weinte und betete. Als die Frau die seltsame Mär erfuhr, sprach sie: „Heute gedenkt mein Herr an den Königshof zu reiten. Wir wollen gehen und selber Nachschau halten, was ihn in der Kapelle fesselt. Ich glaube nicht, daß er um den alten Klausner, der dort begraben liegt, solchen Schmerz im Herzen trägt." Mit ihrem Diener ritt die Frau durch den Hag. Sie trat in die öde Zelle und sah auf des Altars Stufen die Jungfrau liegen, die einer frischen Rose glich. Sie hob das Tuch, das sie umwallte, auf und schaute den schlanken Leib und die weißen Hände. Nun wußte sie, warum ihr Herr so traurig war. Sie zeigte dem Burschen das Wunderbild: „Sieh, wie sie daliegt, ein Juwel von lichter Schönheit! Das ist die Liebste meines Herrn. Sie war so hold, nun wundert's mich nicht mehr, daß ihm alle Freude fernbleibt. Aber auch ich muß klagen vor Mitleid und Liebe, denn aus meinem Leben entschwand das Glück!" Während die Frau so sprach, siehe, da schlüpfte ein Wiesel aus seinem Bau und huschte über die Tote. Der Knabe aber erschlug das Tierlein mit seinem Stecken und warf es vor die Tür. Da kam das Weibchen des Wiesels, lief um seinen Kopf, beschnüffelte es und zupfte an seiner Pfote, als es aber sah, daß das Männlein tot sei, lief es alsbald in den Tann und brach mit seinen Zähnen ein purpurrotes Blümlein ab. Dieses legte es in das Schnäuzlein des toten Tieres, worauf sich dieses sogleich erhob und lebend und gesund davonsprang. Hurtig jagte der Knabe dem Tier die Blume ab, und die Frau schob dieselbe mit ihrer zarten Hand der Jungfrau durch die Lippen. Nach kurzer Frist hub die Maid zu seufzen an, blickte um sich und sprach leise: „Mein Gott, wie lange habe ich geschlafen!" Als die Frau dies Wunder sah, dankte sie Gott und bat die Jungfrau, ihr ihr Schicksal zu erzählen. Nachdem sie alles erfahren hatte, führte sie tröstend das Königskind aus dem Walde und brachte es heim auf ihr Schloß.

Digitized by Google

Zur Nachtzeit kam Herr Eliduc nach Hause, und als er sein holdes Lieb gesund wieder fand, da war ihm Lust und Leben zurückgegeben; er beugte sich zu der Jungfrau, um sie zu küssen, und sie hing sich an ihn und küßte ihn wieder. Als die Hausfrau das stille Glück der beiden sah, ging sie ganz leise aus dem Gemach, ließ ihr Roß satteln und ritt davon. Herr Eliduc vermählte sich, da seine Gemahlin den Schleier genommen hatte, mit der Königstochter, aber nachdem sie einige Jahre in treuer Liebe gelebt hatten, entsagten sie der Welt und traten in ein Kloster. Frau Guildeluec nahm die junge Frau wie eine Schwester auf, und sie beteten beide für die Seele Herrn Eliducs, der viel gefehlt und viel gelitten hatte.

16. Die Herzmäre

Es wäre zu weitläufig, wenn wir erzählen wollten, wie der Burggraf von Coucy für die schöne Herrin von Fayel entbrannte, wie er sich ihr näherte und Erhörung fand, wie dann eine neidische Späherin den Verdacht ihres Gatten erweckte, und wie dieser vor Eifersucht fast verging, ohne jedoch eine greifbare Spur in die Hand zu bekommen. Eines Tages sagte der Herr von Fayel zu seiner Gattin, er sei gesonnen, eine Fahrt ins heilige Land anzutreten, bei welcher sie ihn begleiten solle. Sie antwortete zustimmend, um keinen Verdacht zu erwecken, doch im Innern war sie voll Unruhe. Was tat sie? Als reisenden Krämer verkleidet ließ sie ihren Geliebten auf ihre Burg kommen und hatte auf diese Art Gelegenheit, ihm die Pläne ihres Mannes und die Sorgen ihrer Liebe mitzuteilen. Der Kastellan tröstete sie und versprach, er wolle sich gleichfalls am Kreuzzug beteiligen. Kurz darauf weilte er am englischen Hofe und zeichnete sich so in Turnieren aus, daß König Richard ihn bat, er möge ihn auf der von ihm geplanten Kreuzfahrt begleiten. Das war gerade das, was der Burggraf gewünscht hatte.

Ein Spielmann aus dem Vermandois, der aus England

Digitized by Google

zurückkam, kehrte in Schloß Fayel ein und berichtete, wie Richard von England das Kreuz genommen hätte und mit ihm eine große Anzahl französischer Ritter, darunter auch Renaud von Coucy. Der Schloßherr konnte bei dieser Nachricht seine Freude nicht verbergen, und seine Gattin zeigte nicht minder große Befriedigung, beide allerdings aus verschiedenen Gründen: die Dame wollte die Reise, von der sie weitgehende Gelegenheit zu Zusammenkünften mit dem Geliebten erhoffte, beschleunigt wissen, ihr Gemahl dagegen sah seine List gelungen. Am Feste des heiligen Johannes kam ein Kardinal in die Gegend. Herr und Frau von Fayel begaben sich in den Gottesdienst und hörten die Messe. Der Kardinal predigte das Kreuz, und eine Menge der Zuhörer scharte sich um das heilige Zeichen, um ihre Seelen zu retten. Auch die Herrin von Fayel erhob sich, um das Kreuz zu nehmen, aber ihr Gatte hielt sie mit den Worten zurück: „Frau, für diesmal werdet Ihr das Kreuz nicht nehmen, denn ich fühle mich zu schwach, um die Mühen einer solchen Fahrt zu tragen." Die Dame verbarg geschickt ihr lebhaftes Mißvergnügen; aber als sie daheim war, konnte sie ihren gewaltigen Schmerz nicht mehr bei sich halten, den sie darüber empfand, daß sie dableiben mußte, während ihr Geliebter, auf dessen Kreuzfahrt sie selbst gedrängt hatte, in fernen Landen kämpfen würde. Erst der Gedanke, daß der Freund seine Rückkehr unter diesen Umständen möglichst beschleunigen würde, gab ihr ihre Ruhe wieder, und sie sandte dem Kastellan ein Schreiben, das ihn von dem unvorhergesehenen Ausgang der Sache unterrichten sollte. Bei Empfang dieses Briefes brach der Burggraf vor Gram nieder. So sehr hatte er sich in der Hoffnung gewiegt, daß seine Dame die Reise übers Meer mitmachen werde, daß er immer um sie sein könne, sie sprechen dürfe, und nun ... alles aus! Aber bleiben durfte er nicht: der Gatte würde dadurch Verdacht schöpfen und die Arme erst recht bewachen, und außerdem stand seine Ehre auf dem Spiel.

In der Verkleidung eines blinden Bettlers, auf einen Stab gestützt, wankte er zum letzten Abschied. Die Dame erwartete

Digitized by Google

ihn mit ihrer Zofe, auf einer Steinbank an dem Hinterpförtchen sitzend, durch das er so häufig seine heimlichen Gänge getan hatte. Die Zofe führte den Ritter in ein Gemach, in dem er seine Verkleidung ablegte, dann trat er in die Kemenate, wo die Schloßherrin ihn begrüßte. Sie führte ihn zu einer mit Teppichen bedeckten Bank, und der Ritter hub an: „Gott ist mein Zeuge, Herrin, daß nichts im Leben mich mehr schmerzen kann als diese Trennung." Bei diesen Worten sanken sie einander in die Arme, und der Burggraf fuhr fort: „Wenn ich der nahen Abfahrt denke, bricht mein Herz. Aber wohin ich auch gehe, dies Herz ist Euer; denn meine einzige Lust wird sein in fernen Landen, Tag und Nacht von Euch zu träumen, und die Hoffnung, einmal wieder meinem süßen Lieb zu nahen, wird meine Muskeln stählen. Die Hoffnung soll mein Trost sein, denn sonst bleibt mir keiner." „Auch für mich," antwortete die Dame, „ist jede Freude tot, denn mein Herz reist mit Euch weit über Meere und Wüsten." Der Sinne beraubt fiel sie in die Arme des Kastellans, und beide saßen stumm vor Qual, aber dann drückte er sie wieder an sein Herz und bedeckte sie mit Küssen. „Herrin," sagte die Zofe, „Ihr solltet Euren Freund ermutigen, statt dessen nehmt Ihr ihm allen Trost; das ist nicht wohlgetan. So bannt Euren Gram und blickt wieder ein wenig heiterer!" Die Frau erholte sich, sie streifte ihren Ring vom Finger und steckte ihn dem Ritter an die Hand, dann nahm sie eine große Schere, schnitt mehrere Stränge ihres Haares ab, hüllte dieselben mit Sorgfalt ein und gab sie dem Kastellan, welcher sie als kostbares Pfand ihrer Zärtlichkeit bis zu seiner Rückkehr aufzubewahren versprach. Sie blieben zwei Tage beieinander, da der Schloßherr in Geschäften abwesend war; aber die Spiele der Liebe erfreuten sie nicht mehr, denn die Stunde der Trennung stand stets vor ihrer Seele. Das Scheiden kam, und Renaud von Coucy ritt von Fayel fort, die Brust voll Qual und Schmerz.

Einzig von seinem Knappen Gobert begleitet, brach er auf, denn er wollte nicht von seinen Gedanken, die alle seiner Ge-

Digitized by Google

liebten geweiht waren, abgelenkt werden. Schließlich gelangten die beiden Kreuzfahrer nach Marseille, wo sich der englische König bereits mit seiner ganzen Ritterschaft aufhielt und die letzten Vorbereitungen zur Abreise traf. Das Geschwader ging unter Segel, und Gott gab ihm so guten Fahrwind, daß die Überfahrt alsbald beendet war. Sie landeten in Akko, wo sie von der Christengemeinde mit offenen Armen empfangen wurden, denn ihre Hilfe war dringend nötig, bedrohte doch die Raserei der Sarazenen die Stadt mit Not und Tod. Alle Kreuzfahrer waren ungeduldig, und besonders König Richard brannte darauf, seine Tapferkeit mit der des Feindes zu messen und sich Ruhm zu erwerben. Das war keine leere Prahlerei, denn alsbald verjagte er an der Spitze seiner Truppen die Sarazenen und verfolgte sie so lange, bis sie ihm zum Kampfe standhielten. In diesem mörderischen Kampfe zeichnete sich Renaud von Coucy als würdiger Streiter aus. Auf seinem Helm trug er zum Andenken an seine Herrin, der sein Herz gehörte, die in Gold gefaßten Haarsträhne, deren Anblick den Sarazenen furchtbar wurde.

Schon war der Burggraf fast zwei Jahre in Palästina, als eines Tages die Sarazenen König Richard in einem Schloß, wo er, wie sie erfahren hatten, der Ruhe pflegte, überfallen wollten. Sobald man ihrer ansichtig wurde, saß Renaud mit mehreren anderen Rittern auf und griff hitzig die verhaßte Schar an. Es gelang ihnen, den Feind mit großen Verlusten in die Flucht zu schlagen, und schon strömte dieser in aufgelösten Reihen zurück, als der Burggraf von einem vergifteten Pfeil getroffen wurde, welcher tief in seine Seite drang. Er wankte in den Bügeln und fiel besinnungslos zu Boden. Sogleich standen seine Begleiter von der Verfolgung ab und trugen den Verwundeten ins Schloß. König Richard hörte die Kunde mit Bedauern, er begab sich sogleich zu dem Ritter und ließ alle seine Ärzte rufen. Diese maßen die Tiefe der Wunde, zogen das Eisen heraus, und als sie die Verletzung wohl geprüft und mit warmem Wasser gewaschen hatten, sagten sie dem König, der Kastellan würde in drei Wochen

Digitized by Google

völlig geheilt sein, wenn nicht der Pfeil vergiftet gewesen wäre. Dann allerdings könne nichts die Wirkung des Giftes aufhalten, und der Tod des Verwundeten sei gewiß. Dieser siechte lange Zeit dahin und wurde blaß und mager, alle Mittel der Ärzte waren nutzlos, und sein Körper verfiel unter ihren Augen. Es war aber nicht die Wunde, die dem Burggrafen die meiste Qual verursachte, sondern der Wunsch, seine Geliebte noch einmal vor seinem Ende zu sehen, brannte ihn. Der Ritter wollte sobald als möglich wieder über das Meer segeln, er hoffte geheilt zu werden, wenn er seine Heimat wiedersehen würde, sicher würde ihm der Anblick seiner Dame die Gesundheit wiedergeben. Es traf sich, daß gerade zwei Kardinäle in Begriff waren sich einzuschiffen. Sogleich nahm der Burggraf Urlaub vom König und seinen Baronen, denn er konnte und wollte seine Abreise nicht länger verschieben. Leicht erhielt er die Erlaubnis, in sein Vaterland zurückzukehren, und niemand tadelte ihn wegen seines Entschlusses. Nachdem er seine Vorbereitungen getroffen hatte, begab er sich zum Hafen, bestieg das Fahrzeug und nahm den ihm angewiesenen Platz ein, darauf wurden die Segel ausgespannt und das Schiff verließ das heilige Land.

Auf dem offenen Meer fühlte sich der Ritter zunächst ein wenig besser, denn der Wunsch, seine Geliebte wiederzusehen, hielt seine Kräfte aufrecht, obwohl sein Leiden ständig Fortschritte machte. Seine Qualen verdoppelten sich, er wurde von Tag zu Tag schwächer und sah sich schließlich gezwungen, sein Lager nicht mehr zu verlassen. Als der Kastellan fühlte, daß sein Ende nahe, ließ er sich den Kasten bringen, der seinen teuersten Schatz enthielt, die Haarsträhne, die er oft mit Wohlgefallen betrachtete. Er bedeckte die silberne Dose, welche die kostbaren Stränge enthielt, mit Küssen: „O Gott!" sagte er, „wie teuer sind mir diese goldenen Locken, mit denen mich mein süßes Lieb beschenkt. Ach, der Tod will den zärtlichen Freund von seiner treuen Geliebten scheiden." Darauf befahl er seinem Knappen, einen Schreiber zu holen, dem er folgende Sätze in die Feder diktierte: „Seiner süßen, teuern

Digitized by Google

Dame schickt der, der aller Orten und bis zum letzten Hauch ihr treuer Diener war, dies Liebeszeichen und seine Grüße, die seine letzten sind. Herrin! Ich war immer Euer Lehnsmann, Euer Diener, Euer Ritter, immer Euch treu ergeben von dem Augenblicke an, da ich Euch verließ, jenem Augenblick, der die Quelle von soviel Kummer war. Niemals, Herrin, werde ich Euch wiedersehen, aber Euer Herz schwebt um mich. Als ich Euer Schloß verließ, habt Ihr mich mit einem bezaubernden Kleinod beschenkt, den glänzenden Strähnen Eures goldenen Haares, die mich nicht einen Augenblick verlassen haben. Zum Entgelt sende ich Euch mein Herz, denn nach Rechten kommt es Euch zu, Euch, für die es immer schlug. Nie starb ein Liebender so ohne Trost wie ich, denn nach so langer Trennung scheidet uns der unerbittliche Tod, ehe ich Euch noch einmal in die Arme schließen konnte. Du süßes Geschöpf, du ragst über allem, was die Welt an Vollendung und an Anmut kennt. Dein Herz ist ein Born von lauterem Gold. Unter den Schönheiten der Erde strahlst du wie ein Diamant, wie ein Saphir; du glühst wie eine Rose in Purpurglut, unvergleichlich an süßem Duft. Du bist die Vollendung, du trägst alles was gut und schön ist, in Fülle. Du birgst in dir alle Güter, Reichtümer und Schätze, und der Gedanke an dich ließ mich zum Strahlenkranz des Ruhmes greifen. Und dich soll ich niemals wiedersehen, niemals wieder küssen, niemals wieder umarmen! Ach, das Feuer unserer Freude ist ausgelöscht, der Tod rafft mich hinweg. Es kann nicht anders sein, und so empfehle ich meine Seele Gott dem Herrn und bitte meinen Schöpfer, daß er sie im Reiche seiner Himmel mit der deinigen vermähle, damit wir vereint die Wonnen der Ewigkeit durchkosten." Oft raubte ihm der Schmerz die Besinnung, während er diese Worte sprach. Als der Brief endlich vollendet war, faltete er ihn selbst zusammen und preßte sein Siegel darauf, das er dann sogleich ins Meer warf. Dann rief er seinen Knappen Gobert und seinen Diener Hideux und sagte zu ihnen mit verlöschender Stimme: „Ich fühle, daß mir nur mehr wenige

Digitized by Google

Augenblicke zu leben bleiben. Schwört mir, daß ihr sogleich nach meinem Tode meinen Leib öffnen werdet, mein Herz daraus entnehmt und es wohl einbalsamiert zugleich mit diesem Brief und diesen Strähnen nach Fayel tragt wo ich so vieler Freuden Gast war. Ich sage dies euch beiden, damit wenn der eine vielleicht ums Leben käme, der andere meinen Auftrag erfüllen mag. Dies ist es, was ihr zu tun habt: ihr sollt meine Herrin in meinem Namen ein letztes Mal grüßen. Eure Botschaft wird sie in ein Meer von Leid tauchen, denn keinen Menschen auf der Welt liebte sie so heiß wie mich. Dann werdet ihr ihr allen Trost erteilen, dessen sie bedürfen wird, und werdet sie bitten, sich zu beruhigen, denn all ihr Gram ist vergebens. Ihr werdet ihr dieses Kästlein geben und ihr sagen, daß ich ihr diese Strähne mit meinem Herzen zugleich zurückschicke, meinem Herzen, das ihr gehörte seit dem Tag, da ich zuerst sie ersah, das ihr gebührt und bei ihr bleiben soll, damit sie nie ihre Gedanken von mir wendet." Nun wurde er so schwach, daß sich sein Gesicht mit Todesblässe bedeckte. Seine Diener glaubten, daß er seinen Geist verhaucht habe, denn schon lag er in den Schlingen des Todes. Sie legten ihm ein Stück Brot in den Mund, wodurch er seine Sinne wiedergewann, und sogleich weilten seine Gedanken wieder bei seiner Dame, der seine letzten Worte galten: „Leb wohl, mein süßes Lieb, leb wohl, Liebe und Leben! Ach, warum kann ich das Leben, das mir entschwindet, nicht festklammern und an mich reißen! Die Erde ist ein Paradies, wenn wir lieben. Die Liebe hat mir Freuden ohne Zahl gewährt, sie war der Urquell aller meiner Ehren. Mit allen ihren Schätzen hat mich die Liebe überhäuft, und ich kann ihr mit nichts entgelten, als daß ich ihr lobsinge. Liebe! Du bist der Gott des Diesseits, du umfängst uns ganz, und wir sind alle voll von dir, nichts kann deine Macht vermindern. Ach, wäre es mir erlaubt, mein Leben festzuhalten, jeder künftige Augenblick sollte dem Dienst der Liebe geweiht sein, die kein Leid verursacht, das sie nicht mit Wonnen tausendfach vergilt. Freude, Treue, Edelmut, Güte, Ehren

Digitized by Google

und alle Güter der Welt sind das Erbe der Liebe, das sie denen austeilt, die treu ihr dienen." In diesem Augenblick unterbrach ihn die Gewalt des Schmerzes, er erblaßte und verlor das Bewußtsein. Lange blieb er so, dann erwachte er noch einmal, und nun hatten sich seine Sinne vom Irdischen abgewendet. „Herr des Himmels," sagte er, „sei mir gnädig und würdige mich deiner alliebenden Erbarmung." Dann ließ er den Kardinal holen, der sich sogleich zu dem Sterbenden begab, seine Beichte entgegennahm und ihm den Leib des Herrn reichte. „Freund," sagte der Kardinal, „wirf alle Furcht von dir, denn wer wie du im Dienste Christi stirbt, dessen Sünden sind ausgelöscht. Glaube und vertraue, dann sei versichert, daß du gerettet bist." Schon atmete der Kastellan nur mehr mit Mühe, und es kostete ihn eine letzte Anstrengung, um diese Worte auszusprechen: „Gobert, bring meiner Herrin mein Lebwohl!" Dann verschied er.

Als Gobert sah, daß sein Herr tot sei, gab er sich seinem heißen Schmerz hin, er rang die Hände und raufte sich unter Weinen und Jammern die Haare. Er rühmte nacheinander die Ehrliebe, den Geist, die Tapferkeit, die Freigebigkeit und alle Eigenschaften, mit denen sein Herr ausgestattet gewesen war und welche einen vollkommenen Ritter aus ihm gemacht hatten. Niedergebeugt vom Schmerz machten sich Gobert und Hideux sodann daran, den letzten Willen des Burggrafen zu erfüllen. Sie öffneten seinen Körper und balsamierten ihn ein, nachdem sie das Herz daraus entnommen hatten. Als sie in Brindisi angekommen waren, wurde die Leiche ans Land gebracht, wo ihr der Kardinal in würdiger Weise die letzten Ehren erwies. Gobert richtete sein Augenmerk nun darauf, Mittel und Wege zu finden, daß er in sein Vaterland zurückkehren könne. Nachdem er die ganze Habe des Ritters unter die Armen verteilt hatte, machte er sich gemeinsam mit Hideux auf den Weg und rastete nicht eher, bis er das Ziel seiner Reise erreicht hatte, wo er sich von seinem Begleiter trennte. Gobert ritt durch Regen und Sonnenschein und war nur mehr drei Meilen vom Schloß Fayel

Digitized by Google

entfernt. Hier machte er einige Tage Halt, um Nachrichten einzuziehen und eine günstige Gelegenheit zur Ausführung seines Auftrags abzuwarten. Er kannte einen wenig begangenen Schleichweg, welchen er öfters heimlich mit seinem Herrn zurückgelegt hatte. Diesen glaubte er in Sicherheit beschreiten zu können, aber er hatte eine verhängnisvolle Begegnung. Der Herr von Fayel stand ihm plötzlich gegenüber, und er konnte ihm auf keine Weise ausweichen. Der Schloßherr erkannte den Knappen sogleich wieder, und der Zorn raubte ihm die Sprache, denn er wußte wohl, daß dieser Knappe als Unterhändler zwischen dem Kastellan und seiner eigenen Gattin zu dienen pflegte. Als er ein wenig ruhiger geworden war, redete er ihn folgendermaßen an: „Nachdem ihr, du und dein Herr, mich entehrt habt, ist es sehr kühn von dir, wieder in dieser Gegend zu erscheinen. Bringst du wieder Briefe oder Aufträge? Bei Gott, du triffst es schlecht, denn du wirst dem Tode nicht entgehen. Mit meinen eigenen Händen will ich dich aufhängen, wenn es auch nur wäre, um deinem Herrn Trotz zu bieten. Du sollst meiner Rache nicht entgehen!" „Gnädiger Herr," antwortete Gobert demütig, „zürnt mir nicht. Wenn der Burggraf Eure Gattin liebte, was kann ich dafür?" Diese Worte beruhigten Fayel ein wenig und er erwiderte: „Gut, woher kommst du, wohin gehst du? Sag mir die Wahrheit oder ich knüpfe dich auf der Stelle an diesen Baum. Wo hast du den Kastellan gelassen? Ist er wieder diesseits des Meeres?" „Ja, Herr, aber er ist tot, und seine Leiche liegt in Brindisi; was mich betrifft, so kehre ich in meine Heimat zurück. Mehr habe ich Euch nicht zu sagen, Herr, nun laßt mich um Gotten willen ohne Schaden ziehen. Was hättet Ihr davon, wenn Ihr mich töten wolltet, würdet Ihr dadurch Eure Schmach rächen?" „Nein, nein, bei Gott! So entgehst du mir nicht! Noch bist du in meiner Gewalt. Entkleide dich ohne Widerrede, ich will wissen, was du bei dir trägst. Wenn du irgend etwas hast, was mich angeht, so werde ich dich auf die Folter spannen lassen, wenn ich aber nichts finde, so kannst du in

Digitized by Google

Frieden ziehen." Diese Worte setzten Gobert in Furcht. „Lieber Herr, ich bitte Euch, erbarmt Euch meiner! Hört mich einen Augenblick an, ich will Euch die ganze Wahrheit gestehen, aber versprecht mir, mein Leben zu schonen." Fayel versprach es ihm, und der Knappe fuhr fort: „Herr, Christus bewahre mich vor Eurem Zorn! Der Kastellan ist während der Überfahrt auf der Rückkehr von Palästina, wo er tödlich verwundet wurde, gestorben, aber vor seinem Tode hat er mir befohlen, seine letzten tausendfachen Grüße seiner Herrin zu überbringen und mit ihnen sein Herz, welches dieses Kästlein birgt. Hier ist es, teurer Herr, bei meiner Seele, ich habe nichts hinzuzufügen, und Ihr wißt nun alles." Der Herr von Fayel ergriff das Kästlein hastig, und in seiner Ungeduld den Inhalt kennenzulernen, ließ er den Deckel aufklappen, ohne sich um Schloß und Schlüssel zu kümmern. Der Anblick des Herzens und der Locken bereitete ihm lebhafte Genugtuung. Er nahm den Brief, las ihn von vorn bis hinten und legte ihn dann wieder in die nämlichen Falten ohne das Siegel jedoch zu verletzen. Dann sagte er zu Gobert: „Du kannst von Glück sagen, Gobert, daß ich dich heute nicht hängen lasse. Geh, verlasse auf der Stelle mein Gebiet und kehre unter keinem Vorwand hierher zurück, denn wenn ich dich jemals wieder hier antreffe, lasse ich dich unverzüglich aufknüpfen." Gobert wandte sich mit grambeschwerter Seele von hinnen, während der Herr von Fayel geradeswegs in sein Schloß zurückkehrte.

Der Schloßherr rief augenblicklich seinen Küchenmeister und befahl ihm, seine ganze Kunst darauf zu verwenden, Hähne und Kapaunen mit einer erlesenen Tunke zuzurichten, da er heute Gäste bewirten wolle. „Aber," fügte er hinzu, „mit der nämlichen Tunke wirst du ein besonderes Gericht aus diesem Herzen bereiten, welches du deiner Herrin und sonst niemandem vorsetzen sollst." „Herr, mit Gottes Hilfe werde ich Euern Befehlen genau nachkommen, dessen seid sicher." Der Koch bereitete sein Mahl auf die allererlesenste Art. Als die Tafel gedeckt war, setzte man sich zu Tisch. Die

Digitized by Google

Diener trugen zunächst eine Fülle von ausgewählten Speisen auf, welche sie allen Gästen darboten, darauf wurde das Herz allein der Herrin von Fayel gereicht, während ein anderes ähnlich aussehendes Gericht um die Tafel herumgegeben wurde, von welchem jeder nach Gefallen nahm. Die Dame lobte die Speise, die man ihr gereicht hatte, und gestand, daß sie niemals etwas ebenso Köstliches gegessen habe. „Warum," setzte sie hinzu, „richtet unser Koch nicht öfters etwas Ähnliches an? Zweifellos ist die Zubereitung dieses Fleisches zu kostspielig." „Frau, wundert Euch nicht über die Güte dieses Fleisches, denn nicht um alles Gold Arabiens könnte man sich seinesgleichen verschaffen." „Und wie nennt man es, lieber Herr? Sagt es mir doch, bitte!" „Frau, erschreckt nicht, die Speise, die Ihr eben genossen habt, war, ich versichere es Euch, das Herz, das Ihr am meisten von allem Irdischen geliebt habt. Es war das des Kastellans von Coucy, welches eigens für Euch bereitet wurde. Es ist Euch allein aufgetragen worden, und wir andern haben alle von einem äußerlich ähnlichen Gericht gegessen. Ihr habt den Burggrafen geliebt, als er noch lebte, ich habe aus diesem Grunde bis zum heutigen Tage Schmach und Qual gelitten, und um mich zu rächen, habe ich Euch seine Herz essen lassen." Die Herrin von Fayel erstarrte vor Schreck, aber sie antwortete verständig: „Nein, Herr, ich kann Euern Worten keinen Glauben schenken, denn seit mehr als zwei Jahren ist der Kastellan außer Landes. Er ist mit aller Ritterschaft übers Meer, um für das Kreuz zu streiten." Fayel wandte sich an seinen Diener: „Bring jenes Kästlein, ich will ihr beweisen, daß ich die Wahrheit sage." Fayel ergriff das silberne Kästlein, öffnete es vor den Augen seiner Frau, zeigte ihr die Haarlocken und las ihr den Brief von Anfang bis zu Ende vor, nachdem er sie dessen Siegel hatte prüfen lassen. „Erkennt Ihr dieses Wappen? Es ist das des Burggrafen von Coucy." Dann gab er ihr den Brief in die Hand und sprach dabei: „Frau, es ist wirklich sein Herz, daß Ihr gegessen habt, daran zweifelt nicht!" „Bei Gott, Herr,

Digitized by Google

dieser Gedanke macht mich schaudern, aber da es sich nun einmal so verhält, so schwöre ich Euch, daß Zeit meines Lebens keine andere Speise mich mehr nähren soll, daß ich nach diesem Stück Fleisch, das mir so teuer war, kein anderes mehr kosten will. Das Leben ist mir nun eine zu schwere Last. Mag mich der Tod von dieser Last befreien!" Nach diesen Worten brach sie ohnmächtig zusammen, und ihr Antlitz fiel auf die Tischplatte, während das Blut in ihren Adern zu Eis erstarrte. Man trug sie hinaus und legte sie auf das Lager, wo sie blaß und entstellt bewegungslos liegen blieb. Als sie ihre Sinne wieder ein wenig gesammelt hatte, stieß sie einen langen Seufzer aus: „Ach, was ist mir doch geschehen! Großer Gott, was ist mit mir geworden? Weh mir, ich habe meinen süßen Freund verloren, der so verständig und so edel war, den treuesten, den zärtlichsten von allen, die da liebten. Und ich, ich habe seine Fahrt gewollt, das verdoppelt meine Qual, das zerreißt mir das Herz! Weh mir, all meinen Trost setzte ich auf seine Rückkehr, mit Sehnsucht habe ich sie erhofft! Was soll mir das Leben noch, da ich nun weiß, daß er von mir genommen ist, jetzt ist in alle Ewigkeit die Freude für mich tot. Ach, in seinem Schmerz hat er mir sein Herz gesendet zum Beweis, daß es ganz mir gehörte. So soll auch das meine denn ihm geweiht sein. Und man soll sehen, daß es ihm gehört, denn mein Leben soll mit dem seinen enden." Von neuem verfiel sie in Schwäche und verblieb lange Weile in wortlosem Schmerz. Als sie wieder zu sich gekommen war, sprach sie noch einige Worte der Trauer um ihren toten Freund, aber bald wurde ihr Schmerz grenzenlos, sie zerfleischte sich, rang ihre Hände, ihre Augen blickten wirr und verkündeten ihr nahes Ende. Sie konnte diese schreckliche Marter nicht länger ertragen, und mit der Bitte, daß Gott ihr verzeihen möge, hauchte sie ihre Seele aus. Ihr Körper blieb starr. Gott wolle sein Erbarmen ihr zuteil werden lassen.

Digitized by Google

17. Aus den Fabeln des Mittelalters

Die Hasen und die Frösche

Es wird erzählt, daß die Hasen einst Rats pflogen und dabei zu dem Entschlusse gelangten, sie wollten ihren Wald verlassen und in ein anderes Land ziehen, dieweil sie in unaufhörlicher Sorge lebten. Hunde und Menschen nämlich hielten sie in Furcht, und dieser Zustand schien ihnen nicht mehr erträglich. Ein alter weiser Hase meinte zwar, es sei töricht, die Heimat, in der sie von Kindesbeinen an gelebt, und die Freundschaft im Stiche zu lassen, aber das andere Volk wollte ihm keinen Glauben schenken, und so machten sich denn allesamt auf den Weg.

Es geschah aber, daß sie an einen Teich gelangten, an dessen schlammigten Ufern sich eine Froschversammlung niedergelassen hatte. Als die Frösche die Hasenschar nahen sahen, erschraken sie dergestalt, daß sie alle mit einem Plumpser ins Wasser sprangen. Dieses bemerkte der alte weise Hase, er rief seine Gefährten zusammen und sprach: „Da schaut her, ihr Herren! Erst durch die Frösche, die Furcht vor uns haben, müssen wir innewerden, daß wir eine große Torheit begehen, wenn wir unsern heimatlichen Wald verlassen, um anderswo größere Sicherheit zu suchen. Nie im Leben werden wir ein Land finden, wo wir nichts zu fürchten brauchen. Kehren wir also um, wir werden gut daran tun." Und alsbald machten die Hasen kehrt und wanderten in ihr Land zurück. Diese Fabel möge die, so ihre Heimat verlassen wollen, lehren, daß sie nirgends eine Gegend finden werden, wo es keine Sorge und keine Mühe gibt.

Der Bauer und der Kobold

Einstmals, so erzählt man, fing ein Bauer einen Kobold und hielt ihn längere Zeit gefangen. Dieser gab ihm drei Wünsche frei, wenn er ihn loslassen würde, denn er wollte von den Menschen nicht erblickt werden. Der Bauer war einverstanden damit und gab seinem

Digitized by Google

Weibe, als er heimgekehrt war, zweier Wünsche Gewalt, während er den dritten für sich behielt, doch schenkten sie beide der Sache wenig Beachtung.

Längere Zeit war schon verstrichen, ohne daß sie einen Wunsch geäußert hätten, da geschah es eines Tages, daß sie beim Mittagsmahl das Rückgrat eines Schafes benagten, aus welchem das Mark hervorlugte. Die Frau hätte das Mark gar zu gern gegessen, aber mit den Händen konnte sie es nicht erreichen. Sie wünschte sich also, daß der Bauer einen Schnabel bekäme wie ein Wiedehopf, und kaum war der Wunsch ausgesprochen, so war er auch schon erfüllt. Der erstaunte Bauer hatte nichts Eiligeres zu tun, als sich seinen Schnabel wieder wegzuwünschen, und auf diese Weise hatten sie schon zwei der Wünsche vergeudet, ohne den geringsten Nutzen davon zu haben. So geht es, wenn die Dummen sich zu sehr auf die Worte der Schlauen verlassen, die sie doch nur zum Narren halten und betrügen wollen.

Der Wolf und das Zicklein

Eine Ziege wollte einst auf die Weide gehen und rief zuvor ihr Zicklein zu sich. Sie verbot ihm ernstlich, unter Todesstrafe kein Tier hineinzulassen, bis sie zurückkäme möge es auch noch so sehr bitten und betteln. Dann ging sie fort. Der Wolf aber hatte sie im Walde verschwinden sehen, er begab sich sogleich zum Zicklein und hieß es die Türe öffnen; dabei verstellte er seine Stimme, als ob er die Ziege wäre. Das Zicklein hörte zwar die Stimme der Mutter, aber es sah, daß der Klopfende ihre Gestalt nicht habe und entgegnete: „Mach dich fort, Spitzbube! Wohl weiß ich, daß du nicht meine Mutter bist!“ Hätte das Zicklein den Wolf in sein Haus aufgenommen, so würde er es mit Haut und Haaren verschlungen haben. Man soll also keinem Lügner glauben und nicht auf schlechten Rat hören.

Digitized by Google

18. Mittelalterliche Schwänke

Die Geschichte von den Rebhühnern

Heute will ich euch einmal an Stelle einer Fabel eine wahre Geschichte erzählen. Sie handelt von einem Bauern, der hinter seiner Hecke zufällig zwei Rebhühner fing. Er gab sich alle Mühe, sie herzurichten, seine Frau mußte sie aufs Feuer setzen und am Bratspieße drehen, während er selbst zum Pfarrer eilte, ihn einzuladen. Dabei blieb er so lange aus, daß die Rebhühner inzwischen gar wurden. Die Frau legte den Bratspieß zur Seite und schnitt sich ein kleines Stücklein von der knusprigen Haut des Vogels ab, denn sie naschte gar zu gern. Nachdem sie einmal gekostet hatte, gedachte sie, sich gütlich zu tun, sie machte sich über das eine Huhn her und verzehrte seine beiden Flügel. Dann ging sie mitten auf die Straße, um zu sehen, ob ihr Mann noch nicht käme. Da sie ihn noch nicht erblickte, ging sie wieder in die Küche und bedachte bei sich, daß man den flügellosen Rest niemandem mehr vorsetzen könne, und es sei gescheiter, wenn sie ihn auch noch frühstückte. Nun kamen ihr freilich Bedenken, was sie sagen sollte, wenn man sie nach dem Verbleib des Rebhuhnes fragen würde, doch sie fand bald eine Ausrede: sie würde sagen, als sie den Braten vom Feuer genommen hätte, sei die Katze gekommen, hätte ihn ihr aus der Hand gerissen und mir nichts dir nichts davon geschleppt. Nachdem sie sich so überlegt hatte, wie sie am besten sich herausreden könnte, trat sie wieder auf die Straße und spähte nach ihrem Gatten. Sie sah ihn noch nicht kommen, wohl aber begann ihr der Mund gewaltig nach dem zweiten, noch übrigen Huhn zu wässern. Sie glaubte, sie müsse närrisch werden, wenn sie nicht ein ganz, ganz kleines Stücklein davon bekommen hätte. Also schnitt sie dem Tier, ritsch ratsch, den Hals ab, verzehrte ihn aus lauter Naschgelüste und schleckte sich hernach alle zehn Finger ab. „Ich Armste," sagte sie, „was soll ich tun? Was werde ich sagen, wenn alles

Digitized by Google

futsch ist? Aber wie kann ich mich halten, wenn mich so sehr danach verlangt? Mir ist es Wurst, ich esse alles!"

Der Bauer blieb so lange aus, bis die Frau satt war, dann kam er heim und rief in grobem Tone: „Heda! Sind die Hühner gar?" — „Ach Herr," entgegnete die Frau, „wir sind übel daran, denn die Katze hat sie gefressen." Da sprang der Bauer über die Schwelle, stürzte wie ein Toller auf sie los und hätte ihr die Augen ausgekratzt, wenn sie nicht eingelenkt hätte: „Es ist ja nur Scherz, es ist ja nur Scherz! Verschwinde, Satanas! Sie sind zugedeckt, damit sie warm bleiben." — „Beim heiligen Knickerich!" schwur der Gatte, „ich hätte dir sonst auch ein anderes Lied aufgepfiffen. Nun aber geschwind meinen guten Maserholzkrug und das beste weiße Tischtuch her, wir wollen in der Weinlaube auf der kleinen Wiese drunten decken." — „Aber zuvor nehmt Euer Messer da, welches das Schärfen sehr nötig hat, und gebt ihm ein wenig Schneide an jenem Stein draußen im Hof!" Der Bauer ging hinaus, das bloße Messer in der Hand. In diesem Augenblicke trat der Kaplan ein, welcher mitessen wollte. Er eilte auf die Frau zu und umarmte sie zärtlich, doch diese machte sich los und rief: „Flieht, Herr, flieht: es geht Euch an den Kragen. Mein Mann ist gerade hinausgegangen, um sein großes Messer zu schärfen. Er hat gesagt, er wolle Euch die Hoden abschneiden, wenn er Euch erwischen würde." — „Um Gottes willen," erwiderte der Priester, „was redest du da? Wir wollen zwei Rebhühner essen, die dein Gatte heute früh gefangen hat." — „Beim heiligen Martin," entgegnete die Frau, „hier ist kein Rebhuhn und kein sonstiger Vogel im Hause. Ich wäre ja froh, wenn Ihr uns die Ehre geben wolltet, aber mir grauft vor dem, was Euch droht. Da schaut nur hinaus, wie er sein Messer schleift." — „Ich sehe es," stammelte der Priester schreckensbleich, „bei meiner Kappe, ich glaube gar, du redest die Wahrheit." Und, hast du nicht gesehen, war er draußen. Die Falsche aber schrie nach ihrem Mann: „He, Herr Gombaut, he, kommt her!" — „Was hast du, zum Teufel?" fragte dieser. „Was ich

Digitized by Google

habe? Gleich sollt Ihr es erfahren. Wenn Ihr Euch nicht gehörig auf die Socken macht, so werdet Ihr einen Verlust zu beklagen haben, denn bei der Treue, die ich Euch schulde: der Pfarrer ist mit den Rebhühnern davon!" Wütend lief der Biedere, das Messer noch in der Hand, dem Kaplane nach. „So sollt Ihr nicht davonkommen!" rief er, als er ihn erblickte und fügte schnaufend hinzu: „Ganz warm tragt Ihr mir sie davon, aber Ihr sollt sie hier lassen. So wartet doch! Ihr wäret ein schlechter Gast, wenn Ihr sie allein genießen wolltet!" Der Pfarrer blickte sich um und sah den nacheilenden Bauern mit dem Messer in der Faust, und er glaubte, es wäre sein Tod, wenn er säumen würde. Er machte sich also eilends davon, und der Bauer lief ihm nach, um seine Hühner wiederzubekommen. Aber schon war der Pfarrer zu Hause und sperrte mit Ungestüm die Türe zu. Der Bauer kehrte zu seiner Frau zurück und fragte sie: „Nun sage mir, wie du die Rebhühner losgeworden bist?" — „Gott helfe mir," sagte sie, „kaum hatte mich der Pfarrer gesehen, so fragte er mich, ob ich ihm die Liebe antun wolle, ihm die Vögel zu zeigen, denn er möchte sie gar zu gerne sehen. Ich führte ihn also dahin, wo ich sie versteckt hatte. Sogleich streckte er die Hände aus, packte sie und entwischte, aber ich konnte ihn nicht verfolgen, denn ich mußte doch erst dich benachrichtigen." — „Es ist möglich, daß du die Wahrheit sagst," antwortete der Bauer, „aber lassen wir die Sache auf sich beruhen!" So wurde der Pfarrer ebenso wie Gombaut, der die Rebhühner fing, betrogen. Diese Geschichte zeigt wieder einmal, daß die Frau zum Betrügen geschaffen ist. Sie macht Wahrheit zur Lüge und Lüge zur Wahrheit.

Von der Braunen, der Kuh des Pfarrers

Einst ging an einem Feste unserer lieben Frau, wie man erzählt, ein Bauer mit seinem Weibe in die Kirche, um zu beten. Ehe die Messe begann, stieg der Pfarrer auf die Kanzel und predigte; er sagte, daß der, welcher aus Liebe zu Gott etwas hingäbe, seinen Lohn er-

Digitized by Google

halten würde, denn Gott würde das, was er aus gutem Herzen hingegeben habe, doppelt zurückzahlen. „Höre, liebe Schwester," sagte der Bauer nach der Kirche zu seinem Weibe, „der Pfarrer hat gesagt: wer aus Liebe zu Gott gibt, dem wird Gott seine Gabe vervielfältigen. Wir können unsere Kuh nicht besser anbringen, als wenn wir sie aus Liebe zu Gott dem Pfarrer schenken. Übrigens gibt sie auch wenig Milch." — „Herr," sagte die Bäuerin, „ich bin wohl einverstanden, daß er sie bekommt und aus dem gleichen Grunde." Dann gingen sie heim, ohne weitere Worte über die Angelegenheit zu verlieren. Der Bauer ging in den Stall, nahm seine Kuh beim Strick und führte sie zum Pfarrer. „Lieber Herr," sagte er mit gefalteten Händen, „aus Liebe zu Gott gebe ich Euch meine Bläß!" Er gab dem Pfarrer den Strick in die Hand und versicherte ihm, daß die Kuh seine ganze Habe sei. „Freund," entgegnete der Pfarrer, „du gibst denen eine gute Lehre, die stets ihre Hände ausstrecken nach neuem Gewinn. Geh heim, du hast ein gutes Werk getan. Möchten doch alle meine Schäflein so verständig sein wie du, dann hätte ich bald den ganzen Stall voll Vieh." Der Bauer verabschiedete sich vom Pfarrer, und dieser befahl, man solle die Bläß mit seiner Braunen zusammenbinden, um sie zu gewöhnen. Der Knecht führte die Bläß in den Garten, wo er die Pfarrerskuh vorfand; er koppelte beide zusammen und kehrte wieder um. Die Kuh des Priesters beugte den Kopf herab, denn sie wollte grasen, aber die Bläß wollte das nicht leiden, sondern zerrte so fest am Strick, daß sie die andere aus dem Garten herauszog. Sie führte sie so lange durch Höfe, Wiesen und Felder, bis sie mitsamt der Pfarrerskuh, die sie mit Mühe mitschleppte, in ihren Stall zurückkam. Der Bauer schaute zum Fenster heraus und erblickte sie: „Ha!" sagte er, und sein Herz pochte vor Freude, „Gott gibt freilich doppelt zurück, was man aus Liebe zu ihm hingibt. Sieh, liebe Schwester, da kommt unsere Bläß zurück und zieht eine große Braune mit: nun haben wir zwei Kühe für eine!"

Digitized by Google

Berengar

Einst lebte in der Lombardei ein Ritter, der die beste Frau des Landes zur Gattin hatte. Er selber aber war dumm, feige und großmäulig. Wenn er gut gegessen hatte, gab es keinen besseren Ritter als ihn, der nur zum Zeitvertreib drei bis vier Gegner mit dem Munde niedermetzelte. Alltäglich, wenn es Abend wurde, ließ er sich prächtig wappnen; dann bestieg er sein Schlachtroß und ritt ganz allein in den Wald. Sobald er dort angekommen war, machte er halt und schaute sich um, ob niemand ihn belausche. Dann hängte er seinen Schild an einen Baum und versetzte ihm mit dem bloßen Schwert gewaltige Schläge, so daß die Stücke davonflogen. Hierauf trat er den Heimweg an, den Schild um den Hals gehängt und die Lanze gesenkt, als habe er wirklich ritterliche Taten vollbracht. So kam er heim und erzählte dem staunenden Volke, er habe mit Mut und Kraft zwei Ritter getötet und sich tapfer geschlagen. Eines Tages hatte ihm sein Weib einen funkelnagelneuen Schild und eine breite, lange, neue Lanze geschenkt. Wieder ritt er damit in den Wald und hieb mit solcher Wucht auf den armen Schild, daß man hätte glauben können, an dreißig Ritter kämpften miteinander. Damit man ihm um so eher Glauben schenke, zerbrach er seine Lanze und brachte nur ein Trumm mit heim. Seine Frau verwunderte sich sehr, daß er so bald zurückgekommen sei, und doch war sein Schild zerhauen, als käme er von einem Tournier. „Herr," sagte sie, „Euer Schild beweist, wo Ihr gewesen seid!" „Frau, ich traf sieben stolze und tapfere Ritter, die mich bekämpfen wollten. Vier von ihnen habe ich so verwundet, daß sie das Aufstehen vergaßen, und die drei andern sind aus Furcht geflohen." Der Dame kam dies nicht ganz geheuer vor, und sie beschloß, sich das nächste Mal mit eigenen Augen von den Heldentaten ihres Mannes zu überzeugen. Am nächsten Tage, als der Ritter zurückkam, legte er ihr seine Arme um den Hals und sprach: „Frau, bei St. Omer, Ihr müßt Euch

Digitized by Google

glücklich preisen, da ihr den besten Ritter von hier bis zur Normandie zum Gatten habt." „Herr, ich liebe Euch, aber noch mehr würde ich Euch lieben, wenn ich wüßte, daß Ihr mir die Wahrheit sagt." „Frau, daran zweifelt nicht! Ich bin noch tüchtiger als ich mich preise, und habe mehr Mut und Kraft, als ich Euch sage." Der Ritter umarmte und küßte die Dame, dann gingen sie zum Essen und, als sie gesättigt waren, ins Bett. Als die Sonne schon hoch am Himmel stand, erhob sich der Ritter, legte Kleider und Schuhe an und forderte seine Waffen. Nachdem er seine Rüstung angelegt hatte, sprach er: „Fahr wohl, mein teures Lieb! Ich gehe, Aventiure in jenem Wald zu suchen. Wisset, wenn ich einen Mann treffe, der es wagt, mit mir zu tjostieren, so wird er mir nicht entgehen: er muß tot oder gefangen sein." „Herr," entgegnete die Dame, „bleibt dieser edlen Worte eingedenk!" Darauf bestieg der Ritter sein Schlachtroß und ritt in den Wald.

Die Dame aber nahm sich vor, ihm nachzugehen um zu erspähen, wie es mit seinem Mut und seiner Ritterschaft bestellt sei. Sie kleidete sich wie ein Ritter; den Harnisch auf der Brust, das Schwert gezogen und den Helm auf dem Kopf, so stieg sie zu Pferd. Solange ritt sie, bis sie in den Wald kam, wo sie alsbald ihren Gatten bemerkte, der gerade dabei war, seinen Schild zu zerfetzen, womit er einen solchen Lärm verursachte, daß der ganze Wald davon widerhallte. Als die Dame seiner ansichtig wurde, rief sie ihn schon von weitem an: „Vasall, was suchst du in meinem Walde? Und was rächst du dich an deinem Schild, der dir nichts Böses getan hat? Dieser arme Schild kann sich nicht verantworten, so will ich seine Verteidigung übernehmen. Ihr müßt Euch unverzüglich mit mir schlagen, anders entkommt Ihr mir nicht!" Der Ritter erschrak wie noch nie; sogleich hielt er im Schlagen inne und betrachtete sich den, der ihm drohte. Vor Angst entfiel das Schwert seiner Hand. Die Dame wandte sich gegen ihn und hieb ihn mit der flachen Klinge auf den Helm, daß alles klapperte. Als der Ritter den Schlag fühlte,

Digitized by Google

glaubte er, er müsse sterben und stand schreckensstarr, so daß ihm ein kleines Kind die Augen hätte aus dem Kopf reißen können, ohne daß er sich gewehrt hätte. „Flink, Vasall!" feuerte ihn die Dame an, „kämpft mit mir!" Der Ritter bettelte um Gnade: „Gnädiger Herr, ich schwöre Euch bei allen Heiligen, daß ich nie wieder diesen Wald betreten werde noch auch meinem Schild je wieder ein Leid antue. Laßt mich nur auf mein Pferd steigen und davonreiten." „Ihr müßt andere Saiten aufziehen," erwiderte sie, „wenn Ihr mir entkommen wollt. Es gibt nur ein Mittel, wie Ihr dem sicheren Tode entgehen könnt: Ihr müßt meinen Hintern küssen. Eine andere Rettung gibt es für Euch nicht." „Gnädiger Herr, ich werde Euer Gebot vollziehen. Steigt vom Roß herunter!" Die Dame stieg ab, trat zu ihm und hob ihre Röcke auf. Der Ritter erstaunte, denn nie in seinem Leben hatte er bei einem männlichen Wesen einen so seltsam geformten Hintern gesehen. Trotzdem kniete er unverzüglich nieder und küßte den ihm vorgehaltenen Körperteil. Darauf fragte er den Fremden nach Name und Heimat. „Vasall, was habt Ihr danach zu fragen? Ich komme aus fernen Landen und habe hier keine Sippe. Man nennt mich Berengar au long cul, und mein Wahlspruch ist: Schmach allen Feiglingen!" Nach diesen Worten bestieg die Dame wieder ihr Roß und ritt heim. Sogleich ließ sie ihren Liebhaber kommen, empfing ihn zärtlich und legte sich mit ihm ins Bett wo sie sich gütlich taten. Kurz darauf kam der Ritter zurück und sprach: „Ich habe die Welt von denen gesäubert, die meine Widersacher waren. Sie liegen zerschmettert am Boden." Nun betritt er das Schlafgemach und findet seine Gattin, die ihn nicht einmal einer Antwort würdigt, in den Armen ihres Liebhabers. Er wurde zornig und drohte: „Frau, ich werde Euch töten, weil Ihr bei einem fremden Manne liegt." Sie aber antwortete: „Schweig, Schlappschwanz, und hüte dich, je davon zu reden; denn wenn du den Mund noch einmal auftust, so gehe ich morgen früh zu Herrn Berengar au long cul, der sich zweifellos meiner annehmen wird." Als der

Digitized by Google

Ritter dies hörte, wunderte er sich so sehr, wie er sich noch nie in seinem Leben gewundert hatte. Er merkte, daß die Dame alles wußte, was ihm zugestoßen war, und ließ sie in Zukunft gewähren.

Constant du Hamel

Herr Constant von Hamel hatte eine Frau namens Isabeau, die Beste, Schönste und Klügste im ganzen Lande. Der Pfarrer des Ortes ließ es sich angelegen sein, um ihre Gunst zu werben, oft sprach er mit ihr und bat sie um ihre Liebe; er sagte, wenn sie seine Liebste werden wolle, so würde er ihr Gold und Edelsteine geben. Aber die Dame blieb seinen Werbungen gegenüber taub: „Herr, ich habe sagen hören, daß Pfaffenhuren Gottes Liebe verlieren." Der Pfarrer ließ nicht ab und bot ihr zwanzig Pfund Silber, wenn sie ihm zu Willen sein wolle, aber es nützte ihm alles nichts. Traurig machte er sich von dannen, denn Amors Pfeil hatte ihn tief ins Herz getroffen.

Nun hört vom Profoß der Stadt, der die Gefängnisse unter sich hatte. Auch dieser versuchte die Frau und sprach: „Ha, Herrin, es kränkt mich, daß dieser Flegel Euch in seiner Hut hat. Wenn ich an Eurer Stelle wäre, das höllische Feuer sollte mich brennen, wenn ich ihm nicht Hörner aufsetzen würde. Seht, wie grob und ungeschlacht er ist: er rasiert sich nicht, schert sich nicht und wäscht sich nicht. Nehmt mich zu Eurem Freund! Ich gebe Euch zehn Pfund Silber, wenn Ihr mir gefällig sein wollt!" „Herr," erwiderte die Frau, „das darf nicht sein. Behaltet Euer Geld, Herr Constant ist Manns genug, mich zu ernähren. Ich würde übel tun, wenn ich ihm um Geld und Gut untreu werden wollte." Niedergeschlagen über seinen Mißerfolg kehrte der Profoß heim und gedachte ihres schlanken Leibes, ihres lieblichen Antlitzes, ihrer blauen Augen und ihres kleinen Mündleins.

Andern Tags ging die Frau in die Messe. Auf dem Heimwege begegnete ihr der Förster, der den Wald des gnädigen Herrn verwaltete, er war ein schöner, wohlgebauter Mann

Digitized by Google

und trug Bogen und Schwert. Er grüßte die Dame und sie erwiderte höflich seinen Gruß. Darauf zog er einen Goldring vom Finger und sprach: „Herrin, nehmt diesen Ring und gebt mir Urlaub, Eure roten Lippen zu küssen, deren Süßigkeit mein Herz berauscht.“ „Herr,“ erwiderte sie, „behaltet Euren Ring! Ich will Euch nichts gestatten, was meinem Mann mißfallen könnte. Übrigens beklagt sich Eure Frau, daß sie nichts als Ärger mit Euch hätte.“ Mit diesen Worten ließ sie ihn stehen und er ging glühend wie ein Kohlenfeuer davon. Hätte man ihm den Kopf mit einem Küchenmesser ohne Wasser rasiert und ihm die Haare einzeln ausgerissen, ihm wäre nicht ärger geschehen als jetzt.

Eines Tages ereignete es sich, daß der Förster, der Pfarrer und der Profoß zusammen zum Trinken gingen. Als sie vom Trinken warm geworden waren, sagte der Profoß zum Pfarrer: „Herr, was dünkt Euch um Frau Isabeau? Man könnte ihretwegen ein Jahr lang fasten!“ „Wir sind unter uns,“ fiel der Förster ein, „wer ihren Mund küssen dürfte, für den hätte der Tod keine Schrecken mehr!“ Der Pfarrer erwiderte: „Was fasten, sterben? Ihr seid nicht bei Sinnen! Das braucht es nicht, um eine solche Frau zu umgarnen. Wer sie lieben will, muß es anders anstellen, mag sie doch niemanden erhören. Man muß sie aus ihrem Haus treiben, sie arm und elend machen, dann wird sie schon zahm werden. Sind wir drei nicht mächtig genug, um Herrn Constant klein zu kriegen? Ihr müßt ihn von der einen Seite zwicken und ich zwicke ihn von der andern. Wenn wir drei zusammenhalten, so müssen wir Erfolg haben.“ Mit diesen Worten waren alle einverstanden und sie gingen seelenvergnügt auseinander.

Es kam der Sonntag und der Pfarrer predigte: „Alle die ihr in diesem Gotteshause seid, um Gott dem Herrn zu dienen, Männer und Frauen, hört! Seht da, Herrn Constant von Hamel, der mit Frau Isabeau vermählt ist. Er hat seine Base geheiratet und man hat dem Erzbischof darüber berichtet. Dieser hat mich beauftragt, ihn morgen von seiner

Digitized by Google

Frau zu scheiden, und übermorgen müssen sie die Gemeinde verlassen, denn das Gesetz duldet sie hier nicht länger. Herr Constant, verlaßt sogleich die Kirche, denn ich kann keine Messe lesen, solange Ihr das Gotteshaus durch Eure sündige Gegenwart entweiht." Herr Constant verließ blaß vor Zorn und Scham den Dom und begab sich in die Wohnung des Pfarrers. „Um Gottes willen, lieber Herr," redete er den Pfarrer an, als dieser aus der Kirche kam, „gebt meine Habe der Kirche und laßt mich in Frieden leben!" „Wieviel willst du geben?" „Herr, ich biete Euch sieben Pfund!" „Wann?" „Am Mittwoch!" „Dann eile dich, sie zu bezahlen! Du mußt schon gewaltiges Glück haben, wenn du so davonkommst."

Herr Constant kehrte heim und legte die Arme um den Hals seiner Frau: „Frau," sagte er, „ich bin schlecht daran. Wenn wir zusammenbleiben wollen, muß ich dem Pfarrer sieben Pfund Silber geben, sonst treibt er uns aus der Gemeinde. Woher soll ich das Geld nehmen?" „Sorg dich um nichts, Lieber," entgegnete die Frau, „ich werde ihn bezahlen. Ich weiß wohl, was das bedeutet, aber kümmere dich nicht, sondern laß uns zum Essen gehen!"

Kaum waren sie mit dem Essen fertig, so erschien ein Bote des Profossen: „Erhebt Euch schnell, Herr Constant," sagte er, „und folgt mir vor Gericht!" Herr Constant ging also zum Profoß, und dieser schnaubte ihn an, noch ehe er ihn begrüßt hatte: „Schurke, der Galgen ist für dich zu niedrig!" Dann wandte er sich an seinen Schreiber: „Geh und sag dem gnädigen Herrn, daß wir den Dieb erwischt haben, der seinen Weizen gestohlen hat." Herr Constant versicherte seine Unschuld, aber da kam er schön an: „Das sind Ausflüchte", grollte der Profoß, „man hat deine Spur bis zum Tor deines Gehöftes verfolgt." „Herr, irgend jemand muß mich verleumdet haben. Nehmt von meiner Habe, was Ihr wollt, und erspart mir die Schande!" „Was würdest du dem gnädigen Herrn geben, wenn ich dich laufen ließe?" „Herr, ich will ihm zwanzig Pfund Silber geben." „Gut, geh nach Hause, ich will für dich eintreten."

Digitized by Google

Während er noch auf dem Heimwege begriffen war, stürzte ihm sein Verwalter Robert entgegen. „Was hast du? Was läufst du so?" fragte ihn sein Herr. „Herr, uns ist Unglück widerfahren! Der Förster treibt Eure Ochsen fort, er sagt, Ihr hättet ihm vorige Woche nächtlicherweile drei Eichen aus dem Wald gestohlen." „Gott!" seufzte Herr Constant, „heute habe ich einen schlechten Tag!" Dann warf er seinen Mantel ab und lief hinter dem Förster her: „Mein Gott, lieber Herr, hört mich!" „Ha, Schuft, hüte dich, mir näher zu kommen! Glaubst du, mich mit einem Käse und fünf Eiern zu besänftigen? Es soll dir teuer zu stehen kommen, das Holz, das du mir um Mitternacht entwendet hast!" „Herr," rief Herr Constant in Wut, „Ihr lügt! Hätte ich nur eine Waffe, ich wollte Euch zu Brei zerschlagen!" „Was, Rüpel, drohst du mir noch? Warte, das soll dir schlecht bekommen!" „Herr," verlegte sich der Arme nun aufs Bitten, „habt Mitleid mit mir! Ihr hättet keinen Nutzen davon, wenn Ihr mich vor Gericht schleppen wolltet! Hört! Ich habe hundert Groschen in meiner Kammer, nehmt sie und gebt mir meine Ochsen wieder!" „Wann kann ich sie haben?" „Am Donnerstag!" „Gewiß?" „Ich versichere Euch!" „Gut, ich will mich damit zufrieden geben. Du kannst dein Vieh wieder heimtreiben." Herr Constant kam schwankend nach Hause und sagte nicht papp und nicht happ, sondern ließ sich stumm auf ein Bett fallen. „Herr, was ist Euch geschehen?" fragte Frau Isabeau. „Frau, seit ich geboren bin, ist es mir nicht so schlecht ergangen wie heute." Dann erzählte er seiner Frau sein Mißgeschick und wie er sich mit Geldversprechungen losgekauft habe. „Ich habe wohl Grund, bekümmert zu sein," schloß er, „denn woher soll ich das Geld nehmen? Ich muß mein Korn verkaufen, von dem wir den Winter über leben wollten." „Herr, grämt Euch nicht," sagte die kluge Frau, „Ihr braucht Euer Korn nicht zu verkaufen. Ich werde Euch aus der Schlinge herausziehen und die anderen darin fangen." So mühte sie sich, ihn zu trösten und dann setzten sie sich zum Abendessen.

Am anderen Morgen ging Herr Constant auf seinen Acker,

Digitized by Google

seine Frau aber rief ihrer Magd: „Galestrot, bereite mir ein Bad!“ Und als das Bad geheizt war, sprach sie weiter: „Galestrot, geh zum Herrn Pfarrer, der mich so umwirbt, und sag ihm, daß ich bereit bin, ihm zu dienen, wenn er mir sein Versprechen hält, das heißt, wenn er die zehn Pfund und die versprochenen Kleinodien mitbringt.“ Nie ist eine Kuh, die eine Fliege sticht, so schnell gelaufen, wie Galestrot zum Pfarrer lief: „Herr, so lange habe ich gearbeitet, bis ich meine Herrin herumgekriegt habe. Herr, es ist mir gelungen, meine Herrin zu verleiten, daß sie Euch gefällig sein will, nun erweist auch Ihr Euch freigebig und edel. In Monaten wäret Ihr nicht soweit gekommen, wenn ich nicht mich ins Mittel gelegt hätte.“ Der Pfarrer nahm die Magd lachend in seine Arme: „Galestrot, da sind zwanzig Groschen für einen Morgenrock! Ist der Bauer daheim?“ „Nein, der Feigling ist fort!“ Dann schob sie die zwanzig Groschen in ihren Busen und verließ den Kaplan. Dieser lief nach seinem Geld, steckte Hunderte und Tausende von Mark zu sich und füllte einen ganzen Beutel mit Edelsteinen und Kleinodien, so daß er auf dem Wege unter der Last keuchend mehrfach stehenbleiben mußte. Frau Isabeau ging dem Pfarrer entgegen und befahl ihrer Magd: „Geh und zieh dem Herrn Pfarrer die Schuhe aus; er soll zuerst baden, dann werde auch ich in den Zuber steigen und wir werden unsere Lust miteinander haben.“ „Frau,“ sagte der Pfarrer, „ich wage Euch nichts abzuschlagen.“ Ihr erstes war, daß sie ihm den Beutel abnahm und unters Bett warf, ohne sich die Mühe zu nehmen, den Inhalt zu zählen. As der Pfarrer im Bade saß, packte sie sein Gewand mitsamt dem Geld zusammen und warf es geschwind in ihre Kammer, wo es Galestrot in Sicherheit brachte. Hierauf sagte sie zu ihrer Magd: „Geh und hole mir den Profossen! Sage ihm, daß er mir schnell das bringen soll, was er versprochen hat.“

Die Magd eilte mit fliegenden Pantoffeln zum Profoß, begrüßte ihn ehrfurchtsvoll und sagte ganz ungeniert: „Herr Profoß, Euer Reichtum nützt mir nicht viel, obwohl ich mit

Digitized by Google

Euch verwandt bin. Aber trotzdem habe ich Euch einen Gefallen erwiesen, für den ich wohl ein kleines Trinkgeld verdient habe. Ich bin meiner Herrin so lange angelegen, bis sie sich bereit erklärt hat, Euch zu Willen zu sein. Aber eilt Euch und vergeßt vor allem nicht das, was Ihr letzthin versprochen habt. Meine Herrin ist in großer Geldverlegenheit, aber sie wird Euch Euer Darlehen mit Zinsen zurückzahlen." Als der Profoß hörte, daß die Sache für ihn gut stand, erwiderte er: „Galestrot, liebe Freundin, ich werde nie vergessen, daß du mir so gut gedient hast! Hier sind zwanzig Groschen zu einem Mantel!" Er warf ihr das Geld in den Schoß und folgte ihr auf dem Fuße an die Tür Frau Isabeaus. „Mein Gott, es klopft!" rief diese, „das ist entsetzlich! Da kommt mein Mann!" „Frau, um des Erlösers willen," zeterte der Pfarrer, „was soll ich tun? Euer Gatte ist von roher Gemütsart und ohnehin schlecht auf mich zu sprechen." „Herr," entgegnete sie, „fürchtet nichts! Versteckt Euch in jener Tonne, die nichts als weiche Federn enthält!" Der Priester sprang hurtig, nackt wie er war, in die ungeheure Tonne und schlug den Deckel hinter sich zu. Darauf trat der Profoß ein und wollte Frau Isabeau küssen. „Herr," wehrte sie ihn, „wir könnten beobachtet werden. Die Scham macht mich feige, aber bald wird mir die Liebe Mut geben." „Frau," sagte er, „ich habe alles Geld, das ich zusammenraffen konnte, mitgebracht!" Sie nahm ihm die gefüllte Geldkatze ab und ließ sie in ihre Kammer verschwinden. Darauf hieß sie den Profossen in den Badezuber treten, nahm ihm seine Kleider weg und sprach zur Magd: „Geh und hole mir den Förster! Sage ihm, was du willst; vor allem aber soll er den Ring mitbringen, den er mir neulich anbot."

Als die Magd den Förster gewahrte, sagte sie mit sanfter Stimme: „Kommt und tröstet meine Herrin! Sie quält sich, weil sie Euch das vorige Mal abwies, denn ich habe sie so lange bearbeitet, bis sie für Euch erglüht ist. Vergeßt übrigens nicht, den bewußten Ring mitzubringen; meine Herrin wird sich dafür erkenntlich zeigen." Der Förster machte vor Freude

Digitized by Google

einen Luftsprung: „Galestrot, das hast du gut gemacht! Hier sind zehn Groschen für einen Schleier!“ Als der Förster an die Türe klopfte, rief Frau Isabeau: „Mein Gott, es klopft! Es überläuft mich kalt! Da kommt mein Mann!“ Der Profoß erschrak, denn er fürchtete Herrn Constant außerordentlich. „Fürchtet nichts,“ sagte die Frau, „verbergt Euch dort, bis mein Mann wieder fort ist!“ Sie öffnete die Tonne, der Förster sprang mit geschlossenen Füßen hinein und hätte dabei beinahe den Pfarrer umgebracht. „Gott,“ rief dieser, „kommen die Teufel heruntergefahren?“ „Ach,“ sagte der Profoß, „ich bin betrogen.“ „Betrogen, bei den Angsten Christi? Wer bist du?“ „Und du?“ „Der Pfarrer! Heute sind alle Teufel losgelassen, mich zu quälen. Wer bist denn du?“ „Der unselige Profoß!“ „Der Profoß? Dann ist mir wieder besser!“ Sie erzählten nun einander ihr Abenteuer, während der Förster heiteren Gemütes in die Stube trat. Die Frau schmiegte sich an ihn und schmeichelte ihm so lange, bis er ihr den Ring gab, dann ließ sie ihn ins Bad steigen. Als die Kleider des Försters in Sicherheit gebracht waren, mußte die Magd Herrn Constant holen, der sogleich in das Gehöft trat. „Weh mir! Ich bin verloren! Da kommt mein Mann!“ Geschwind nahm sie den Deckel von der Tonne und ließ den Förster hineinspringen. Er traf den Pfarrer auf der Brust und bog dem Profossen das Rückgrat krumm, aber keiner wagte sich zu mucksen. Herr Constant trat ein, eine gewaltige Art in der Hand schwingend. Seine Frau nahm ihn beiseite und erzählte ihm die ganze Geschichte. Der Bauer packte die Art fester und trat mit zornfunkelnden Augen an die Tonne: „Beim Teufel,“ fluchte er, „was ist das? Wer hat Federn in meine Tonne gefüllt, in der ich mein Korn aufbewahren wollte? Der Teufel soll mich holen, wenn ich sie nicht verbrenne!“ Er nahm ein brennendes Scheit und steckte es durch das Spundloch in die Federn, welche sogleich aufflammten, worauf die drei Nackten mit gewaltigem Lärm und Geschrei herausſprangen und davonliefen. Sie waren über und über mit Federn bedeckt und man wußte nicht, was vorn

Digitized by Google

und hinten bei ihnen war. Herr Constant ergriff einen dicken Knotenstock und lief ihnen nach, indem er seine Hunde hetzte: „Fsch, Tyras! Pack, Nero! Bei der Seele meines Vaters, ich möchte die Köpfe dieser Schufte meinem gnädigen Herrn vorweisen!" Die drei Liebhaber flohen, doch die Hunde holten sie ein, der eine packte den Profoß bei den Waden, der zweite den Förster bei den Schenkeln und der dritte den Pfarrer an einem noch empfindlicheren Körperteil. „Hilfe, Hilfe! Herr Constant," schrie der Pfarrer, „Um Gottes willen, laßt mich nicht von diesen Hunden gefressen werden, ich will auch nie wieder einen Pfennig von Euch verlangen!" Herr Constant ließ die drei beim Kreuz, beim Psalter und bei allen Heiligen schwören, daß sie in Zukunft über ihn und seine Frau nichts anderes mehr als Gutes reden wollten, darauf verabreichte er jedem eine tüchtige Tracht Prügel und pfiff seinen Hunden. Die drei Gesellen durften, aus mehreren Wunden blutend und begafft von der inzwischen herzugeeilten Menge, heimgehen. Frau Isabeau aber und ihr Gatte hatten Geld wie Heu und lebten von nun an in Friede und Freude.

Der Bauer als Arzt

War einst ein reicher Bauer, doch von niedrigem und habgierigem Wesen. Er besaß Wein, Brot und Fleisch und alles, was man zum Leben braucht, doch tadelten seine Freunde, daß er unbeweibt sei. Er beschloß also, die erstbeste zu heiraten, und jene versprachen, ihm eine gute Partie zu verschaffen.

Es lebte im Lande ein Ritter, ein alter verwitweter Mann, der hatte eine schöne und wohlgebildete Tochter, die aber ihrer Armut wegen niemanden fand, der um ihre Hand gebeten hätte. Zu diesem Ritter gingen die Gesippen des Bauern und baten ihn für jenen, der an Hab und Gut reich sei, um seine Tochter. Der alte Mann war mit der Heirat einverstanden und die verständige Jungfrau wagte ihrem Vater nicht zu widersprechen. Die Hochzeit fand also bald darauf statt.

Digitized by Google

Aber bald überlegte sich der Bauer, daß er schlecht gefahren sei, eine Ritterstochter paßte nun einmal nicht zu seinem Handwerk. Wenn er aus dem Hause gehen würde, so dachte er bei sich, dann würde der Kaplan kommen und ihm seine Frau abspenstig machen wollen, wenn er auf dem Acker sei, dann würde irgendein junger Laffe auf der Straße warten, und die beiden würden ihre Lust miteinander haben. Kurz, er wußte sich keinen Rat mehr und bereute die schnelle Heirat. Schließlich fiel ihm etwas ein, das ihn vor Schaden bewahren könne: „Ich werde sie prügeln," sagte er bei sich, „sobald ich mich am Morgen erhebe, dann wird sie den ganzen Tag weinen, aber das stört mich nicht, weil ich an meine Arbeit gehe. Solange sie aber weint, wird sich niemand um ihre Gunst bewerben. Abends, wenn ich heimkomme, werde ich sie um Verzeihung bitten und wieder froh machen." Am anderen Morgen ließ er sich also von seiner Frau Brot, Eier und Käse auftragen, und als das Essen abgeräumt war, schlug er sie so gottsjämmerlich ins Gesicht, daß man die Spuren seiner Finger auf ihren Wangen sah. Nach dieser Tat ging er geschwind aufs Feld und die Arme blieb in Tränen zurück. „Ach, was soll ich tun", klagte sie, „mein Vater hat mich verraten, als er mich diesem Flegel gab. Ach, warum starb meine Mutter so früh?" Den ganzen Tag über blieb sie untröstlich, und alle Leute, die kommen wollten sie zu besuchen, kehrten wieder um. Ihre Tränen flossen, bis die Sonne unterging. Da kam der Bauer heim, fiel vor seiner Frau auf die Knie und bat sie um Vergebung. „Ich versichere Euch, daß ich Euch nie wieder schlagen werde. Der böse Feind verführte mich dazu!" Die Dame verzieh ihm schließlich und gab ihm sein Abendessen, darauf gingen sie in Frieden zu Bett.

Andern Tags ging der Bauer wieder auf den Acker, nachdem er zuvor seiner Frau einen derben Schlag versetzt und sie an den Haaren gezogen hatte. „Ach, er weiß nicht, wie Schläge tun," klagte sie, „sonst würde er mich nicht so prügeln!"

Digitized by Google

Während sie so jammerte, siehe, da kamen zwei Boten des Königs auf weißen Zeltern herangeritten und baten die Frau um ein wenig Speise. Sie gab ihnen gern, was sie hatte und fragte sie sodann: „Woher, ihr Herren, und wohin? Sagt mir, wen ihr sucht!" Der eine erwiderte: „Frau, wir sind Boten des Königs, ausgesandt, um einen Arzt zu suchen?" „Warum?" „Fräulein Ada, die Königstochter, ist krank, schon seit acht Tagen hat sie nichts gegessen noch getrunken, denn eine Fischgräte blieb ihr in der Kehle stecken. Der König ist außer sich über ihr zu befürchtendes Ableben." Die Dame sprach: „Wenn ihr einen Arzt sucht, so braucht ihr nicht weit zu gehen, denn mein Gatte versteht von der Heilkunst mehr als der selige Hippokrates." „Frau, spottet Ihr?" „Durchaus nicht! Aber es ist seine Gewohnheit, daß er nichts tut, wenn man ihn nicht zuvor durchbläut." Die Boten spornten ihre Rosse und suchten den Bauern auf. „Kommt sogleich zum König!" entboten sie ihm. „Warum?" „Um Eure Kunst auszuüben. Es gibt auf der weiten Erde keinen so guten Arzt wie Ihr seid und wir kommen aus der Ferne her, Euch zu suchen." Als der Bauer diese Worte vernahm, zweifelte er am Verstand dieser Leute und stammelte, er verstehe davon nicht das geringste. „Worauf warten wir noch?" sagte der eine Bote zum anderen, „du hast gehört, daß er geschlagen sein will, ehe er seine Kunst ausübt." Der eine schlug ihn also ins Gesicht und der andere mit einem dicken Stock über den Rücken. Sie taten ihm allen möglichen Schimpf an und schleppten ihn dann vor den König. „Habt ihr nichts gefunden?" fragte dieser. „Doch, Herr!" sprachen beide zugleich und der Bauer zitterte vor Angst. Sie erzählten dem König die guten Eigenschaften, die der Bauer habe, doch sei er eigensinnig und stiernackig, denn er täte nichts, um was man ihn bitte, außer man bläue ihn zuvor. „Meister," sagte der König zu unserem Helden, „ich werde meine Tochter holen lassen, damit du an ihr deine Kunst, deren sie dringend bedarf, ausübst." Der Bauer bat um Gnade: „Herr, beim wahren Gott, ich verstehe nichts von

Digitized by Google

der Heilkunst!" „Das wundert mich," sprach der König, „prügelt ihn!" Die Diener sprangen auf den Armen zu und erfüllten mit Wollust den Befehl ihres Herrn. Als der Bauer die Schläge spürte, winselte er: „Ich will sie augenblicklich heilen!" Die bleiche Jungfrau wurde in den Saal geführt, und der Bauer dachte nach, wie er es anstellen solle, sie zu kurieren, denn er wußte wohl, daß man ihn töten würde, wenn ihm die Heilung nicht gelänge. Er sprach also zum König: „Macht mir ein Feuer an einem abgelegenen Ort, dann sollt Ihr sehen, was ich tue, und wenn es Gott gefällt, werde ich sie heilen." Der König ließ sogleich ein Feuer anzünden und die Jungfrau setzte sich neben die Glut auf einen Sessel. Der Bauer aber setzte sich auf den Boden neben die Flammen, zog sich nackt aus und begann mit seinen langen Nägeln seine lederne Haut allerorts zu kratzen und zu krallen. Dabei fuchtelte er so spaßig mit seinen dürren Spinnenarmen herum und verzog so drollig sein Gesicht, daß die Prinzessin lachen mußte, und dieses Lachen veranlaßte, daß ihr die Gräte aus dem Munde flog. Der Bauer zog sich sogleich wieder an, ergriff die Gräte und zeigte sie dem König: „Herr, mit Gottes Hilfe habe ich Eure Tochter geheilt! Seht hier die Gräte!" Der König freute sich gewaltig darüber und sprach: „Du bist mir über alles wert! Du sollst Gold und Kleider haben!" „Danke, Herr, davon will ich nichts, ich will nur schleunigst heim!" „Das sollst du nicht, du sollst mein Leibmedikus und Berater sein." „Gnade, Herr, in meinem Hause war kein Brot, als ich heute früh fortging; ich muß Mehl zur Mühle bringen!" Der König rief zwei Burschen: „Haut ihn, damit er bleibt!" Als der Bauer die Schläge an Armen, Beinen und Schultern fühlte, bettelte er um Erbarmen: „Ich bleibe ja schon, laßt mich nur in Frieden!" Der Bauer mußte also am Hofe bleiben, wurde geschoren und rasiert und bekam ein Scharlachgewand.

Zur Genesung der Tochter veranstaltete der König ein großes Fest, zu welchem alle Kranken des Landes erschienen. Jeder erzählte seine Leiden und der König rief den Bauer:

Digitized by Google

„Meister, hörst du? Nimm dich dieser Leute an und heile sie mir sogleich!" „Gnade, Herr, es sind ihrer zu viele, ich kann sie nicht alle auf einmal heilen!" Der König winkte den zwei Burschen, welche sogleich ihre Stöcke ergriffen, denn sie wußten schon, was sie sollten. Als der Bauer sie kommen sah, zitterte er: „Gnade, ich werde sie unverzüglich heilen!" Der Bauer ließ wieder Brennholz bringen und ein großes Feuer im Saal entzünden. Um den Brand versammelte er die Kranken und sprach zum König: „Herr, Ihr geht herunter, und ebenso alle, denen nichts fehlt." Nachdem der König mit seinem Gefolge den Saal verlassen hatte, sprach der Bauer zu den Kranken: „Bei Gott, ihr Herren, es ist eine große Kunst, euch alle zu heilen. Ich werde nun denjenigen von euch, der am ärgsten krank ist, aussuchen und in diesem Feuer zu Asche verbrennen. Davon werden alle andern Kranken Nutzen haben, denn wer von seiner Asche genießt, wird auf der Stelle geheilt werden." Da schaute der eine Kranke den andern an, und es gab keinen Buckligen und Wassersüchtigen, der zugegeben hätte, er habe die ärgere Krankheit. Der Bauer sagte zum ersten besten: „Ich sehe, daß du sehr schwach bist, du bist zweifellos der Kränkste von allen!" „Gnade, Herr, ich bin ganz gesund, ich fühle mich von langem Leiden vollkommen geheilt!" „Dann geh herunter, was suchst du hier noch?" Der nahm sogleich die Türe in die Hand und verschwand. „Bist du geheilt?" fragte ihn der König. „Ja, Herr, Gott sei Dank und Dank Eurem Meister bin ich so gesund wie ein roter Apfel am Baum." Was soll ich weiter erzählen? Keiner wollte ins Feuer geworfen werden, und alle machten sich davon, gleich als ob sie geheilt wären. Der König freute sich gar sehr und sagte zu seinem Arzt: „Lieber Meister, ich wundere mich, daß du die Kranken so schnell kuriert hast." „Herr, ich habe sie behext. Ich kenne ein Zaubermittel, stärker als Ingwer und Zitrouan." Der König sprach: „Geh nun heim, wenn du willst, und nimm von meinem Gold, meinen Rossen und Hunden soviel dir beliebt, und wenn ich dich wieder holen

Digitized by Google

lasse, so wirst du meinen Willen tun und mir ein guter Berater bleiben, den ich am meisten wert halte von allen Leuten dieses Landes." „Danke, Herr," erwiderte der Bauer, „ich bin früh und spät Euer Knecht und will es immer bleiben." Er verabschiedete sich vom König und kam vergnügt heim. Aber auf seinen Acker brauchte er nicht mehr zu gehen, denn er hatte Geld genug, und seine Frau schlug er auch nicht mehr, sondern liebte sie und achtete sie.

Wie der Bauer ins Paradies kam

Eine wunderbare Begebenheit geschah einem Bauern. Dieser war an einem Freitag früh gestorben, aber als sich seine Seele vom Leibe trennte, erschien kein Engel und kein Teufel, niemand fragte nach ihm, niemand befahl ihm irgend etwas. Seine angstvolle Seele war sehr froh darüber und nahm den geraden Weg zum Himmel. Da gewahrte sie den Erzengel Michael, der gerade eine frohlockende Seele in die Ewigkeit trug. Der Bauer folgte dem Flug des Engels und schlüpfte hinter ihm her ins Paradies. Sankt Peter, der die Himmelstür bewacht, empfing die Seele, die der Engel brachte, wies ihr den Weg zum Thron des Allerhöchsten und wandte sich dann wieder zur Pforte. Da bemerkte er die einsame Seele und fragte sie, wer sie hergeführt habe. „Hier kann keiner Herberge erhalten, den nicht der Schiedsspruch des Weltenrichters herwies. Überhaupt kümmern wir uns um keine Bauern, denn solche Flegel kommen nicht hier herein." „Man kann nicht flegelhafter sein als Ihr, lieber Herr Petrus," erwiderte die Seele. „Gott war schlecht beraten, als er Euch zu seinem Apostel machte, er konnte auch wenig Ehre mit Euch einlegen, denn Ihr habt Unsern Herrn dreimal verleugnet. Daher habt Ihr eigentlich im Paradies gar nichts zu schaffen. Jetzt schaut, daß Ihr weiter kommt, denn ich bin ein Ehrenmann und werde schon beweisen, daß ich ein Recht habe, hier zu bleiben." Petrus ging höchst aufgebracht davon und traf den heiligen Thomas, dem er sein Mißgeschick erzählte. St. Thomas

Digitized by Google

sprach: „Gott verhüte, daß der Rüpel hier bleibt, ich will gleich mit ihm reden!" Er begab sich also zu dem Bauern und redete ihn an: „Bauer, diese Gefilde sind ausschließlich für uns, für die Märtyrer und Bekenner bestimmt. Wo sind deine guten Werke, die dir einen Anspruch auf das Paradies geben könnten? Verlasse augenblicklich die Wohnung der Gerechten!" „Thomas, Thomas, besinne dich, ehe du sprichst! Bist du denn nicht der, der zu den Aposteln sagte, als Gott sich ihnen nach seiner Auferstehung zeigte, du würdest nicht eher an ihn glauben, als bis du deine Finger in seine Wunden gelegt hättest? Das war falsch und kleingläubig gehandelt!" St. Thomas bekannte sich als geschlagen und beugte den Nacken. Darauf begab er sich zum heiligen Paulus und erzählte ihm sein Mißgeschick. St. Paulus sprach: „Bei meinem Kopf, ich werde hingehen und sehen, was er mir antworten wird." „Du, Seele!" wandte er sich dann an den Bauern, der sich inzwischen ganz gemütlich im Paradies verlustierte, „wer hat dich hergeführt? Wo sind deine Verdienste, die dir diese Tore öffnen könnten? Verschwinde eiligst aus dem Paradies, du trügerischer Spitzbube!" „Was?" erwiderte jener, „St. Paulus? Woher nehmt Ihr den Mut zu solchen Worten, der Ihr auf Erden einer der grausamsten Würger waret. St. Stephanus zeugt dafür, den Ihr steinigen halfet. Oh, ich könnte Euch manches aus Eurem Leben erzählen! Manch braver Mann ist durch Euch zu Schaden gekommen, bis Gott mit strafender Hand Eurem Treiben Einhalt tat. Erinnert Ihr Euch daran? Glaubt Ihr vielleicht, ich kenne Euren Lebenswandel nicht?" St. Paulus wandte sich beschämt ab und begegnete dem heiligen Thomas, der gerade dem heiligen Petrus ins Ohr flüsterte, wie der Bauer ihn aufs Eis geführt habe. Alle drei beschlossen darauf, beim lieben Gott Klage zu führen. „Durch seine Worte hat er uns alle drei mattgesetzt," erzählte Petrus seinem Meister, „ich bin noch immer ganz wie vor den Kopf geschlagen und möchte am liebsten gar nicht mehr davon reden." Unser Herr ging nun hin, um sich selber zu überzeugen. Er rief die Seele zu

Digitized by Google

sich und fragte sie, wie sie ohne Erlaubnis da hineinkäme. „Keine Seele kommt ohne Erlaubnis hierher," sagte der liebe Gott, „du hast außerdem meine Apostel beschimpft; glaubst du, du dürftest hierbleiben?" „Herr, ich darf ebensogut hierbleiben, wie diese da, denn ich habe Euch nie verleugnet, bin nie ungläubig gewesen und habe auch nie den Tod von anderen Menschen verursacht. Das alles aber haben jene bei Lebzeiten getan und sind jetzt doch im Paradies. Solange mein Leib auf Erden wandelte, gab ich den Armen von meinem Brot, wärmte sie an meinem Feuer und ließ sie an Kleidung keinen Mangel leiden. Ich beichtete und empfing das Abendmahl, und wer so stirbt, das habt Ihr selber gepredigt, dem vergibt Gott seine Sünden. Ihr wißt ganz genau, ob ich die Wahrheit rede. Ich bin ohne Widerspruch hier hineingekommen. Warum soll ich wieder hinaus, nachdem ich einmal drin bin? Ihr würdet Eure eignen Worte verleugnen, denn Ihr habt gesagt, wer hier eingeht, der geht nicht wieder heraus. Wollt Ihr um meinetwillen Lügen gestraft werden?" „Bauer," sagte Unser Herr, „ich gebe alles zu, sonst machst du mein ganzes Paradies rebellisch. Du mußt auf einer guten Schule gewesen sein, denn du verstehst die Advokatenkniffe vortrefflich. Nun gehe ein in Frieden, weil List immerhin besser ist als Gewalt."

Digitized by Google

19. Das Märchen von der schönen Zelandine

Es war ein einmal ein fahrender Ritter mit Namen Troylus, der zog von Abenteuer zu Abenteuer durch die Welt. So gelangte er einstmals auf seinen Fahrten auf eine Insel, welche dem bretonischen Festlande vorgelagert war und kehrte im Schlosse des Herren dieser Insel, welcher Zeland hieß, ein. Troylus schloß mit dessen Sohn Zelandin einen Freundschaftsbund und erkor die liebliche Zelandine, die Tochter des Schloßherrn, zur Dame seines Herzens; und auf seinen weiteren Fahrten — denn nicht lange hielt es ihn im gastlichen Hause des Herrschers — brach er manche Lanze ihr zu Ehren.

Schließlich trieb ihn die Sehnsucht in die Heimat Zelandinens zurück. Da er vor Einbruch der Nacht das Schloß ihres Vaters nicht mehr erreichen konnte, nahm er im Hause einer vornehmen Dame Quartier und erkundigte sich nach seinem Freunde Zelandin, denn nach der Jungfrau selbst zu fragen, traute er sich nicht. „Herr," sagte die Dame, „der Ritter, von dem Ihr da sprecht, ist nicht hier, sondern hält sich, wie man sagt, auf dem bretonischen Festlande auf. Er ist im Auftrage seines Vaters Zeland eilends dorthin gereist, denn seine Schwester ist schwer erkrankt, und niemand kennt ein Heilmittel für sie. Dieserhalb hat Zeland seinen Sohn in die große Bretagne geschickt, daß er dort erfahre, was zu tun sei, und ob er vielleicht einen Meister fände, der ein Mittel gegen ihre Krankheit wüßte." — „Edle Frau," erwiderte Troylus, „es ist schade um die Jungfrau, denn sie ist verständig und züchtig, aber, ich bitte Euch, sagt mir doch, an welchem Übel sie leidet." — „Herr," sagte die Dame, „heute ist es ein Monat, daß die Jungfrau von einem Fest aus der großen Bretagne zurückkam. Bei ihrer Rückkehr war eine größere Anzahl von Damen dieses Landes bei ihr versammelt,

Digitized by Google

um sich mit ihr zu vergnügen. Als nun die Feier beendet war, verblieb sie mit zwei jungen Mädchen, ihren Basen, in ihrer Kammer.

Es ereignete sich am selben Tage, daß sie aus den Händen eines dieser Fräulein einen Spinnrocken mit Flachs darauf entgegennahm und zu spinnen begann. Aber noch hatte sie den ersten Faden nicht vollendet, als sie sich schlafbefangen niederlegte, und seitdem ist sie nicht erwacht, hat auch nicht getrunken noch gegessen, und doch ändert sich die Farbe ihres Fleisches nicht, und jedermann nimmt es Wunder, wie sie so leben kann. Aber man sagt, daß die Göttin Venus, der sie ihr ganzes Leben lang gedient hat, sie gesund erhalte." Die Dame merkte bald an Troylus' Gebaren, daß er Zelandine liebe, und da sie die Jungfrau ihrem eigenen Sohne zugedacht hatte, so belegte sie den Ritter mit einem starken Zauber, so daß er ohne Erinnerung an das Vergangene und fast von Sinnen in Zelands Schloß einritt.

Zeland befand sich gerade im Saale, und bei ihm waren alle Meister der Heilkunst des ganzen Landes, welche die schöne Zelandine behandelten, aber es war keiner darunter, der ihre Krankheit zu heilen verstand. Als Troylus den Saal betrat, betrachtete er sogleich die Bildnisse und Historien, die rings an den Wänden hingen, wie einer, der seiner Sinne nicht in vollem Maße mächtig ist. Es geschah aber, daß Zelands Narr eintrat, und, sobald dieser Troylus bemerkt hatte, betrachtete er ihn eingehend nach Narrenart; als er ihn aber genugsam betrachtet hatte, sagte er zu ihm: „Meister, komm und setze dich zu den andern, denn du wirst die schöne Zelandine heilen."

Mit diesen Worten zog er ihn am Rock, so fest er konnte. Als Troylus bemerkte, daß ihn der Narr also zerrte, riß er sich so hastig von ihm los, daß der arme Narr zu Boden purzelte. Aber kaum hatte er sich wieder erhoben, so begann er von neuem, Troylus fortzuzerren, um ihn zu den Ärzten zu führen, welche sich, Rats zu pflegen, zurückgezogen hatten, damit sie Zelands Anfrage beantworten

Digitized by Google

könnten. Als Zeland sah, wie sein Narr mit dem eben angekommenen Narren stritt, und daß dieser ihm nicht gehorchen wollte, da verwunderte er sich sehr, woher jener komme, und er fragte sich, was sein Narr von ihm wolle. Dann aber hörte er, wie dieser zum fremden Narren sagte: „Komm und heile Zelandine!" Dieses Drängen setzte der Narr eine Weile fort, endlich aber ließ er ab, kam zu seinem Herrn und sagte zu ihm: „Herr, lasse alle Ärzte gehen und nimm diesen Narren ohne die andern, denn er ist es, der deine Tochter heilen wird." — „Geh, Narr!" sagte Zeland, der diesen Worten wenig Glauben beimaß. „Wie, Zeland," entgegnete der Narr „glaubst du mir nicht? So wisse, daß sie nie geheilt werden wird außer durch ihn, denn er ist im Besitze des Heilmittels." Dann ging er ganz bestürzt über seinen Mißerfolg davon. Obwohl Zeland den Worten des Narren wenig Bedeutung beilegte, erhob er sich doch alsbald und trat auf Troylus zu, der sich in der Mitte des Saales aufhielt und fragte ihn, woher er käme, und wo seine Heimat sei. Troylus war durch Zauberkräuter von Sinnen gekommen, er antwortete daher so einfältig, daß Zeland ihn für einen echten Narren hielt und sich wieder zu den Meistern wandte, die auf ihn warteten, um seine Frage zu beantworten. Sie sagten ihm aber, daß sie wirklich kein Heilmittel für die Krankheit seiner Tochter wüßten, und daß ihr Übel kein natürliches sein könne. Er möge sie in seinem alten Turm unterbringen und dort eingeschlossen halten. Dann solle er den Willen der Götter abwarten, die im Geheimen handeln und ihre Hilfe im Verborgenen angedeihen lassen. Als Zeland sah, daß er keinen andern Rat in Betreff seiner Tochter bekommen könne, wurde er sehr betrübt, schloß sich aber der Meinung der Ärzte an. Da nämlich keine Heilkunst hier etwas vermochte, so beschloß er, sie ganz allein in den alten Turm einsperren zu lassen und dort so abgeschlossen zu halten, daß kein Lebender zu ihr gelangen könne mit Ausnahme von ihm selbst und einer alten Dame, seiner Schwester; sie beide wollten täglich hingehen, sie zu besuchen. Wie die Ärzte es geraten hatten, so

Digitized by Google

geschah es. Er ließ die Jungfrau in das oberste Gemach des Turmes tragen und sie dort in ein Bett niederlegen, das auf das herrlichste hergerichtet war. Hierauf ließ er alle Eingänge des Turmes vermauern, außer einem Fenster, das gegen Sonnenaufgang ging und ganz oben im Turme gebrochen war, da, wo die Jungfrau lag. Täglich einmal ging er mit seiner Schwester dorthin, um sie zu sehen und um zu erfahren, ob die Götter noch kein Mitleid mit ihr hätten. Aber jeden Tag fanden sie die Jungfrau im gleichen Zustand, weder schlimmer noch besser. Troylus seinerseits blieb im Schlosse, ohne den vollen Gebrauch seiner Sinne wiedererlangt zu haben, dennoch schätzte Zeland ihn hoch.

Eines Tages trat Troylus mit Zeland in den Tempel der drei Göttinnen, um zu beten. Troylus schlief im Tempel ein, und sein Gefährte verließ ihn. Um Mitternacht erschien ihm eine weibliche Gestalt: es war die Göttin der Liebe selbst, die ihm die Augen berührte und ihm dadurch Gedächtnis und Verstand zurückgab. In einem Kampfe mit seinem Nebenbuhler, der sich seine im Schlosse der Zauberin zurückgelassene Rüstung angemaßt hatte, gelangte er wieder in den Besitz seiner Waffen, und nun erinnerte er sich auch wieder der Dame seines Herzens, der schönen Zelandine, und seine Liebe zu ihr erwachte von neuem, so daß er beschloß, sie aufzusuchen.

Als er im Tempel der Göttinnen betete, ermahnte ihn die Stimme der Venus, das Wagnis zu bestehen und die Frucht zu pflücken. Ohne den Sinn dieser Worte zu fassen, ritt er weiter und gelangte zum Turme, in welchem, wie er erfuhr, Zelandine schlief. Lange versuchte er, den türenlosen Turm zu erklimmen, bis er klagend von diesem Wagnis abstehen mußte. Da trat ein Jüngling zu ihm und sprach: „Ich weiß wohl, daß du Troylus bist und daß du, von der Göttin Venus aufgefordert, diesen Turm betreten willst. Wenn du da hineingelangen willst, so mußt du dich an mich wenden." Da Troylus sah, daß der Jüngling trockenen Fußes über das Wasser eines Baches schritt, faßte er Vertrauen zu seiner

Digitized by Google

Kunst. Der Jüngling jedoch, welcher kein anderer war, als Zephyr, der Diener der Liebesgöttin, hieß den Ritter auf seine Schultern steigen und trug ihn so zum Fenster auf der Höhe des Turmes. Er ermahnte ihn ausdrücklich, die Nacht bei der Jungfrau zu verbringen, am nächsten Morgen wolle er ihn wieder abholen. Troylus betrat das Gemach der schönen Schläferin und entzündete eine Kerze, die auf dem Rande ihres Lagers stand. Von der Schönheit der Jungfrau überwältigt, bedeckte er sie mit Küssen, aber sie rührte sich nicht und erwachte nicht. Von Venus nochmals ermahnt, die Frucht zu pflücken, wurde er kühner und kühner und teilte schließlich mit ihr das Lager. Am anderen Morgen erschien der himmlische Bote wieder am Turmfenster, und Troylus mußte sich losreißen, denn schon erklangen die Schritte der Muhme auf der Stiege; schnell vertauschte er seinen Ring mit dem Zelandinens, dann zog er wieder in die weite Welt hinaus, um neue Abenteuer zu suchen. Die Muhme hatte noch einen letzten Schimmer seiner Rüstung gesehen und glaubte nichts anderes, als daß der Schlachtengott Mars ihrer Nichte beigewohnt habe. Sie richtete das Bett auf und verließ den Turm, ohne des Vorfalls irgendwie Erwähnung zu tun.

Zelandine lag auf ihrem Bette wie zuvor, neun Monate lang, ohne zu erwachen und ohne einen andern Besuch zu erhalten, als den ihrer Muhme, die sie jeden Tag aufsuchte. Sie hatte in all dieser Zeit keine andere Nahrung als ein wenig Ziegenmilch, die ihr die gute Alte durch den Mund einflößte. Nach Ablauf von neun Monaten aber geschah es eines Abends, daß die schöne Zelandine mit einem wunderhübschen Knaben niederkam. Kaum war dies geschehen, so kam die Muhme, um sie, wie gewöhnlich, zu besuchen. Als sie zum Bette trat, fand sie dort einen schönen Knaben an der Seite seiner Mutter, welche schlief wie zuvor. Wie die gute Frau das Kind sah und bemerkte, daß Zelandine immer noch schlief, erstaunte sie sehr, bald aber sollte ihre Verwunderung noch größer werden. Sie sah nämlich, wie das

Digitized by Google

neugeborene Kind sich bemühte, zur Brust seiner Mutter zu gelangen. Dabei geschah es nun, daß es ihren kleinen Finger zu fassen bekam, an welchem es heftig zu saugen begann. Es sog so stark, daß es husten mußte. Die Muhme, welche diesem Beginnen zuschaute, wurde von Mitleid ergriffen, nahm das Kind in den Arm und sagte: „Ach, du kleines Geschöpf, kein Wunder, daß du husten mußt, denn da, wo du saugst, wirst du wenig Nahrung finden!"

Bei diesen Worten erwachte die junge Mutter und begann, ihre Arme auszustrecken, wie einer, der nicht weiß, was mit ihm vorgegangen ist. Die Muhme rief ihr zu: „Zelandine, liebe Nichte, wie geht es dir? So sprich doch mit mir!" Als Zelandine die Stimme ihrer Muhme vernahm, antwortete sie: „Liebe Muhme, gestern habe ich mich gesund niedergelegt und heute fühle ich mich krank, ich weiß nicht, wie mir das angeflogen ist." — „Nein, nicht gestern," sagte die Dame, „sondern viel länger, denn seitdem du kein Zeichen des Erwachtseins von dir gegeben hast, hast du neun Monate lang unter deinem Herzen diesen schönen Knaben getragen, von dem du heute entbunden bist. Aber ich weiß nicht, wer sein Vater ist." Als die junge Frau diese Worte hörte und den schönen Knaben sah, geriet sie in Erstaunen; dann fing sie an zu weinen, da sie nicht ahnte, daß jemals ein Mann ihren Leib berührt hatte. Die Dame hatte Mitleid mit ihr und sagte: „Liebe Nichte, weine deshalb nicht, und damit du weißt, was dir zugestoßen ist, so will ich es dir sagen." Dann erzählte sie ihr von Anfang bis zu Ende, wie sie eingeschlafen sei, und wie der König sie in diesen Turm habe tragen lassen, damit die Götter sie heimsuchen könnten. „Es hat sich aber ereignet, liebe Nichte," fuhr die Dame fort, „daß der Schlachtengott Mars, von dem wir abstammen, dich ganz im geheimen, so wie es keiner der andern Götter getan, besucht hat. Aber, wie mir scheint, ist dies um deiner Gesundheit willen geschehen, und damit unseres Geschlechtes Adel erhalten bleibe. Er hat dir beigewohnt und diesen schönen Knaben erzeugt, der dir die

Digitized by Google

Gesundheit wiedergegeben hat, deshalb sollst du ihm danken und ihn preisen und nicht in Sorge sein, denn ich werde dieses Abenteuer so geheim halten, daß es niemand erfährt." Als die schöne Zelandine die näheren Umstände ihres Abenteuers hörte, fing sie dermaßen zu weinen an, daß sie nicht reden konnte. Da sagte die Muhme zu ihr: „Nichte, so bekümmere dich doch nicht, sondern sei guter Dinge, denn ich will dein Kind an einen so verborgenen Ort bringen, daß niemand etwas davon erfährt, bis es den Göttern gefällt, daß alles offenbar werde. Da ich gerade die unmittelbare Ursache deines Abenteuers erzählt habe, ist mir eine Geschichte ins Gedächtnis gekommen, die ich lange vergessen hatte, wie denn beim Reden oft die eine Erinnerung die andere nach sich zieht. Damit du nun Grund habest, dich zu trösten, werde ich sie dir erzählen, denn jetzt hast du den Zorn der Schicksalsgöttin, welche die dritte bei deiner Geburt war, überstanden, und so glücklich überstanden, daß du darüber über die Maßen froh sein solltest. Wisse also, liebe Nichte, daß deine Mutter an dem Tage, da sie dich gebar, mir auftrug, ich solle das Gemach der Göttinnen herrichten, welche den Frauen bei der Geburt beizustehen pflegen. Ich richtete also das Gemach so prächtig, wie ich konnte, ich deckte die Tafel, trug Essen und Trinken auf, wie es sich gebührt, und stellte vor den Sitz einer jeden Göttin eine Schüssel mit Brot und Wein. Dann ging ich hinaus, hielt mich aber in der Nähe der Türe, um nach Möglichkeit zu lauschen, was die Göttinnen miteinander redeten. Es kamen die drei Göttinnen Lucida, Themis und die schöne Venus, diese trat zuletzt ein. Sie setzten sich zu Tisch, um zu essen, aber es traf sich zum Unglück, daß Themis, die Göttin des Schicksals, kein Messer hatte, deshalb war sie nicht so guter Dinge wie die andern. Als sie gegessen hatten, sagte Lucida: ‚Wir sind hier gut aufgenommen, darum habe ich es gefügt, daß das Kind mit ganzen und gesunden Gliedern geboren wurde, und es soll wachsen und gedeihen, wenn es gut behütet wird. Nun ist die Reihe an Euch, Frau Themis, die Ihr die Göttin des Schicksals seid.' — ‚Wahrlich,'

Digitized by Google

sagte Themis, ‚so ist es; aber weil ich kein Messer gehabt habe, so gebe ich dem Kinde dieses Schicksal, daß es mit dem ersten Leinenfaden, den es von einem Spinnrocken windet, sich eine Flachsfaser in den Finger zieht. Und es soll auf der Stelle einschlafen und nicht erwachen, bis diese herausgesogen ist.' Als die Göttin Venus hörte, was ihre Gefährtin dem kleinen Geschöpfe bestimmt hatte, sagte sie: ‚Ihr seid aufgebracht, das tut mir leid, aber durch meine Kunst werde ich es fügen, daß die Faser herausgesogen und alles wieder gut wird.' Darauf trennten sie sich so plötzlich, daß ich nicht weiß, was aus ihnen geworden ist. Das ist es, liebe Nichte, was mir eben in die Erinnerung kam, denn nie, seit die Geschichte sich zutrug, habe ich wieder daran gedacht."

Als der König später ein Turnier ausschrieb, erschien Troylus, besiegte alle anderen Ritter, gab sich der schönen Zelandine zu erkennen und entfloh mit ihr.

20. Predigtmärlein des 14. Jahrhunderts

St. Nikolaus und der Jüngling

Es wird erzählt, daß in Bordeaux eine Frau wohnte, welche nur einen einzigen Sohn hatte. Sie wünschte, daß er zu Reichtümern gelange und gab ihn daher in das Haus eines ihrer Verwandten, damit dieser ihn in der Ausführung von Handelsgeschäften unterrichte. Fünfzig Pfund wurden hinterlegt, und der junge Mann wurde zu Geschäftszwecken an einen auswärtigen Platz geschickt. Hier hörte er in der Predigt, daß nichts auf der Welt dem Menschen mehr Ehre und Gut verleihe, als die Freigebigkeit in Almosen. Nun traf er auf dem Rückwege auf eine Kirche des heiligen Nikolaus, welche baufällig war, und für deren Instandsetzung Almosen gesammelt wurden. Da gab der junge Mann seine fünfzig Pfund aus Liebe zu Gott hin. Als er aber zu seinem Herrn zurückgekehrt war und ihm seine Tat berichtete, wurde er ob seines Leichtsinns aus dessen Hause vertrieben und nur auf die Tränen der Mutter

Digitized by Google

hin wieder aufgenommen, doch unter der Bedingung, daß er den Schaden ersetze. Es wurden nunmehr hundert Pfund eingesetzt.

Nach längerer Zeit wurde der junge Mann neuerdings mit einer großen Geldsumme übers Meer gesandt. Es geschah aber, daß Seeräuber die Tochter des Sultans geraubt hatten und zum Verkaufe feilboten. Dem jungen Mann gefielen ihre Schönheit, ihre guten Sitten und ihre Unterhaltungsgabe, und er kaufte sie zum Preise von hundert Pfund, und nach Beendigung seiner Seereise brachte er sie mit nach Bordeaux. Als seine Verwandten die Jungfrau sahen, glaubten sie, er habe sie nur gekauft, um mit ihr ein liederliches Leben zu führen, und sie warfen beide aus dem Hause.

Die Heidin aber wurde zum Glauben an Christus bekehrt und getauft, und sie war so voll Verehrung zum heiligen Kreuze und zur seligen Jungfrau, daß sie auch den Jüngling, der sie gekauft hatte, zu einem heiligmäßigen Leben veranlaßte. Schließlich wurde ihre Verlobung gefeiert, aber die Kraft des heiligen Kreuzes hinderte, daß ein unreiner Trieb in ihnen aufkam. Da sie sehr arm waren, bat die Jungfrau ihren Verlobten, mannigfache Arten von Seidenstoffen und Goldborten einzukaufen, aus denen sie Handarbeiten von wunderbarer Schönheit verfertigte, insbesondere eine goldene Fahne, deren Pracht jeder, der sie sah, anstaunte. Darauf wurde der junge Mann von ihr nach Alexandrien geschickt mit dem Auftrage, er solle an einem bestimmten Feste der Sarazenen die Handarbeiten samt der Fahne auf einem öffentlichen Platze zum Verkaufe ausstellen, und er solle für die Fahne nicht weniger als zweitausend Flor. fordern. Ihr Vater, der Sultan, würde auf der Fahne Zeichen erkennen, die kein Lebendiger auf der Erde zu machen wüßte, als sie allein, und er würde aus Liebe zu seiner Tochter jeden Preis dafür zahlen. Namentlich aber wies sie ihren Bräutigam darauf hin, daß er zum Empfange des Geldes nicht in das Schloß ihres Vaters gehen dürfe, vielmehr solle er den Be-

Digitized by Google

trag auf dem Platze erwarten, ehe er die Fahne hergebe. Der junge Mann tat, wie sie ihn geheißen hatte und bot am festgesetzten Feiertage die Handarbeiten feil. Der Sultan wünschte die Fahne zu kaufen, und was auch der Kaufmann dafür verlangte, es wurde ihm ohne Widerrede gewährt. Das Schloß des Sultans aber betrat der junge Mann nicht, obwohl er dringend darum gebeten wurde. Darauf kehrte er mit großen Reichtümern beladen zu seiner Braut zurück. Sie kauften Besitztümer und Ländereien, doch noch wollten sie sich nicht zur Ehe vereinigen, vielmehr gedachten sie zuvor noch größere Mittel zu erwerben. Wiederum kaufte er wunderschöne und äußerst kostbare Seidenstoffe, sie verfertigte daraus Handarbeiten, die noch schöner und besser waren als das erstemal und darunter wieder eine Fahne, wie sie so schön zuvor noch kein Menschenauge gesehen hatte. Der junge Mann wurde mit den gleichen Aufträgen wie zuvor nach Alexandrien geschickt, an einem hohen Feiertage breitete er die Fahne und die Stickereien aus und verlangte tausend Pfund dafür. Der Sultan kam herunter und überredete aus Liebe zu seiner Tochter den Jüngling mit freundlichen Worten, er möge ins Schloß kommen, um seinen Lohn zu empfangen. Kaum hatte dieser das Schloß betreten, als er gefangen gesetzt und durch Foltern genötigt wurde, zu gestehen, daß er die Sultanstochter in seinem Hause beherberge. Während er noch gefangen lag, wurden Schiffe ausgesandt, man suchte die Jungfrau auf, ergriff sie und brachte sie trotz ihres Widerstrebens zu ihrem Vater zurück. Der junge Mann mußte sich mit seinem ganzen Gelde loskaufen, dann wurde er freigelassen und durfte nach Bordeaux zurückkehren. Als er seine Braut daheim nicht mehr vorfand, kehrte er sogleich nach Alexandrien zurück mit einer wunderschönen Stickerei, die ihm die Jungfrau selbst geschenkt hatte. Lange verweilte er dort, ohne jene zu Gesicht zu bekommen. Endlich gelang es ihm durch die Schlauheit seines Gastfreundes, den er in sein Geheimnis eingeweiht hatte, sie in ihrem Garten zu erblicken, und er wurde von ihr erkannt. Zwar

Digitized by Google

wurde er bald wieder hinausgejagt, doch wartete er in der Stadt eine weitere Gelegenheit ab. Schließlich erhielt der Jüngling durch Bestechung der Wächter unter dem Vorwand, er wolle jene von ihr selbst gefertigte Handarbeit verkaufen, Eintritt ins Schloß; er konnte mit seiner Braut reden, und beide kamen überein, daß sie an einem bestimmten Feiertage ein Schiff bereithalten wollten, denn an keinem andern Tage würde sie Gelegenheit zur Flucht haben. Froh ging der junge Mann von dannen. Das Fest kam heran, aber nirgends war ein Schiff aufzutreiben. Schließlich ging er unter dem Jubel des Festes traurig zum Hafen, und, da nirgends ein Schiff zu sehen war, betete er unter Tränen: „O heiliger Nikolaus, wenigstens könntet Ihr mir das zurückerstatten, was ich aus Liebe zu Gott zur Ausbesserung Eurer Kirche gestiftet habe." Und siehe, während er so weinend flehte, erblickte er plötzlich am Ausgange des Hafens ein fahrtbereites Schiff; er erfuhr, daß es nach Bordeaux segelte, machte den Fahrpreis aus und begab sich an den von der Jungfrau bezeichneten Ort. Das Mädchen kam beladen mit Edelsteinen und wunderbaren Schätzen, und beide wurden zur heimlichen Flucht in das Schiff aufgenommen. Als sie bei Bordeaux gelandet waren und alle Schätze an Land gebracht hatten, verschwand das Schiff ebenso plötzlich wie es gekommen war, und nach Vollziehung der Ehe lobten sie Gott und die heilige Jungfrau.

Die Quelle der Jugend

Es war einmal ein König, der an einer unheilbaren Krankheit litt, und die Ärzte hatten ihm mitgeteilt, er könne nicht eher geheilt werden, bis er Wasser von der lebendigen Quelle erhalte, welches ein Heilmittel für jegliches Siechtum sei. Der König rief seine drei Söhne zu sich und bat sie, alle Länder zu durchqueren und alle Gewässer zu versuchen; derjenige aber, der ihm Wasser aus der lebendigen Quelle brächte, solle sein Königreich erben. Darauf steckten die Söhne eine Summe Geldes zu sich und

Digitized by Google

verteilten sich derart über die Erde, daß der eine längs der Flüsse, der andere durch die Ebenen und der dritte über die Gebirge wanderte. Schließlich durchschritt der Jüngste große Wälder und gelangte zum Hause eines alten Mannes, von welchem er erfuhr, wo die Quelle der Jugend liege. Aber viele und verschiedenartige Gefahren warteten dort auf ihn und: „Wenn du diese nicht bestehen und überwinden kannst, so ist es besser, umzukehren als vorwärtszugehen", sagte der Greis. Die erste Gefahr nämlich war das Zusammentreffen mit einer Schlange, die getötet werden mußte. Die zweite bestand aus einer Schar Jungfrauen, die er nicht anblicken durfte. Die dritte Gefahr war die Begegnung mit Soldaten und Rittern, die Waffen aller Art vorweisen würden, die zu nehmen ihm verboten war. Die vierte aber würde ihn in einem Schlosse erwarten, in welchem sich eine Jungfrau befinde, welche die Schlüssel zur lebendigen Quelle in der Hand halte. Denn am Tore befanden sich Glöckchen, und sobald diese Glöckchen berührt wurden, machten sie Lärm; dann kamen Krieger und töteten den, der sie berührte. Gegen diese letzte Gefahr gab der Einsiedler dem Prinzen einen Schwamm, mit welchem er die Glöckchen anfüllen sollte, damit sie keinen Lärm verursachten. Der Jüngling wanderte lange, und als ihn die Schlange bedrängte, ging er sie mit seinem Speere an und tötete sie ohne Mühe. Darauf betrat er eine Wiese, da liefen ihm wunderschöne Weiber entgegen, er aber verhüllte sein Gesicht und eilte vorüber, ohne sie anzureden. Endlich gelangte er vor ein herrliches Schloß. Hier traten ihm Soldaten und Ritter entgegen und trugen ihm Waffen jeder Art zum Geschenk an, wiesen ihm auch prächtige Pferde vor; aber er verschmähte alles und betrat das Schloß, nachdem er zuvor die Glöcklein mit dem Schwamme ausgestopft hatte. Als er das Schloß betreten hatte, sah er eine wunderschöne Frau, diese bat er demütig, ihm etwas Wasser von der Quelle der Jugend zu spenden. Sie sprach: „Mir ist von meinem Vater gesagt worden, ich solle mit dem Ritter ziehen, der alle

Digitized by Google

Hindernisse, die sich ihm unterwegs entgegenstellen, überwinde und heil zu mir gelange. Du bist der Ritter, und darum sollst du nicht nur das Wasser aus der Quelle der Jugend haben, sondern auch mich selber zur Braut." Der Prinz kehrte auf anderen Wegen zu seinem Vater zurück und erbte sein Reich, nachdem er die Jungfrau geheiratet hatte.

Digitized by Google

21. Gargantua

Als Grandgoschier zu seinen Tagen kommen, nahm er zum Weibe Gurgelmilten, die Tochter des Königs der Millermahler, ein schönes Trüserle, hübschen Visiers, und sie ward von einem schönen Sohne schwanger, den trug sie bis in den eilften Monat. Denn solang und länger können die Weiber Leibesfrucht tragen, insonderheit wenn es ein Wunderwerk der Natur ist, und eine Person, die ihrer Zeit mannhafte Taten verüben soll. Der gute Mann Grandgoschier zecht' gerade und schwärmt' mit den andern, da hört' er das mörderliche Geschrey, welches sein Sohn bey seinem Eintritt in dieses Licht der Welt erhub, als er „Zu Trinken! zu Trinken!" brüllte, und er sprach: „I gar! Kannst du a — supple, schon durften!" Welches als die Gäst' vernahmen, sagten sie daß er um dieserwillen durchaus Gargantua heißen müßt, weil dieß das erste Wort seines Vaters bey seiner Geburth gewesen wär; nach Fürgang und in Nachahmung der alten Hebräer. Hierin war derselbe ihnen auch gern zu willen, gefiel auch seiner Mutter wohl. Und um ihn zufriedenzustellen, brachten sie ihm zu trinken, was oben ein wollt: und ward nach frommer Christen Sitt zur Tauf geträgen und getauft. Und wurden siebzehntausend neunhundert und dreyzehn Küh von Pautillé und Brehemond verschrieben, für gewöhnlich ihn zu säugen; denn eine bastante Amm zu finden war im ganzen Land unmöglich, in Betracht der großen Meng Milch, die zu seiner Nahrung erforderlich war.

In solcher Weis bracht er ein Jahr und sechs Monden hin, um welche Zeit man nach dem Rath der Arzt ihn anfing, auszutragen, und ward ein schönes Ochsen-Kärchel gebaut, in selbem kutschirt' man ihn fröhlig umher: und war eine Luft, ihn anzusehen, denn er hätt ein hübsch Göschlein, wohl zehn

Digitized by Google

Kinn am Hals, schrie auch fast wenig; doch war er ungebührlich durchschlägischen Gesässes, theils aus natürlicher Complexion, theils durch zufälligen Habitum, den ihm das viele Saugen des September-Traubenmüsleins zuzog. Doch sog er davon keinen Tropfen ohn Ursach; denn wenn sichs traf, daß er verdrüßlich, dickschnutig und bös war, wann er schrie, strampelt, heult', und man bracht ihm zu trinken, gleich kam er euch wieder zu sich und war ganz still und guter Ding. Gargantua ward bis zum fünften Jahr in aller gebührlichen Zucht gepflegt und auferzogen nach dem Willen seines Vaters, und bracht die Zeit zu, wie die kleinen Kinder des Landes pflegen: nämlich mit Trinken, Essen und Schlafen, mit Essen, Schlafen und Trinken, mit Schlafen, Trinken und Essen. Er stört' sich die Zähn mit einem Holzschuh, wusch seine Händ in Fleischbrüh, strählt sich mit einem Humpen, setzt sich ärschlings zwischen zween Stühl an die Erd und deckt sich mit einem nassen Sack zu. Seines Vaters kleine Hund aßen mit ihm aus einer Schüssel, er deßgleichen mit ihnen, er biß sie in die Ohren, sie zerkrellten ihm die Nas, er bließ ihnen in den Arß, sie leckten ihm das Schnäuzel.

Als Gargantua erwachsen war, schickt' Fayoles, der vierte König in Numidien, dem Grandgoschier aus Afrika eine ungeheure Mär, das größte Monstrum und Wunderthier so je ersehen war; denn sie war so groß als sechs Elefanten, und ihre Füß in Finger gespalten, wie bei dem Pferd des Julius Cäsar, auch lange Schlapp-Ohren hätt sie, wie die Geissen in Languedoc, und ein klein Hörnlein am Hintersten. Vor allem aber hätt sie einen erschrecklichen Schwanz; denn etwas wenigs ab und an, war er so dick als die St. Marrsäul unweit Langès, auch so gevierteckt, und die Strehnen dran so in einander genistelt wie mans an einer Kornähr sieht. Als Grandgoschier die sahe, sprach er: „Sieh da, ein gut Geschirr, darauf mein Sohn gen Paris mag reiten! Wohlan, Gott walt's, es wird alls wohl von Statten gehen, er wird ein mächtiger Doctor werden zu seiner Zeit." Da Gargantua und seine

Digitized by Google

Begleiter in Paris angekommen waren und nachdem sie sich etlich Tag erquickt, ging er aus, die Stadt zu beschauen: und alle Leut betrachteten ihn voll Staunens und Verwunderung. Also beschwerlich drangen sie ihm zu Leib, daß er zuletzt gezwungen war, sich auf die Thürn der Fraunkirch zu retiriren und niederzulassen. Wie er nun da saß und dieß viele Volk um sich her sah, sprach er laut: „Ich glaub, die Schlingel meinen, daß ich ihnen hie meinen Willkomm zahlen soll. Ist billig; sollen ihren Wein han, aber par ris, per risum, spottweis" (darnach seitdem die Stadt Paris geheißen ward, die man vorher Leucetia nannte). Da lupft' er lächelnd seinen schönen Hosenlatz, zog seine Mentul herfür und bebrunzelt sie so haarscharf, daß ihrer zweyhundert sechzigtausend vierhundert und achtzehn elend ersoffen ohn die Weiber und kleinen Kinder.

Hiernächst besah er die großen Glocken auf selbigen Thürnen und ließ sie harmonisch zusammen läuten; und während er also dieß noch trieb, kam ihm zu Sinn, daß sie als Schellen seiner Mär gut zu Hals stehn müßten, die er seinem Vater, mit Käsen von Brye und neuen Häringen wohl beladen wieder heimschicken wollte: nahm sie also mit in sein Herberg.

Zur selbigen Zeit entstund ein Streit zwischen den Weckenbäckern von Lerné und Grandgoschiers Landsassen, daraus ein schwerer Krieg erwuchs, und Gargantua ward heimberufen. Demnach beschritt Gargantua in Begleitung seiner Lehrer und Freund die große Mär und reiset gen Pareillé. Unterwegens traf er einen gewaltigen hohen Baum an, den man gewöhnlich St. Martinsbaum nannt, weil er aus einem Pilgerstab also erwachsen war, den vor Zeiten der heilige Martin dorthin gepflanzet. Da sprach er: „Siehe da, was mir fehlt! Dieser Baum soll mir zum Spieß und Pilgerstecken dienen." Damit riß er ihn leichtfertig aus der Erden, streift die Aest herunter und putzet' ihn zu seinem Vergnügen. Unterdessen stallt' seine Mär, sich die Blaas zu lehren, solches aber so überflüssig, daß auf sieben Meilen ein

Digitized by Google

Fluth draus ward und aller Brunzt in den Furth von Vede lief. Den schwemmt' es so gewaltsam wider den Strom an, daß des Feinds Geschwader, so allda lagen, mit Mann und Maus elendiglich daselbst ersoffen, ohn Etliche, die ihren Weg links über den Berg genommen hatten.

Als Gargantua vor dem Forst von Vede ankam, warnt' ihn einer seiner Freund, daß im Schloß noch etliche Feind verborgen lägen. Welchs zu erfahren Gargantua so laut er konnt rief: „Seyd ihr drinnen oder nicht? Wenn ihr drinnen seyd, so seyds gewesen! Seyd ihr nicht drinn, darfs nicht der Wort." Ein Bengel aber von Schützenmeister hinter der Schuß-Schar trichtet eine Kanon auf ihn, und traf ihn grausam an die rechte Schläf; es thät ihm aber nicht weher als wenn er ihn mit einer Zwetschen geworfen hätt. „Was ist dieß?" sprach Gargantua, „werft ihr uns hie mit Traubenkernen? der Herbst soll euch noch theuer kommen": denn er meint' nicht anders, die Stückkugel wär ein Traubenkern gewesen. Diejenigen, die sich im Schloß mit dem Rapiamus erlustirten, liefen, als sie den Lärmen hörten, auf Thürn und Bollwerk und thäten aus Falkonetten und Büchsen mehr denn neuntausend fünfundzwanzig Schüß auf ihn, zielten ihm all nach dem Kopf, und hagelten so hageldicht, daß er ausrief: „Mein Freund! Die Fliegen da blenden mich: o lang mir doch einen Zweig von diesen Weiden her, sie zu verscheuchen!" denn er sah die bleyernen Schusser und die Stein aus dem Wurfgeschütz für Kühfliegen an. Sein Freund bedeutet ihn aber, daß es die Fliegen aus den Kanonen im Schlosse wären, die man ihm zuschöß. Da rannt er mit seinem großen Baum wider das Schloß an, zermalmt' mit schweren Stößen Thürn und Bollwerk, und schleift' es alles dem Boden gleich, dergestalt, daß alle darinnen zerschmettert und erschlagen wurden.

Nicht lange darauf, nachdem sie das Ufer der Vede erstiegen, kamen sie in Grandgoschierens Schloß an, der ihrer mit großem Verlangen harrte. Herzten und drückten einander zum Willkomm mit offenen Armen; euer Leblang

Digitized by Google

habt ihr nicht frohere Leut gesehen. Es ist lautere Wahrheit, daß, nachdem sich Gargantua mit frischen Kleidern angethan und mit seinem Strál (der, hundert Stab lang, mit ganzen Elefantenzähnen bezahnt war) strählt, ihm auf jeden Zug über sieben Ballen Kugeln aus den Haaren fielen, so darinn bey Demolierung des Vedischen Forstes hangen geblieben. Hierauf fing man das Nachtessen an zu rüsten, und briet zum Überschuß 16 Ochsen, 3 Stärken, 32 Kälber, 63 säugende Geißlein, 95 Hammel, 300 Milchferken im feinen Most, 220 Rebhühnel, 700 Schnepfen, 400 Kapphähn von Loudun und von Cornouaille, 6000 Küchlein und eben so viel Tauben, 600 Poularden, 1400 Häslein, 303 Trappen und 1700 Schrothennen.

Die Sach erheischt, daß wir berichten, was mit sechs Pilgern sich begab, welche von St. Sebastian bey Nantes kamen und selbige Nacht, in Furcht vor den Feinden, zu einem Unterstand sich in das Bohnenstroh im Garten unter die Kohl- und Lattichstauden verkrochen hatten. Gargantua spürt' ein wenig Durst, und frug, ob man nicht Lattich haben möcht, einen Salat zu machen. Und als er hört, daß es im ganzen Land die schönsten und größten da hätt, denn sie waren so groß wie die Nuß- oder Pflaumenbäum, ging er für Lust selbst hin und bracht in seiner Hand so viel davon mit als ihm gut däucht; und zu gleicher Zeit bracht er auch die sechs Pilger mit, die sich vor großer Furcht und Angst weder zu reden noch zu husten trauten. Wie er den Lattich nun am Brunnen vorläufig abwusch, sagten die Pilger mit leiser Stimme zueinander: „Ey, ey, was da zu thun? Wir ersaufen hie unter dem Lattich. Sollen wir reden? Reden wir aber, so tödtet er uns gewiß für Kundschafter." Während sie also noch rathschlagten, warf sie Gargantua mitsamt dem Lattich in einen Küchen-Napf, so groß wie die Tonn von Eisteaux, und aß sie mit Essig, Oel und Salz zu seiner Erfrischung vorm Abendbrot. Und hätt bereits fünf Pilger verschlungen: der sechst lag noch im Napf verborgen unter einem Lattichblatt, bis auf den Pilgerstab, der drüber herfürguckt.

Digitized by Google

Als den Grandgoschier sahe, sprach er zu dem Gargantua: „Ich glaub da ist ein Schneckenhorn. Iß nit.“ „Warum?“ spricht Gargantua: „sie seyn gesund diesen ganzen Monat.“ Ergriff damit den Stab und hub den Pilger daran zugleich mit auf und aß ihn lustig. Thät darauf einen schauderhaften Zug Zirbelwein, bis das Nachtessen fertig wäre.

22. Aus den Novellensammlungen des 16. Jahrhunderts

Von drei Brüdern, welche fast wegen ihres Lateins gehängt worden wären

Drei Brüder aus gutem Hause hatten sich lange in Paris aufgehalten, aber sie hatten ihre ganze Zeit damit vergeudet, herumzuflanieren, zu spielen und Mutwillen zu treiben. Es ereignete sich, daß ihr Vater sie alle drei beauftragte, schleunigst heimzukehren. Darüber waren sie sehr bestürzt, denn sie konnten noch kein einziges Wort Latein. Sie beschlossen also, jeder solle einen Satz für seinen Bedarf erlernen. Der Älteste lernte also: Nos tres clerici[1]; der zweite nahm seinen Stoff aus der Finanzwissenschaft und lernte: pro bursa et pecunia[2]; der dritte ging an einer Kirche vorüber und behielt diese Worte aus der großen Messe im Gedächtnis: dignum et justum est[3]. Solchermaßen versorgt verließen sie Paris, um ihren Vater aufzusuchen. Sie machten untereinander aus, daß sie überall und jedem gegenüber nichts anderes reden wollten als ihr Latein; dadurch wollten sie nämlich als die gelehrtesten Leute des ganzen Landes erscheinen.

Als sie aber durch einen Wald gingen, traf es sich, daß gerade die Räuber einem Manne die Gurgel abgeschnitten hatten; die ausgeplünderte Leiche hatten sie liegen lassen. Der Profoß war mit seinen Leuten dort und fand die drei Gesellen nicht weit von der Stelle, wo der Mord verübt war

[1] Wir drei Kleriker. [2] Um Börse und Geld. [3] es ist recht und billig.

Digitized by Google

und wo der tote Körper lag. „Kommt her!“ sagte er zu ihnen, „wer hat diesen Mann erschlagen?“ Sogleich antwortete der älteste, dem die Ehre zukam, zuerst zu reden: „Nos tres clerici.“ „Oho!“ sagte der Profoß, „und warum habt ihr das getan?“ „Pro bursa et pecunia,“ erwiderte der zweite. „Gut,“ sagte der Profoß, „dafür werdet ihr gehängt werden!“ „Dignum et justum est,“ fügte der dritte hinzu. So wären denn diese armen Leute fast auf Kredit gehängt worden, wenn sie nicht, nachdem sie sahen, daß es Ernst wurde, das Latein ihrer Mutter zu sprechen angefangen hätten und gesagt hätten, wer sie wären. Der Profoß, welcher sah, daß sie jung und wenig gewitzt waren, erkannte wohl, daß sie es nicht gewesen wären. Er ließ sie laufen und begab sich auf die Verfolgung der Räuber, welche den Mord begangen hatten. „Aber hat er sie gefunden?“ „Was weiß ich, lieber Freund, ich war nicht dabei!“

Wie ein Schotte durch ein Mittel, das ihm seine Wirtin angegeben hatte, vom Bauchweh geheilt wurde

Vor noch nicht langer Zeit diente ein Schotte in der Garde des Königs von Frankreich. Er hatte von Jugend auf ein wenig an der Wissenschaft genascht, zumal da er sah, daß der König die gelehrten Leute vorzog und andererseits erwog, daß er während seiner dienstfreien Zeit reichlich Gelegenheit habe, seine Studien zu betreiben. Er suchte sich also eine Wohnung bei einer biederen Witwe und quartierte sich dort für einige Zeit ein.

Eines Tages fühlte er sich unwohl, und da er nicht hinreichend Sprachkenntnisse besaß, um sich jemand anderem gegenüber verständlich zu machen, so gedachte er, seine Wirtin um einen Rat gegen sein Leiden zu bitten und sagte zu ihr: „Madame, mich haben groß Übel an meinem Nabel!“ Seine Wirtin merkte, daß er sagen wolle, sein Bauch tue ihm weh, und daß er sie um ihre Ansicht fragen wolle, wie er rasche Erleichterung finden könne. Sie sagte zu ihm, er müsse zum

Digitized by Google

heiligen Eutrop beten, welcher, wie man sage, von diesem Übel heile. Der Schotte verstand sie, und da er fühlte, daß sein Bauch sich verschlimmerte, so wollte er den Rat seiner Wirtin nicht verachten, sondern ging in die nächstbeste Kirche und begann dermaßen dringend zu beten und zu bitten, daß die, welche ihn hörten, glaubten, der Heilige müsse sich ihm bald offenbaren. Während er in solche Betrachtungen versunken war, hatte sich zufällig ein Spitzbube hinter dem Bildnis des heiligen Eutrop versteckt und beobachtete das Gebaren der Kommenden und Gehenden. Als er die Grimassen bemerkte, die dieser Schotte schnitt, rief er laut: „So lauf doch, lauf zu Johann von Schottland und seinem Anhang!" Der Schotte verstand diese grob herausgeschleuderten Worte und glaubte, irgendein Spitzbube wolle ihn in seiner Andacht stören. Er nahm dieserhalb seinen Pfeil und seinen Bogen, beobachtete, von welchem Ort die Stimme, die er gehört hatte, ausgegangen sein könne, und schoß die Statue des Heiligen rasibus um. Der Spitzbube, welcher dahinter war, fürchtete, der Schotte möge seinen Schuß wiederholen und stieg eilends von der Leiter, auf welcher er stand, herab. Dabei verursachte er jedoch ein Geräusch; der Schotte glaubte, es sei der Heilige und machte sich auf seine Verfolgung, um ihn für die zugefügte Beleidigung zu strafen. Darüber geriet er in solche Aufregung, daß sich sein Übel sogleich verlor, und seitdem hatte er kein Bauchweh mehr.

Vom Meister Berthold, dem man einredete, daß er tot sei

Einst lebte in der Stadt Rouen — ich weiß nicht genau wo — ein Mann, der allen, die kamen und gingen, zum Zeitvertreib diente. Bald ging er in der Kleidung eines Schiffsmanns, bald in der eines Magisters oder eines Pflaumenschüttlers, aber immer war er ein Narr. Man nannte ihn Meister Berthold. Auf diesen Meistertitel war er so stolz wie ein Esel auf seinen neuen Knüppel. Hätte man diesen Titel fortgelassen, so hätte man nichts bei ihm er-

Digitized by Google

reicht; aber wenn man ihn „Meister" nannte, so wäre er auch durch ein Mauseloch gekrochen. Was ihn vollends zum Narren machte, war, daß einige biedere Meister der Zunft ihn elf Nächte hintereinander mit dicken Nadeln in den Hinterbacken, die ihn am Schlafe hindern sollten, hatten wachen lassen; dieses nämlich ist das wahre Rezept, um einen Menschen im Narrentum vollkommen zu machen.

Es ereignete sich eines Tages, daß er einigen jungen Leuten in die Hände geriet, die ihn mit aufs Land nahmen, wo sie ihm, nachdem sie allerlei Schabernack mit ihm getrieben hatten, einredeten, er sei krank. Sie ließen ihn bei einem, der sich als Priester ausgab, beichten, ließen ihn sein Testament machen, und gaben ihm schließlich zu verstehen, daß er tot wäre. Und er glaubte es, hauptsächlich deshalb, weil sie sagten, als sie ihn zum Begräbnis führten: „Ach, der arme Meister Berthold, er ist tot! Nie werden wir ihn wiedersehen, ach nein!" Sie luden ihn auf einen aus der Stadt kommenden Karren und sangen das „Libera me domine" über der Leiche des Meister Berthold, welcher mit bestem Wissen und Gewissen den Toten spielte. Es waren aber einige darunter, die ihn fühlen ließen, daß er noch lebte, denn sie stachen ihn mit Nadeln in den Hintern; aber trotzdem wagte er nicht, sich etwas ankennen zu lassen, aus Furcht, er möchte nicht tot sein, ja, er scheute sich sogar, die Schenkel zurückzuziehen, wenn er die Nadelstiche spürte. Schließlich aber stachen sie ihn so heftig, daß er es nicht mehr aushalten konnte; er hob den Kopf und sagte zum ersten, den er erblickte: „Bei Gott, du Schuft, wenn ich so lebendig wäre wie ich tot bin, so würde ich dich auf der Stelle umbringen." Und sogleich spielte er wieder den Toten und ließ sich durch nichts mehr bewegen, aufzuwachen, bis einer sprach: „Ach, der arme Berthold ist tot!" Da erhob sich unser Mann. „Ihr habt gelogen," sagte er, „für euch bin ich immer noch der ‚Meister' Berthold. Und außerdem bin ich gar nicht tot, nun gerade nicht!" So erstand Meister Berthold von den Toten auf, weil man ihn nicht „Meister" nannte.

Digitized by Google

Von einem jungen Gesellen, der sich dem Teufel ergab, um ein junges Mädchen zur Frau zu bekommen, und wie er vom Teufel befreit wurde, als er ihm auf den Rat seiner Frau ein Tier zeigte, welches er nicht kannte

Es ist lautere Wahrheit, daß einmal im Lande Languedoc ein junger Gesell lebte, der bis über die Ohren in ein junges Mädchen aus seiner nächsten Nachbarschaft verliebt war, ja, er war so heftig in Liebe zu ihr entbrannt, daß er bei Tag und bei Nacht keinen Schlaf mehr fand vor lauter Gedanken an sie. Dabei war ihre Liebe züchtig und anständig, und der junge Mann wollte das Mädchen heiraten; aber ihr Vater und ihre Mutter wollten nichts davon wissen, und als besagter junger Gesell durch seine Verwandten und Freunde um ihre Hand anhalten ließ, wurde er glatt abgewiesen. Darüber geriet er in so große Schwermut, daß er zu sterben vermeinte, und er lag lange Zeit krank. Als er ein wenig besser war, spazierte er, in trübe Gedanken versunken, außerhalb der Stadt über die Felder. Dort traf er einen Mann, welcher ihn fragte, was er habe, und er antwortete ihm, daß er Grund zur Melancholie habe und erzählte ihm seine ganze Geschichte und wie er in ein schönes Mädchen verliebt sei. Darauf entgegnete jener Fremde, er wolle ihn seiner Liebe genießen und das Mädchen heiraten lassen, wenn er ihn zufriedenstellen wolle. Der Gesell erwiderte, es gäbe nichts, was er nicht, um sie zu bekommen, tun würde, und er wolle sein ganzes Geld und Gut dafür hergeben. Jener hingegen sagte, er brauche kein Geld, habe vielmehr selber genug davon; aber wenn er sich ihm zu eigen geben wolle, so sei er es zufrieden. „Wieso zu eigen geben," sprach der Gesell, „und wer bist du?" „Ich bin", sagte der Fremde, „ein Teufel, aber hab' keine Angst, ich verspreche dir, daß ich dir nichts zu Leide tun werde. Höre mir zu: ich werde dich das Mädchen heiraten lassen und genau zehn Jahre nach eurem Hochzeitstage sollst du mir gehören, es

Digitized by Google

sei denn, daß du mir am Verfalltage ein Tier zeigst, das ich nicht kenne. In diesem Falle sollst du los und ledig sein, und ich werde nichts mehr von dir verlangen." Der Gesell fand diesen Vertrag und die Frist, die ihm blieb, ganz nach seinem Geschmack und schlug ohne weiteres ein. Der Teufel ließ sich die Unterschrift geben und ging davon, und kurz darauf holten die Verwandten und Freunde des Mädchens den Gesell und gaben sie ihm auf der Stelle zur Frau.

Nach der Hochzeit war der junge Ehemann mit seiner Frau lange Zeit hindurch guter Dinge, und er setzte sein fröhliches Leben so lange fort, bis die zehn Jahre nahezu abgelaufen waren. Da verfiel er in große Besorgnis und Schwermut, dergestalt, daß seine Frau es bemerkte und ihn fragte, was ihm fehle, aber er wollte es ihr nicht sagen; sie aber lag ihm so lange an, bis er ihr die ganze Wahrheit gestand: wie er sich habe dem Teufel ergeben, auf daß er ihn besäße, es sei denn, daß er ihm nach Ablauf der Frist ein Tier zeige, so jener nicht kennen würde. „Und wenn du ihm ein Tier zeigtest, das er nicht kennt," sagte sein Weib, „wärest du dann seiner ledig?" „Allerdings," erwiderte er, „also besagt es der Vertrag." „Und wie lange hast du noch Frist?" „Nur mehr acht Tage," erwiderte er. „Alsdann, mein Freund," sagte die Frau, „sorge dich nicht, der liebe Gott wird uns helfen, und wir werden es so einrichten, daß Euch der Leibhaftige nicht holen soll." Als der Vorabend des Verfalltages gekommen war, sagte die Frau zu ihrem Gatten: „Mein Freund, ich gehe diese Nacht zu meiner Mutter und werde nicht bei dir schlafen. Morgen stehe beizeiten auf und gehe in die Messe, und wenn du wiederkommst, wirst du in deiner Kammer das Tier finden, das der + + + nicht kennen soll, wenn du es ihm zeigst." Am andern Morgen zog sich die Frau ganz nackt aus und rieb sich mit Vogelleim ein, darauf trennte sie die Bettdecke auf und wälzte sich in den Federn, dann ging sie heim, ließ sich auf alle Viere nieder und marschierte, da ihr Mann heimkam, ärschlings durch die Kammer. Als jener sie erblickte, wußte er nicht, was das

Digitized by Google

wäre, denn nicht einmal er selber erkannte sie. Er sprang aus dem Hause und traf auf den Teufel, der ihn zu holen kam. „Also," sagte der Teufel, „da bin ich, um dich zu holen. Hast du mir noch etwas zu sagen?" „Ich bin bereit, mein Versprechen zu halten," sagte der arme Mann etwas kleinlaut, „aber zuvor will ich dir eine Bestie zeigen, die du nicht kennen wirst." „Schauen wir sie uns also an!" sagte der Teufel. Der Mann führte ihn in die Kammer, und als der Teufel die Bestie sah, war er baß erstaunt und betrachtete sie von hinten und von vorn. Einmal ging sie vorwärts und einmal rückwärts, einmal besichtigte er die Haare, so ihren Kopf bedeckten, und dann wieder jenen großen Spalt auf der anderen Seite, den er für ihren Mund hielt. Obendrein war sie noch ganz mit Federn bedeckt, und er kannte keinen Vogel und kein vierfüßiges Tier, das solche Federn trüge; ihre Haare aber hielt er für den Schwanz der Bestie. So lange er sie auch betrachtete, er ahnte nicht, was für ein Tier das sei und ging von dannen, denn er war mit seinem Latein zu Ende. Der Mann aber war los und ledig. So entging er durch die Schlauheit seiner Frau der großen Gefahr, und ihr möget daraus ersehen, daß es ein nützlich Ding ist um eine verständige und gute Frau.

Von dreien Jünglingen, welche drei Feen begegneten, und was ihnen mit den Gaben geschah, so besagte Feen ihnen gewährten

Ihr müßt wissen, daß es in Poitou war, wo sich vor alter Zeit eine Geschichte zutrug, die wert ist, der Nachwelt überliefert zu werden. Es ist Tatsache, daß in Lusignan drei Jünglinge wohnten, Söhne eines reichen Edelmannes aus besagtem Orte, welche sich allgemeiner Beliebtheit erfreuten, weil sie schön, anmutig und von Natur aus sanftmütig waren, wie es der Jugend geziemt. Es geschah aber, daß sie eines Tages eine Wanderung machten und nächtlicherweile einen Wald durchquerten. Allda trafen sie drei Feen vom Hofstaat Melusinens, welche schön, kurzweilig und über die Maßen

Digitized by Google

anmutig waren. Als diese sie kommen sahen, baten sie sie, einige jener Tänze mit ihnen zu tanzen, die im Elfenreiche üblich sind, und die Jünglinge willfahrten, verlockt durch ihre große Schönheit, der Bitte der Feen. Jede Fee nahm ihren Tänzer, und sie tanzten die ganze Nacht hindurch. Sie tanzten, hüpften, machten Bocksprünge, riefen einander an, antworteten, blieben stehen, schauten sich verliebt an, ruhten sich aus, versteckten sich und spielten sogar ein gewisses Spiel miteinander, dessen die Feen genau sowenig müde werden wie die irdischen Frauen. Endlich brach der Tag an, zum großen Erstaunen der Feen, die ihn so bald noch nicht erwartet hatten. Hierauf nahm die älteste von ihnen das Wort und sprach zu den Jünglingen: „Ihr süßen Freunde, meine Schwestern und ich, wir sind genötigt, ins Elfenreich zurückzukehren, ehe die Sonne aufgeht, aber, ihr schönen Jünglinge, in Ansehung eures guten Willens und der Mühe, die ihr euch uns zuliebe gegeben habt, sowie des Vergnügens, das ihr uns bereitet habt, gewähren wir jedem von euch zur Belohnung einen Wunsch, derart, daß der Wunsch, einmal ausgesprochen, sogleich erfüllt wird. Wenn ihr also verständig seid, so wünscht euch etwas, das euch zu Nutzen und Ehre gereicht." Nach diesen Worten verschwand die Fee und die andern mit ihr, und nie wieder hörten die drei Jünglinge etwas von ihnen.

Als die jungen Männer allein waren, verwunderten sie sich sehr über ihr Abenteuer, aber allmählich sammelten sie ihre Lebensgeister wieder und setzten ihren Weg nach Lusignan fort. Während sie so wanderten, plauderten sie von den drei Feen und von ihrer großen Schönheit und Anmut. Der eine sagte: „Sie sind nicht weniger freigebig als schön; erinnert ihr euch nicht an die Gabe, die sie uns gewährten, als sie gingen, an die drei Wünsche, die uns in Erfüllung gehen sollen?" „Allerdings," sprach der Älteste, „aber ich für meine Person brauche keine Reichtümer, keine Macht, kein Land und kein Geld, denn ich bin der Älteste, und nach Erbrecht wird das Schloß unseres Vaters an mich fallen.

Digitized by Google

Aber ihr beiden, überlegt euch eure Wünsche und sprecht sie so aus, daß ihr in Zukunft gleichfalls Macht und Reichtümer zur Genüge habt." „Das wollen wir freilich tun," erwiderten die andern, „wenn es Gott gefällt, aber Ihr seid der Älteste und müßt mit dem Wünschen beginnen; wünscht Euch etwas, das Euch und Eurem Hause Ehre macht." „Ich brauche nichts," antwortete jener. „Ihr müßt," sagten die andern, „da Ihr der Älteste seid." „Nein, bei Gott," verwahrte sich dieser, „denn ich habe nichts zu wünschen!" „So wollte ich doch," sprach der zweite, „daß Ihr für Euren bösen Willen ein Auge verlöret!" Kaum war dies Wort ausgesprochen, als ein Auge aus dem Kopf des Ältesten heraustrat und zu Boden fiel. Als dieser fühlte, daß er nur mehr ein Auge habe, begann er lauter wie ein Blinder zu schreien und seinen Bruder der ihm solches angewünscht hatte, zu schelten, und der jüngste Bruder, der den Ältesten sehr liebte, weinte und schmähte den unseligen Täter gleichfalls und sprach in seinem Zorn: „Du hast zu böser Stunde gewünscht, Unseliger, daß unser Ältester ein Auge verlöre, ich wollte, du würdest alle beide einbüßen!" Kaum waren diese Worte ausgesprochen, als die beiden Augen aus dem Kopf des zweiten heraustraten und zu Boden fielen, und dieser begann nun seinerseits zu schreien und seinen Bruder zu schelten, indem er ausrief: „Wehe mir! Was soll ich jetzt tun, da ich durch deinen treulosen Wunsch mein Gesicht verloren habe und den Weg nicht mehr finden kann!" Nun nahm der Älteste das Wort und sprach: „Hört auf mich, liebe Brüder! Ich allein habe meinen Wunsch noch nicht ausgesprochen, da ich eben noch alles besaß, was ich hätte wünschen können. Dem ist nun nicht mehr so, und deshalb wünsche ich, daß mir und meinem Bruder die Augen an ihren alten Platz zurückgegeben werden." Sogleich wurde dieser Wunsch des Ältesten erfüllt, und er erhielt sein eines, der zweite Bruder aber seine beiden Augen zurück. Und die drei Jünglinge kehrten beschämt, weil sie die Gabe der Feen so schlecht benutzt hatten, nach Lusignan zurück.

Digitized by Google

23. Fabeln von Lafontaine

Der Hase und die Schildkröte

Das Laufen führt zu nichts, geht nur rechtzeitig fort. Schildkröte und Langohr sind dafür ein Beweis. „Wetten wir," sagte sie, „daß Ihr das Ziel nicht halb so schnell wie ich erreicht." „Nicht halb? Seid Ihr verrückt?" versetzte das leichtfüßige Geschöpf, „Gevatterin, Ihr müßt purgieren mit Nieswurz, jeden Tag vier Löffel voll!" „Toll oder nicht, ich wette noch einmal."

Und so geschah's, sie alle beide legten den Einsatz nahe an das Ziel. Zu wissen, worin er bestand, darauf kommt es nicht an, auch nicht auf welchen Richter sie sich einigten. Vier Sprünge brauchte unser Hase nur zu machen, solche, versteht sich, wie er macht, wenn er die Hunde, die ihm folgen, weit zurücklässt und die weite Heide sie durchmessen lässt. Er hatte also, sag' ich, Zeit zu grasen, zu schlafen und zu lauschen, ob der Wind ihm kein verdächtiges Geräusch zutrage.

So wandelte denn das Reptil voraus in langsam feierlichem Senatorenschritt. Rüstig geht es dahin und eilt mit Weile. Indessen er mißachtet solchen Sieg, glaubt aus der Wette wenig Ruhm zu ziehn und denkt, daß es sich besser für ihn schickt, wenn möglichst spät er aufbricht. Er ruht sich, grast und unterhält sich mit allem andern, nur nicht mit der Wette. Doch endlich, als er sah, daß schon sein Gegner fast den Lauf vollendet, entflieht er wie ein Pfeil. Doch seine Mühe war umsonst: als erster läuft das Reptil durchs Ziel.

„Nun?" sprach es, „hatte ich nicht recht? Wozu dient deine Schnelligkeit? Du wolltest den Sieg mir nehmen? Und was tätest du, wenn du, wie ich, ein Haus auf einem Rücken mit dir schleppen müßtest?"

Digitized by Google

Der Milchtopf

Perette, einen Milchtopf auf dem Kopf, der wohl auf ihrem Kisschen balancierte, gedachte ohne Unfall in die Stadt zu kommen. In kurzer Kleidung ging sie raschen Schritts und trug an diesem Tage, um besonders leicht zu sein, nur einen Unterrock und flache Schuhe. So hoch aufgeschürzt, berechnet in Gedanken unsre Milchträgerin den Preis, den sie für ihre Milch davonzutragen denkt und malt sich aus, wie sie das Geld verwenden will. Sie kauft sich hundert Eier, dreimal brüten die Hennen doch im Jahr, wenn man sie gut versorgt. „Leicht kann ich", sagte sie, „die Küchlein aufziehn. Der Fuchs muß sehr gewandt sein, wenn er mir nicht so viel läßt, dafür ein Schwein zu kaufen. Ein wenig Kleie dann: das Schwein wird fett. Es war schon, als ich es bekam, von respektabler Größe. Wenn ich's verkaufe, kriege ich viel Geld, so daß ich meinen Stall — wer hindert mich daran? — um eine Kuh vergrößern kann. Die wirft ein Kalb. Schon seh ich's in der Herde springen." Perette ist entzückt von diesem Plan, sie hüpft, die Milch fällt um ... Kalb, Kuh, Schwein, Huhn, ade! Die Herrin dieser Güter läßt tränenvollen Aug's ihr Glück im Kot zurück und geht zu ihrem Mann, der sie verprügeln wird. Darüber hat man einen Schwank gedichtet, „der Milchtopf" heißt er, wie man mir berichtet.

Ach, welcher Mensch greift nicht zur Wünschelrute, wer hätte nie ein spanisch Schloß erbaut? Pikrochol, Pyrrhus, unser Milchweib, alle, der Weise und der Narr in gleichem Maß, ein jeder träumt im Wachen. Und es gibt nichts Süßres. Ein schmeichlerischer Trug hüllt unsre Sinne ein, das Glück der Erde liegt zu unsern Füßen, uns dienen alle Ehren, alle Frauen uns. Wenn ich allein bin, trotze ich dem Stärksten, den Schah von Persien werde ich entthronen, zum König wählt man mich, mein Volk verehrt mich, und die Diademe regnen auf mein Haupt. Irgendein Mißgeschick führt mich zu mir zurück: Dann bin ich wie zuvor der dumme Hans.

Digitized by Google

24. Schwänke des 17. und 18. Jahrhunderts

Der Zeichendisput

Einst kam ein Gelehrter nach Genf und sagte, er wolle disputieren, ohne sich jedoch eines anderen Verständigungsmittels als der Zeichensprache zu bedienen. Niemand wollte hierin sein Partner sein, denn dortzulande pflegt man weniger in Symbolen als vielmehr gerade heraus zu reden. Schließlich fand sich ein aus Montargis zugewanderter Schreiner, welcher sich bereit erklärte, mit dem Gelehrten gemäß dessen Wünschen zu disputieren. Man ließ beide auf einer Balustrade vor dem versammelten Volke Platz nehmen. Mit entschlossener Miene stellte sich der Gelehrte vor den Schreiner, welchen man in ein Predigergewand und ein Konsistorialbarett gehüllt hatte; er erhob den Arm, streckte die Hand aus, ballte die Faust und wies einen Finger vor. Worauf der Tischler ihm deren zwei zeigte. Nunmehr streckte der Gelehrte drei Finger aus, nämlich den Daumen, den Zeige- und Mittelfinger; der Schreiner hinwiederum zeigte ihm die geballte Faust. Schließlich hielt der Gelehrte seinem Gegner einen Apfel hin; dieser durchsuchte seine Taschen, fand ein Brödlein Brot und zeigte es seinem Partner. Nach diesem zog sich der Gelehrte, hingerissen vor staunender Bewunderung, zurück und sagte nachmals, er habe hier den gelehrtesten Menschen von der Welt angetroffen, und solange dieser Ausspruch im Schwange war, blieb die Genfer Schule in gutem Ruf.

Später fragte man den Schreiner, was er denn mit seinem Gegenüber alles verhandelt habe. Er sprach: „Er ist wirklich ein gescheiter Mann. Erst hat er mir gedroht, mir ein Auge einzudrücken, und ich habe ihn wissen lassen, daß ich ihm alle beide einschlagen wolle. Dann hat er mir in Aussicht gestellt, daß er mir die Augen ausreißen und die Nase abschneiden wolle, und ich habe ihm die Faust gewiesen, mit welcher ich ihn niederschlagen würde. Als er dann sah, daß ich zornig war, hat er mir einen Apfel vorgehalten, um mich

Digitized by Google

zu besänftigen, wie man es einem Kinde tut; ich aber habe ihm erklärt, daß ich nichts von ihm wolle, sondern selber Brot hätte, was viel mehr wert wäre." So hatte der biedere Handwerker die Metaphysik des Gelehrten auf seine Weise ausgelegt.

Von einem angeblichen Wahrsager

Ein biederer Bauersmann namens Grill hatte so oft eine gute Mahlzeit rühmen hören, daß er vor Begierde verging, sich einmal an einer solchen dick und satt zu essen. Da er nun aus Mangel an Mitteln sein Gelüste nicht befriedigen konnte, so verfiel er auf den Gedanken, er wollte sich als Wahrsager ausgeben und allerorten verkünden, daß er das Verborgene zu enthüllen wüßte. Wenn nun irgendein hoher Herr seine Entdeckerkunst in einer wichtigen Sache benötigte, so wollte er sagen, es sei ihm unmöglich diese seine Kunst auszuüben, wenn er nicht zuvor drei Tage hintereinander von Morgen bis Abend ein Mahl, bestehend aus den erlesensten Fleischgerichten des Landes, eingenommen und dazu eine Unmenge der besten Weine getrunken habe. Mit diesem Plan machte er sich auf und kam in eine Gegend, in der sich eine hochgestellte Dame aufhielt. Diese hatte einen äußerst wertvollen Diamanten eingebüßt, welchen ihr drei ihrer Diener gemeinsam entwendet hatten. Grill beteuerte auf ihre Frage, ob er ihr in betreff des Edelsteins Aufschlüsse erteilen könne, daß ihm dies eine Kleinigkeit sein würde, nur benötige er dazu drei Tage Frist und an jedem dieser Tage ein prächtiges, vom Morgen bis zum Abend währendes Mahl, andernfalls könne er nicht über seine Enthüllungsgabe verfügen. Der sehr begüterten Dame machte diese für sie unbeträchtliche Ausgabe wenig Kopfzerbrechen, und sie befahl ihrem Küchenchef, jenem alle Gerichte, die er sich wünsche, auftischen zu lassen. Darauf wurde Grill in das für ihn bestimmte Gemach geleitet und erhielt sein Abendessen. Die drei Diener aber, welche den Diebstahl begangen hatten, gerieten über die Ankunft des Wahrsagers in große Furcht,

Digitized by Google

denn sie hielten es für ausgemacht, daß ihr Vergehen offenbar werden würde. Sie berieten sich untereinander und kamen zu dem Entschluß, zunächst die drei Tage abzuwarten und während derselben den Fremden genau zu beobachten, denn einer von ihnen war dazu bestimmt worden, diesen zu bedienen.

Grill setzte sich also am folgenden Morgen zur Tafel und erhielt alles, was er sich gewünscht hatte. Als er dick und voll war, gelüstete ihn nach Schlaf, dabei richtete er zufällig seine Augen auf den Diener und sagte mit vernehmlicher Stimme: „Ah! Gott sei Dank, das war schon einer!" Damit wollte er weiter nichts sagen als: Gott sei Dank, das war schon einer der drei lange erhofften Festtage; der Diener aber in seiner Angst glaubte, er habe damit gemeint: das war schon einer der drei Spitzbuben, die den Diamanten gestohlen haben. Zitternd suchte er seine Gefährten auf und erzählte ihnen in dem sicheren Glauben, daß ihr Raub entdeckt sei, was sich zugetragen habe. Hierdurch erwachte auch das Gewissen der anderen, doch um sicherer zu gehen, beschlossen sie, daß am nächsten Tage der zweite von ihnen dem Gast aufwarten solle.

Am zweiten Tage wurde Herr Grill mit noch größerem Aufwand bedient als am ersten. Als er sich aber zurückziehen wollte, um der Ruhe zu pflegen, sagte er ganz laut im Beisein des zweiten Dieners und anscheinend seine Augen auf diesen heftend: „Ah! Gott sei Dank, das war schon der zweite!" Dem Lakai fiel das Herz in die Knie, er floh und vermehrte noch die Furcht seiner Kameraden, welche beschlossen, daß am folgenden Tage der dritte aufwarten sollte und je nachdem er Nachricht zurückbrächte, wollten sie dann über ihre weiteren Schritte schlüssig werden.

Der dritte Tag brach an und von neuem richtete man das Mahl. Der Diener war in ständiger Angst, und jedesmal wenn Herr Grill nach einer neuen Weinflasche deutete, glaubte er, jener erhebe den Finger um ihm zu drohen. Als das Essen beendet war, sprach der Wahrsager sein Dankgebet

Digitized by Google

und schloß dasselbe mit den deutlich vernehmlichen Worten: „Ah, Gott sei Dank, das waren nun alle drei! Mehr habe ich auf Erden nicht verlangt und bin nun wunschlos und zufrieden. Du, mein Freund", wandte er sich nunmehr an den Lakaien, „sage deiner Herrin, daß ich die Ehre haben werde, sie zu sprechen!" Die Missetäter dachten nicht anders, als daß er den Diebstahl entdeckt habe und am anderen Morgen die Gnädige davon benachrichtigen wolle. Sie kamen daher überein, daß sie in aller Frühe sich ihm zu Füßen werfen, die ganze Sache beichten und ihm den Diamanten übergeben wollten mit der Bitte, er möge Mitleid mit ihnen haben und sie nicht anzeigen, weil sie sonst zweifellos gehängt werden würden. Herr Grill war am anderen Morgen nicht wenig erstaunt. Er hatte nichts weniger erhofft als diese gute Nachricht, denn nachdem der Wein verraucht war, fühlte er sich bei weitem nicht mehr so wohl und gewärtigte eine seinem wagehalsigen Unternehmen angemessene Strafe. Nichtsdestoweniger hörte er das Geständnis mit ernster Miene an und lobte die Übeltäter wegen ihres freimütigen Bekenntnisses, obwohl er natürlich vermittels seiner Kunst alles schon längst gewußt habe. Dann ließ er sich noch die genauen Einzelheiten des Diebstahls erzählen, nahm den Diamanten und ließ ihn in Gegenwart der Diener im Magen eines Truthahnes verschwinden. Darauf versicherte er den Übeltätern, daß ihr Geheimnis gewahrt bleiben solle und ließ sich bei der Herrin des Hauses melden. Er erzählte ihr, wie ihr der Stein entfallen sei, als sie ihren Handschuh auszog, und daß einer ihrer Truthähne ihn verschlungen habe. Man möge ihm alle Hähne vorführen, dann wolle er den richtigen herausfinden. Die Dame war hocherfreut, denn alle Einzelheiten waren zutreffend, und sie befahl, alle Truthähne herbeizuschaffen. Herr Grill erkannte alsbald denjenigen, dem er den Edelstein eingegeben hatte und sprach: „Das ist er, gnädige Frau! Laßt ihm den Bauch öffnen, und ich wette meinen Kopf, daß Ihr den Diamanten finden werdet." Als der Stein sich wirklich vorfand, konnte die Dame sich nicht enthalten, dem erhabenen

Digitized by Google

Zauberer in die Arme zu sinken. Sie führte ihn mit an ihre Tafel, wo er an ihrer Seite sitzen mußte und ließ ihm eine ehrenvolle Belohnung auswählen.

Kurz darauf kam der Gatte der Dame zurück, welcher acht bis zehn Tage abwesend gewesen war. Der Mann war ein wenig schlauer als sein Eheweib und vermochte nicht so ohne weiteres zu glauben, daß ein Mensch wahrsagen könne. Er spottete über ihren Aberglauben, aber sie beschwur die Sache mit so heiligen Eiden, daß es ihn gelüstete, den Wahrsager kennenzulernen. Man ließ ihn holen, und der Herr fand seinen Blick so stupid, seinen Verstand so lächerlich gering, daß er in dem Glauben, seine Frau habe sich düpieren lassen, noch bestärkt wurde. Diese aber bestand auf ihrer Meinung und bat ihn, sich doch selber zu überzeugen. In diesem Augenblick ließ eine Grille, welche sich im Kamin des Zimmers befand, ihr Krikri hören. Ein Page fing das Tier und reichte es dem Herrn, welcher es gerade zwischen den Fingern hielt, als seine Frau in ihn drang, den Wahrsager auf die Probe zu stellen. Er ließ also nochmals den Fremden holen, und währenddessen ließ er sich zwei Teller geben, zwischen denen er, ohne daß es jemand merkte, das Tier versteckte. Herr Grill kam und der Schloßherr redete ihn folgendermaßen an: „Nun, mein Freund, Ihr spielt den Wahrsager und wollt hier für einen solchen gelten, aber ich weiß wohl, daß du nichts als ein Spitzbube bist und nur die Leute an der Nase herumführen möchtest. Ich will jetzt wissen, was an der Sache ist, denn wenn du nicht auf der Stelle errätst, was zwischen diesen beiden Tellern ist, so werde ich dir fünfhundert Stockhiebe aufzählen und beide Ohren abschneiden lassen." Der arme Hellseher saß sehr in der Klemme, denn er merkte, daß seine Gaunerei entdeckt war. Er richtete die Augen zum Himmel und brach in die Worte aus: „Ach, armer Grill, nun bist du gefangen!" Der Herr, der seinen Namen nicht kannte und das Wortspiel nicht verstand, glaubte, er habe in Wahrheit erraten, was sich zwischen den Tellern befand. Er schloß den Mann, dessen Tüchtigkeit er bewunderte, in seine Arme

Digitized by Google

und rief: „Verzeiht mir, edler Freund, und geht in Frieden! Ihr seid der gescheiteste Mann in Europa!“ Am andern Morgen ließ er ihn mit Gold und Silber beladen und unter großen Ehrungen abziehen. Hatte Herr Grill nicht mehr Glück als Verstand?

Der Fliegentöter

Einem Bauern aus der Normandie war von seinem Nachbarn eine Schüssel voll Milch zur Verwahrung gegeben worden. Als es sich darum handelte, dieselbe zurückzustellen, behauptete er, die Fliegen hätten die Milch gefressen. Der Nachbar machte die Sache vor Gericht anhängig, und als es zur Verhandlung kam, wurde der Bauer verurteilt, die Milch zu ersetzen. Der Angeklagte gab sich alle Mühe, diesem Urteil zu entgehen und beteuerte mehr als zwanzigmal, die Fliegen hätten es verschuldet. „Warum hast du sie denn nicht totgeschlagen?“ fragte ihn der Richter. „Ist es denn erlaubt, die Fliegen zu töten?“ versetzte jener. „Ja!“ „Ganz gleich, wo man sie trifft?“ hub der Bauer wieder an. „Ja, ganz gleich, wo man sie trifft!“ Der Bauer gewahrte gerade eine Fliege auf der Wange des Richters, erhob den Arm und versetzte ihm einen herzhaften Backenstreich mit den Worten: „Das ist eine Hauptfliege! Sie schaut ganz so aus, als ob sie zu denen gehörte, welche die Milch gefressen haben.“ Der Richter mußte seine Ohrfeige in Geduld und wortlos hinnehmen, denn er selber hatte ja die Erlaubnis dazu gegeben.

Ein Spitzbube entwendet die Kuh seines Nachbarn

Ein Spitzbube wollte die Kuh seines Nachbarn entwenden. Er schlich sich zu diesem Zweck vor Tag in dessen Stall, band das Tier los und führte es weg, indem er sich dabei stellte, als laufe er hinter ihm her. Der Nachbar erwachte von dem Lärm und streckte den Kopf zum Fenster heraus. „Nachbar,“ sagte der Dieb, „helft mir doch meine Kuh zu fangen, sie ist in Euern Hof gedrungen.“ Der

Digitized by Google

Nachbar erhob sich und half ihm, die Kuh wiederzubekommen. Der Dieb hatte nun Angst, jener möchte seine Gaunerei bemerken und bat ihn, mit ihm zum Markt zu gehen. Als der Tag graute, erkannte der arme Mann seine Kuh und sprach: „Gottes Wunder, Nachbar, Eure Kuh gleicht auf ein Haar der meinigen." „Deshalb verkaufe ich sie ja," erwiderte der Gauner, „meine Frau liegt mit der deinigen alleweile in Streit, denn sie verwechseln ihre Kühe unausgesetzt miteinander." Sobald sie im Marktflecken angekommen waren, tat der Dieb, der dem Frieden nicht traute, als habe er Geschäfte in der Stadt. Er bat seinen Nachbarn, er möge die Kuh so teuer als möglich für ihn verkaufen, er wolle ihm dann ein Trinkgeld dafür geben. Der Mann verkaufte also das Tier und brachte dem Dieb das Geld, welcher ihn in ein Wirtshaus führte, bewirtete und dann mitsamt der Zeche sitzen ließ.

Der Spitzbube begab sich hierauf nach Paris und ging eines Tages auf den Viehmarkt, wo eine Anzahl von Eseln angehängt waren. Er suchte den schönsten aus, bestieg ihn, ritt auf dem Markt umher und verkaufte ihn sehr teuer an einen Unbekannten. Der Käufer fand keinen andern Platz leer als den, welchen sein Esel soeben verlassen hatte; er band ihn daher an die alte Stelle an. Der rechtmäßige Eigentümer des Esels kam dazu und wollte das Tier losbinden, um es fortzuführen; der Käufer widersetzte sich dem, und es kam zu einer Prügelei. Der, welcher den Esel verkauft hatte, hatte sich wieder unter die Menge gemischt und machte sich ein teuflisches Vergnügen daraus, zuzuschauen, wie der Käufer am Boden lag und mit Faustschlägen bearbeitet wurde. Er konnte sich nicht enthalten zu rufen: „Haut ihn, haut ihn, immer fest, diesen Eseldieb!" Der Käufer erkannte den Mann an der Stimme, der ihm den Esel verkauft hatte und rief: „Das ist der Verkäufer, packt ihn!" Der Gauner wurde auf der Stelle verhaftet und ins Gefängnis gesteckt, wo er nach abgelegtem Geständnis verurteilt und bald darauf öffentlich hingerichtet wurde.

Digitized by Google

Der friedfertige Hahnrei

Ein junger Mann hatte eine sehr hübsche Frau geheiratet und wohnte mit ihr auf dem Lande in einem nahe der Landstraße gelegenen, einsamen Hause, das ihm gehörte. Eines Abends legten sie sich frühzeitig schlafen und vergaßen, da es in der warmen Jahreszeit war, die auf die Landstraße führende Vortüre zu schließen. Dem Gatten fiel es ein, und er fragte seine Frau, ob sie die Türe geschlossen habe. „Nein," sagte sie, „es wäre deine Sache gewesen, die Türe zuzusperren, denn du hast dich zuletzt niedergelegt." „Bitte, geh und schließe sie zu," erwiderte der Gatte. „Das tue ich nicht," sprach die Frau, „geh selber hin!" Darüber erhitzten sie sich mehr und mehr. Schließlich sagte der Mann: „Der, welcher zuerst redet, soll sie schließen." „Gut," versetzte die Frau, und von da ab blieb sie stumm.

Ein junger Soldat, den der Zufall herführte, hatte seinen Weg verloren. Er sah das einsame Haus, dessen Tür geöffnet war und trat ein, um nach dem Weg zu fragen. Da er unten niemanden antraf, stieg er hinauf und gelangte in das Schlafgemach des Ehepaares. „Weist mir bitte, liebe Leute," sprach er, „den Weg nach da und dahin." Aber niemand antwortete ihm. Er stellte mehrmals die nämliche Frage; als er aber merkte, daß sie, anstatt ihm zu antworten, den Kopf unter die Bettücher versteckten, begann er zu fluchen und zu drohen. Schließlich trat er an das Bett, zog die Decke und die Tücher ab und bemerkte, da es noch hinreichend hell war, die Umrisse eines Frauengesichts, das ihn nicht übel dünkte. Er konnte der Versuchung nicht widerstehen, näherte sich um einen weiteren Schritt und küßte die Frau, ohne daß jemand ein Wort sprach. Dieses friedliche Vorspiel ließ ihn hoffen, daß er keinen ernstlichen Widerstand finden würde; er streckte sich also neben die Frau aufs Bett, küßte und liebkoste sie und tat mit einem Worte alles, was er wollte, ohne daß der Gatte sich rührte. Als der Galan genug gekost hatte, erhob er sich und ging höchst zufrieden,

Digitized by Google

daß er einen angenehmeren Weg gefunden hatte, als er suchte. Kaum war er fort, so sprach die Schöne zu ihrem Gatten: „Ja, ist es möglich, daß du so feige bist, eine solche Frechheit unter deinen Augen zu dulden, ohne ein Wort zu sagen?“ „Ha, beim Teufel!“ entgegnete der Gatte, „du wirst die Tür zusperren, denn du hast zuerst geredet!“

Die Wette der drei Gevattern

Drei Männer, welche den größten Teil des Tages mit Saufen zugebracht hatten, waren in großer Not, wie sie bei ihrer Heimkehr ihre Frauen besänftigen sollten, die wahre Hausdrachen waren. „Ich meinerseits,“ sagte der erste, „bin entschlossen, alles hinzunehmen, was die meinige mir sagen wird, ohne ihr ein einziges Wort zu erwidern.“ „Und ich,“ sagte der andere, „werde ohne Widerrede alles tun, was die meinige mir befehlen wird.“ „Ich werde ebenso gehorsam sein,“ fügte der dritte hinzu. Es wurde verabredet, daß der, welcher das, wozu er sich verpflichtet hatte, nicht oder doch nicht so gut ausführen würde, zehn Taler zahlen müsse, welche dann verjubelt werden sollten. Sie brachen also auf und gingen alle drei in das Haus des ersten Gevatters. Sobald seine Frau ihn bemerkte, begann sie ihm ein ganzes Kyrie eleison von Schimpfworten an den Kopf zu werfen und auch die beiden andern zu schmähen, welche ihrer Behauptung nach ihren Mann zu Ausschweifungen verleitet hätten. Alle drei lauschten dieser schönen Musik, ohne ein Wort zu sagen. Die Frau glaubte, man wolle sie zum Narren halten und erhob die Hand, um ihrem Gatten eine Ohrfeige zu geben. Um ihr auszuweichen, trat dieser zurück, und im Zurückweichen traf er auf einen nichtswürdigen irdenen Topf, welcher zerbrach. „Spitzbube, Esel, Lump!“ sagte die Frau, „zerbrich alles, Missetäter, zerbrich alles!“ Er wollte ihr gehorchen, ließ alle Fensterscheiben mit einem Stockschlag klirren und schlug alles, was ihm vorkam, in Trümmer. Da stürzte die Frau mit einem Stock in der Hand auf ihn los, und er zog sich mit seinen bei-

Digitized by Google

den Kumpanen, welche Zeugen seines Gehorsams gewesen waren, zurück.

Von hier begaben sie sich in das Haus des zweiten Gevatters, dessen Frau sie in nicht minder übler Laune vorfanden, als die des ersten. Sie sang ihnen die nämliche Tonart vor und war nicht weniger freigebig mit Schimpfworten. Der Gatte erwiderte ihr mit keinem Wort und begnügte sich vielmehr damit, seinen Hintern reden zu lassen. „Scheiß auch noch, du Sau," keifte die Alte, die das gehört hatte, und er gehorchte ihr auf der Stelle. Während sie ihren Stecken suchte, um ihn zu striegeln, hatte er Zeit, seine Hosen wieder hochzuziehen und mit den beiden Genossen das Weite zu suchen.

Als sie wieder im Freien waren, stritten die beiden ersten miteinander, wer am besten gehorcht habe. Der eine sagte zu seinen Gunsten, man müsse ohne Widerrede gehorchen, und mit dem Hintern reden sei schließlich auch geredet. Der Streit war nicht leicht zu schlichten, doch der dritte meinte, das heiße um des Kaisers Bart streiten, man müsse zuvor sehen, wie er sich aus der Sache herauszöge, und er glaube, wenn es ihm ebenso gut gelingen würde wie dem ersten, so müsse der zweite zahlen, oder sein Hinterer für ihn. Die andern beruhigten sich damit, und sie begaben sich gemeinsam in das Haus des letzten. Kaum hatte dessen Ehehälfte ihn bemerkt, als sie ausrief: „Da kommt ja mein Trunkenbold, mein Weinschlauch!" Der Gatte trat ein, ohne das geringste Erstaunen zu zeigen, aber er tat, als er den Fuß über die Schwelle setzte, einen Fehltritt, welcher ihn straucheln machte. „Brich dir den Hals, Schleckmaul, das du bist, brich dir den Hals!" schrie das Weib. „Zum Teufel das Aas!" sagte er, indem er sich zurückzog, „sie ist schuld, daß ich verloren habe." Also verlor er, denn er zog es vor, zehn Taler zu zahlen, als daß er sich den Hals gebrochen hätte.

Digitized by Google

25. Blaubart

Es war einmal ein Mann, der hatte schöne Häuser in der Stadt und auf dem Lande, goldene und silberne Geräte, Möbel und Stickereien und goldene Karossen, aber unglücklicherweise hatte dieser Mann einen blauen Bart. Das machte ihn so häßlich und so abstoßend, daß Frauen und Mädchen vor ihm die Flucht ergriffen. Eine seiner Nachbarinnen, eine Dame von Stand, hatte zwei wunderschöne Töchter. Er bat sie um die Hand der einen von beiden und ließ ihr die Wahl, welche sie ihm geben wolle. Sie wollten ihn alle beide nicht, und die eine schickte ihn immer wieder zur andern, da keine sich entschließen mochte, den Mann mit dem blauen Barte zu heiraten. Was sie noch mehr abschreckte, war der Umstand, daß er schon mit mehreren Frauen vermählt gewesen war, und daß man nicht wußte, was aus diesen Frauen geworden sei. Blaubart führte sie, um ihre nähere Bekanntschaft zu machen, mitsamt ihrer Mutter und drei oder vier ihrer besten Freundinnen und einigen jungen Leuten aus der Nachbarschaft auf sein Landhaus, wo man sich volle acht Tage aufhielt. Da gab es nichts als Spaziergänge, Jagdpartien und Fischfang, nichts als Tänze und Feste und sonstige Zerstreuungen; man schlief nicht, sondern verbrachte die Nacht damit, sich gegenseitig lustige Streiche zu spielen; schließlich ging alles so gut, daß die Jüngere herauszufinden begann, der Bart des Hausherrn sei gar nicht so blau und dieser sei überhaupt ein recht ehrenwerter Mann. Als man in die Stadt zurückgekehrt war, wurde die Heirat vollzogen. Nach Verlauf eines Monats sagte der Blaubart zu seiner Frau, er müsse eine Reise in die Provinz unternehmen in einer wichtigen Angelegenheit, die ihn mindestens sechs Wochen fernhalten würde; sie möge indessen, wenn sie Lust dazu habe, ihre guten Freundinnen aufs Land kommen lassen und sich mit ihnen vergnügen. „Hier", sagte er zu ihr, „sind die Schlüssel zu den zwei großen Möbelspeichern, hier jene zum goldenen und silbernen Tafelgeschirr, das nicht alle

Digitized by Google

Tage in Gebrauch ist, die da zu den Kassetten mit meinen Edelsteinen, und dies hier ist der Hauptschlüssel zu allen Gemächern. Was nun diesen kleinen Schlüssel betrifft, so ist das der Schlüssel zur Kammer am Ende der großen Galerie im unteren Stockwerk. Du kannst alles öffnen, überall hineingehen, aber was dieses kleine Gemach anlangt, so verbiete ich dir, es zu betreten und verbiete es dir so streng, daß, falls es dir dennoch in den Sinn kommen sollte, es zu öffnen, du alles von meinem Zorne zu gewärtigen hättest." Sie versprach, alles, was er ihr befohlen habe, genau zu befolgen, und er stieg, nachdem er sie umarmt hatte, in seine Kutsche und trat seine Reise an.

Die Nachbarinnen und die guten Freundinnen warteten nicht, daß man sie holte, um die Neuvermählte zu besuchen, so ungeduldig waren sie, alle Schätze des Hauses zu besichtigen, zumal da sie nicht gewagt hatten, während der Anwesenheit des Gatten, dessen blauer Bart ihnen Angst einflößte, hinzugehen. Sie machten sich alsbald daran, durch die Zimmer, Kammern und Garderoben zu laufen, von denen eines immer schöner und kostbarer war als das andere. Zuletzt stiegen sie gar auf die Möbelspeicher, wo sie die Fülle und Pracht der Teppiche, Betten, Sofas und Tische nicht genug bewundern konnten. Sie gerieten außer sich vor Verwunderung und Neid über das Glück ihrer Freundin. Diese aber ergötzte sich nicht am Anblick dieser Schätze, weil die Ungeduld sie verzehrte, die Kammer im untern Stockwerke zu öffnen. So sehr wurde sie von ihrer Neugier geplagt, daß sie, ohne zu bedenken, wie unziemlich es sei, die Gesellschaft zu verlassen, über eine geheime kleine Stiege hinunterrannte, und zwar mit solcher Hast, daß sie zwei- oder dreimal fast den Hals dabei gebrochen hätte. An der Tür der Kammer angelangt, hielt sie eine Weile inne und dachte an das Verbot ihres Mannes, indem sie überlegte, welch ein Unglück ihr zustoßen könne, wenn sie ungehorsam wäre; aber die Versuchung war so groß, daß sie sich nicht überwinden konnte. Sie nahm also den kleinen Schlüssel und öffnete zitternd die Tür des Ge-

Digitized by Google

maches. Zuerst sah sie gar nichts, weil die Fensterläden geschlossen waren, aber nach einigen Augenblicken gewahrte sie, daß der Fußboden ganz mit geronnenem Blute überzogen war, in welchem sich die Leiber von etlichen toten Frauen spiegelten, die längs der Wand aufgeknüpft waren. Das waren alle die Frauen, die der Blaubart geheiratet hatte und welche er eine nach der andern umgebracht hatte. Sie glaubte, vor Angst sterben zu müssen, und der Schlüssel zur Kammer, den sie soeben aus dem Schloß gezogen hatte entglitt ihrer Hand. Nachdem sie ihre Lebensgeister wieder ein wenig gesammelt hatte, hob sie den Schlüssel wieder auf, versperrte die Tür und ging in ihr Zimmer hinauf, um sich ein wenig zu erholen, aber umsonst, denn sie war zu sehr erregt.

Da sie bemerkt hatte, daß der Schlüssel zur Kammer blutig war, wischte sie ihn zwei- bis dreimal ab, aber das Blut ging nicht weg, sie mochte ihn waschen, so oft sie wollte, und ihn mit Sand und Kies abreiben, immer blieb noch Blut daran, denn der Schlüssel war verhext, und es gab kein Mittel, ihn völlig zu säubern. Hatte man das Blut auf der einen Seite entfernt, so kam es auf der andern wieder zum Vorschein. Der Blaubart kam schon am gleichen Abend von der Reise zurück und sagte, er habe unterwegs Briefe erhalten, die ihm gemeldet hätten, daß die Angelegenheit, derenthalben er abgereist sei, zu seinen Gunsten geregelt wäre. Seine Frau tat alles, was sie konnte, um ihm zeigen, daß sie über seine schleunige Rückkehr entzückt sei. Am nächsten Tage verlangte er ihr die Schlüssel ab, und sie gab sie ihm, aber mit einer so zitternden Hand, daß er ohne Mühe erriet, was sich zugetragen hatte. „Woher kommt es," sagte er zu ihr, „daß der Schlüssel zur Kammer nicht bei den andern ist?" „Ich muß ihn oben auf meinem Tisch haben liegen lassen," erwiderte sie. „Vergiß nicht," sagte der Blaubart, „ihn mir alsbald zu geben!" Nach mehrmaligem Aufschieben mußte sie den Schlüssel bringen. Als der Blaubart ihn betrachtet hatte, sagte er zu seiner Frau: „Warum ist denn Blut an diesem

Digitized by Google

Schlüssel?" „Ich weiß nichts davon!" antwortete die arme Frau, bleicher als der Tod. „Du weißt nichts davon?" entgegnete der Blaubart, „aber ich weiß es wohl. Du hast die Kammer betreten wollen. Gut, meine Dame, Ihr werdet sie betreten und Euren Platz neben den andern Damen einnehmen, die Ihr darin gesehen habt." Sie warf sich weinend ihrem Gatten zu Füßen und bat ihn mit allen Zeichen wahrer Reue um Verzeihung, daß sie nicht gehorsam gewesen sei. Sie hätte einen Stein erweichen können, schön und zerknirscht, wie sie war, aber der Blaubart hatte ein Herz, das war härter als Stein: „Ihr müßt sterben, meine Dame," sagte er zu ihr, „und zwar auf der Stelle." „Wenn ich sterben muß," sagte sie, indem sie ihn mit Tränen in den Augen anblickte, „so gewährt mir ein wenig Zeit, um zu Gott zu beten." „Ich gewähre dir eine halbe Viertelstunde," erwiderte der Blaubart, „aber keinen Augenblick mehr." Als sie allein war, rief sie ihre Schwester herbei und sagte zu ihr: „Liebe Schwester Anna (denn so hieß sie), ich bitte dich, steige auf den Turm und sieh, ob meine Brüder nicht kommen; sie haben mir versprochen, daß sie heute kommen wollten, mich zu besuchen, und wenn du sie siehst, so gib ihnen ein Zeichen, sich zu beeilen. Die Schwester Anna stieg auf den Turm, und die arme zerknirschte Frau rief ihr von Zeit zu Zeit zu: „Anna, liebe Schwester Anna, siehst du noch nichts kommen?" Und die Schwester Anna antwortete ihr: „Ich sehe nichts als im Staub die Sonne glühn und nichts als des Grases Grün!" Unterdessen schrie der Blaubart, der einen großen Hirschfänger in der Hand hielt, mit der ganzen Kraft seiner Stimme: „Komm schleunig herunter oder ich steige zu dir hinauf!" „Noch einen Augenblick, ich bitte dich!" entgegnete ihm die Frau, und gleich darauf rief sie ganz leise: „Anna, liebe Schwester Anna, siehst du noch nichts kommen?" Und die Schwester Anna antwortete ihr: „Ich sehe nichts, als im Staub die Sonne glühn und nichts als des Grases Grün." „Geschwind, komm herunter!" schrie der Blaubart, „oder ich steige zu dir hinauf." „Ich komme

Digitized by Google

schon!" erwiderte seine Frau, und dann rief sie: „Anna, liebe Schwester Anna, siehst du noch nichts kommen?" „Ich sehe", antwortete ihre Schwester Anna, „eine große Staubwolke, die auf uns zukommt." „Sind es meine Brüder?" „Ach nein, liebe Schwester, es ist eine Schafherde!" „Willst du wohl herunterkommen!" schrie der Blaubart. „Noch einen Augenblick!" entgegnete seine Frau, und dann rief sie: „Anna liebe Schwester Anna, siehst du noch nichts kommen?" „Ich sehe", antwortete diese, „zwei Reiter auf uns zukommen, aber sie sind noch sehr weit weg." „Gott sei gelobt!" rief sie einen Augenblick später, „es sind meine Brüder, ich will ihnen ein Zeichen geben, so gut ich es kann, daß sie sich beeilen." Da hub der Blaubart an, so gewaltig zu schreien, daß das ganze Haus davon erbebte. Die arme Frau ging herunter und warf sich, in Tränen zerfließend und mit aufgelösten Haaren, ihm zu Füßen. „Das hilft dir nichts," sagte der Blaubart, „du mußt sterben." Dann packte er sie mit der einen Hand bei den Haaren, schwang mit der andern das Messer und wollte ihr den Hals abschneiden. Die arme Frau wandte sich nach ihm um, sah ihn mit brechenden Augen an und beschwor ihn, ihr nur einen Augenblick zu gewähren, um sich zu sammeln. „Nichts da," sagte er, „befiehl deine Seele in Gottes Hand!" und er erhob seinen Arm ... In diesem Augenblick wurde so ungestüm an das Tor geklopft, daß der Blaubart jählings innehielt; man öffnete, und sogleich sah man zwei Reiter am Eingang, die den Degen in der Faust geradeswegs auf den Blaubart losstürzten. Er erkannte die Brüder seiner Frau, einen Dragoner und einen Musketier, und ergriff sogleich die Flucht, um sich zu retten; aber die beiden Brüder folgten ihm auf dem Fuße und erwischten ihn, bevor er die Freitreppe erreichen konnte. Sie stießen ihm ihre Degen durch den Leib und ließen ihn tot liegen. Die arme Frau war fast ebenso tot wie ihr Gatte und hatte nicht die Kraft, sich zu erheben, um ihre Brüder zu umarmen. Es fand sich, daß der Blaubart keine Erben hatte und daß somit die Frau Herrin all seiner Habe blieb. Sie

Digitized by Google

verwendete einen Teil davon, um ihre Schwester Anna mit einem jungen Edelmann zu verheiraten, der sie schon lange liebte; einen andern Teil, um für ihre zwei Brüder den Hauptmannsrang zu erkaufen, und den Rest, um sich selber mit einem sehr ehrenwerten Manne zu verheiraten, der sie die schlimme Zeit vergessen ließ, die sie mit dem Blaubart verbracht hatte.

26. Der gestiefelte Kater

Ein Müller hinterließ den drei Söhnen, die er hatte, als ganzes Erbteil nur eine Mühle, seinen Esel und einen Kater. Die Teilung war bald vollzogen, weder der Notar noch der Sachwalter brauchten in Tätigkeit zu treten. Sie hätten übrigens auch bald das armselige Erbe aufgezehrt. Der Älteste bekam die Mühle, der zweite den Esel und dem Jüngsten blieb nur der Kater. Dieser letztere konnte sich gar nicht trösten über seinen kläglichen Anteil. „Meine Brüder", sagte er, „werden sich ihr Brot ehrlich verdienen können, wenn sie zusammenhalten, ich aber, wenn ich meinen Kater verspeist und mir aus seinem Pelz einen Pulswärmer gemacht haben werde, ich werde Hungers sterben müssen." Der Kater, der diese Worte verstand, es aber nicht merken ließ, sagte zu ihm mit ernster und gesetzter Miene: „Bekümmert Euch nicht, Herr, Ihr braucht mir nur einen Sack zu geben und mir ein paar Stiefel machen zu lassen, mit denen ich durch das Gestrüpp laufen kann, und ihr werdet sehen, daß Euer Anteil gar nicht so kläglich ist wie Ihr glaubt." Obwohl der Gebieter des Katers nicht gerade viel darauf gab, so hatte er doch schon oft seine Geschicklichkeit beim Fang der Ratten und Mäuse bewundert (wie zum Exempel, wenn er sich an den Füßen aufhängte oder sich in der Mehltonne liegend tot stellte), daß er nicht alle Hoffnung aufgab, von ihm in seiner Not Beistand zu erhalten. Als der Kater das bekommen hatte, um was er gebeten, zog er herzhaft seine Stiefel an, warf sich den Sack um den Hals, dessen

Digitized by Google

Schnüre er mit den Vorderpfoten festhielt, und begab sich nach dem Karnickelberg, wo es eine Unmenge Kaninchen gab. Er tat Kleie und Schlingen in seinen Sack, und indes er sich hinstreckte, als ob er tot wäre, wartete er, bis irgendein junges, in den Ränken dieser Welt noch wenig erfahrenes Kaninchen in den Sack schlüpfen würde, um das zu fressen, was er hineingetan hatte. Kaum hatte er sich niedergelegt, so sah er seinen Wunsch schon erfüllt: ein junger Leichtfuß von Kaninchen kroch in den Sack, und Meister Hinz zog geschwind die Schnüre zu, packte es und tötete es ohne Erbarmen. Ganz stolz auf seine Beute ging er zum König und verlangte, ihn zu sprechen. Man gewährte ihm Eintritt in das Gemach Sr. Majestät, wo er beim Eintritt dem Könige einen tiefen Bückling machte. Darauf sprach er zum König: „Seht hier, allergnädigster Herr, ein Kaninchen vom Karnickelberg, welches der Herr Marquis von Carabas (das war der Name, welchen er seinem Herrn beizulegen für gut fand) mir geheißen hat, Euch in seinem Auftrag zu überreichen." „Sage deinem Herrn," erwiderte der König, „daß ich ihm danke und daß er mir eine Freude gemacht hat!" Ein andermal versteckte er sich in einem Kornfeld, immer seinen Sack offen haltend, und als zwei Rebhühner hineingeschlüpft waren, zog er wieder die Schnüre zu und fing sie alle beide. Dann überreichte er sie wieder dem Könige, wie er es mit dem Kaninchen vom Karnickelberg gemacht hatte. Der König nahm die beiden Rebhühner mit Vergnügen entgegen und ließ ihm ein gutes Trinkgeld verabreichen. Der Kater brachte nun zwei bis drei Monate lang von Zeit zu Zeit dem Könige Wildbret von der Jagd seines Herrn.

Eines Tages hatte er erfahren, daß der König mit seiner Tochter am Flußufer entlang eine Spazierfahrt machen wollte, und er sagte zu seinem Herrn: „Wenn Ihr meinem Rat folgen wollt, so ist Euer Glück gemacht. Ihr braucht nur an einer Stelle im Fluß, die ich Euch zeigen werde, zu baden; das übrige überlaßt mir!" Der Marquis von Carabas tat, wie sein Kater ihm geraten hatte, ohne zu wissen, wozu dies

Digitized by Google

gut wäre. Während er badete, fuhr der König vorüber, und der Kater begann aus Leibeskräften zu schreien: „Zu Hilfe! Zu Hilfe! Der Marquis von Carabas ertrinkt!“ Auf dieses Geschrei hin steckte der König seinen Kopf aus dem Kutschenschlag und erkannte den Kater, der ihm so oft Wildbret gebracht hatte. Er befahl seiner Leibwache, dem Marquis von Carabas unverzüglich zu Hilfe zu eilen. Unterdes man den armen Marquis aus dem Wasser zog, trat der Kater zur Kutsche und berichtete dem Könige, während sein Herr gebadet habe, seien Diebe gekommen und hätten die Kleider desselben mitgenommen, obwohl er aus Leibeskräften: Diebe! geschrien hätte (der Spitzbube hatte sie unter einem großen Stein versteckt). Der König befahl auf der Stelle seinen Kammerdienern, eines seiner prächtigsten Gewänder für den Herrn Marquis von Carabas zu holen. Der König erwies ihm tausend Aufmerksamkeiten, und da die schönen Kleidungsstücke, die man ihm gerade angelegt hatte, sein stattliches Aussehen ungemein hoben (denn er war hübsch und wohlgestaltet), so fand ihn die Königstochter sehr nach ihrem Geschmack, und der Marquis von Carabas hatte ihr noch keine zwei bis drei sehr ehrerbietige und ein wenig zärtliche Blicke zugeworfen, als sie sich schon bis zum Wahnsinn in ihn verliebte. Der König wünschte, daß er zu ihm in die Kutsche steige und an der Spazierfahrt teilnähme. Der Kater sah mit Entzücken, daß sein Plan von Anfang an so gut gelang und lief geschwind voraus. Unterwegs traf er Bauern, welche eine Wiese mähten, und sprach zu ihnen: „Ihr guten Leute, die ihr da mäht, wenn ihr dem Könige nicht sagt, daß die Wiese, die ihr mäht, dem Herrn Marquis von Carabas gehört, so werdet ihr alle kurz und klein gehackt wie Pastetenfleisch.“ Der König verfehlte nicht, die Mäher zu fragen, wem die Wiese gehörte, die sie mähten. „Dem Herrn Marquis von Carabas!“ sagten alle wie mit einem Munde, denn die Drohung des Katers hatte ihnen Furcht eingejagt. „Ihr habt da ein schönes Erbe!“ sagte der König zum Marquis von Carabas. „Ihr seht, allergnädigster Herr,“ erwiderte der

Digitized by Google

Marquis, „es ist eine Wiese, die alle Jahre einen reichlichen Ertrag gibt." Meister Hinz, der immer vorauslief, traf auf Schnitter und sprach zu ihnen: „Ihr guten Leute, die ihr da Korn schneidet, wenn ihr dem Könige nicht sagt, daß die Felder alle dem Herrn Marquis von Carabas gehören, so werdet ihr kurz und klein gehackt wie Pastetenfleisch." Der König, der einen Augenblick später vorüberfuhr, wollte wissen, wem all die Kornfelder, die er erblickte, gehörten: „Dem Herrn Marquis von Carabas!" erwiderten die Schnitter, und der König freute sich wieder mit dem Marquis daran. Der Kater lief weiter vor der Kutsche her und sagte allen denen, die er traf, immer das gleiche; und der König war erstaunt über die großen Besitzungen des Herrn Marquis von Carabas. Meister Hinz gelangte schließlich in ein schönes Schloß, dessen Besitzer ein Menschenfresser war, der reichste, den man jemals gesehen hatte, denn alle Ländereien, an denen der König vorübergefahren war, gehörten zu seinem Schloß. Der Kater, der sich zuvor fürsorglich erkundigt hatte, wer dieser Menschenfresser wäre, und welche Künste er verstände, verlangte, mit ihm zu reden, indem er sagte, er habe nicht so nahe am Schlosse vorübergehen wollen, ohne sich die Ehre zu geben, ihm seine Aufwartung zu machen. Der Menschenfresser empfing ihn so höflich, wie ein Menschenfresser nur irgend kann, und bat ihn, Platz zu nehmen. „Man hat mich versichert," sagte der Kater, „daß Ihr die Gabe besitzt, Euch in jedes beliebige Tier zu verwandeln, daß Ihr zum Beispiel die Gestalt eines Löwen oder eines Elefanten annehmen könnt." „Das ist wahr," entgegnete der Menschenfresser barsch, „und um es Euch zu beweisen, sollt Ihr gleich sehen, wie ich zu einem Löwen werde." Der Kater war so erschrocken, einen Löwen vor sich zu sehen, daß er unverzüglich an der Dachrinne heraufkletterte, nicht ohne Mühe und Gefahr, denn seine Stiefel taugten nicht zum Marschieren auf den Ziegeln. Als der Kater einige Zeit darauf gesehen hatte, daß der Menschenfresser seine vorherige Gestalt wieder abgelegt hatte, kam er wieder herunter und

Digitized by Google

gestand, daß er in großer Angst gewesen sei. „Man hat mich weiterhin versichert," sagte der Kater, „— aber ich könnte es niemals für möglich halten —, daß Ihr auch die Fähigkeit hättet, die Gestalt der kleinsten Tiere anzunehmen, zum Beispiel Euch in eine Ratte oder in eine Maus zu verwandeln; ich gestehe Euch, daß ich das für gänzlich unmöglich halte." „Unmöglich?" entgegnete der Menschenfresser, „Ihr sollt es gleich sehen." Und in demselben Augenblick verwandelte er sich in eine Maus, welche auf dem Fußboden umherzulaufen begann. Kaum hatte sie der Kater bemerkt, so stürzte er sich auch schon darauf und fraß sie auf. Unterdessen hatte der König im Vorbeifahren das schöne Schloß des Menschenfressers gesehen und wollte sich hineinbegeben. Der Kater hörte die Kutsche über die Zugbrücke rasseln, lief hinaus und sprach zum König: „Eure Majestät sind hochwillkommen in diesem Schlosse des Herrn Marquis von Carabas!" „Wie, Herr Marquis!" rief der König aus, „auch dies Schloß gehört Euch? Es kann nichts Schöneres geben als diesen Hof und all die Gebäude, welche ihn umgeben; laßt uns nun gefälligst die inneren Räume in Augenschein nehmen!" Der Marquis reichte der jungen Prinzessin den Arm und folgte dem König, der voranschritt. Sie betraten einen großen Saal, in welchem sie ein treffliches Mahl vorfanden, das der Menschenfresser für seine Freunde hatte herrichten lassen, die ihn am gleichen Tage hätten besuchen wollen, aber sich nicht hereingetraut hatten, weil sie von der Ankunft des Königs erfuhren. Der König war entzückt von den guten Eigenschaften des Herrn Marquis von Carabas, ebenso wie seine Tochter, die ganz vernarrt in ihn war; und da er die großen Besitzungen sah, die ihm gehörten, sagte er, nachdem er fünf bis sechs Schluck getrunken hatte: „Es hängt nur von Euch ab, Herr Marquis, ob Ihr mein Schwiegersohn werdet." Der Marquis machte einen tiefen Bückling und nahm die Ehre an, die ihm der König erwies; und noch am nämlichen Tage vermählte er sich mit der Prinzessin. Der Kater ward ein großer Herr und lief nur mehr Vergnügens halber den Mäusen nach.

Digitized by Google

27. Aschelbrödel oder das kleine Glaspantöffelchen

Es war einmal ein Edelmann, der nahm in zweiter Ehe eine Frau, die hochmütigste und stolzeste, die man je gesehen hat. Sie hatte zwei Töchter ganz nach ihrer Art, die ihr in jeder Beziehung glichen. Der Mann hatte eine Tochter aus erster Ehe, aber von einer Sanftmut und Güte ohnegleichen: das hatte sie von ihrer Mutter, welche die beste Frau von der Welt gewesen war. Kaum war die Hochzeit vorüber, so ließ die Stiefmutter ihre böse Laune losbrechen. Die guten Eigenschaften des Kindes waren ihr zuwider, weil sie ihre eigenen Töchter nur noch verabscheuungswürdiger erscheinen ließen. Sie lud ihr die niedrigsten Verrichtungen im Hause auf: sie mußte das Geschirr putzen und die Stiegen und das Zimmer der Gnädigen scheuern sowie jenes ihrer Fräulein Töchter; sie schlief ganz oben auf dem Speicher auf einem elenden Strohsack, während ihre Schwestern in Gemächern mit Parkettböden ruhten, wo sie Betten von der neuesten Mode hatten, und Spiegel, in denen sie sich vom Kopf bis zum Fuße betrachten konnten. Das arme Mädchen ertrug alles geduldig und wagte nicht, sich bei ihrem Vater darüber zu beklagen, der sie doch nur gescholten haben würde, weil seine Frau ihn gänzlich beherrschte. Wenn sie ihre Arbeit verrichtet hatte, so pflegte sie sich in der Asche am Ofen niederzulassen, daher nannte man sie im Hause gemeinhein Aschenhocker[1]; die jüngere Schwester, welche nicht ganz so feindselig war wie die ältere, nannte sie Aschenbrödel[2]; indes war Aschenbrödel mit seinen armseligen Kleidern hundertmal schöner als seine Schwestern, wenn sie auch noch so kostbar ausstaffiert waren.

Es ereignete sich nun, daß der Königssohn ein Ballfest gab, zu welchem er alle Leute von Stand einlud; unsere beiden Fräulein waren gleichfalls gebeten, denn sie spielten eine große Rolle im Lande. Da sah man sie nun in bester Laune damit beschäftigt, ihre Kleider und ihren Kopfputz auszu-

[1] Cucendron = Cul + cendre. [2] Cendrillon.

Digitized by Google

suchen, der ihnen am besten anstände; neue Plage für Aschenbrödel, denn sie mußte das Leinenzeug ihrer Schwestern bügeln und ihre Manschetten fälteln; es wurde nur mehr davon geredet, wie sie sich anziehen wollten. „Ich," sagte die ältere, „ich werde mein rotes Sammetkleid mit dem englischen Spitzenausputz anlegen." „Ich," sagte die jüngere, „ich habe nur meinen gewöhnlichen Rock, aber dafür ziehe ich den Mantel mit den goldenen Blumen an und meine Diamantspange, die nicht zu den unscheinbarsten gehört." Man ließ die beste Haarkräuslerin kommen, um die Haarpuffen in Doppelreihen aufzustecken und kaufte Schönheitspflästerchen bei der ersten Künstlerin; dann riefen sie Aschenbrödel herbei, um ihren Rat zu erholen, denn sie hatte einen guten Geschmack. Aschenbrödel gab ihnen die besten Ratschläge von der Welt und erbot sich sogar, ihnen das Haar zu richten, was sie sich gern gefallen ließen. Während Aschenbrödel sie frisierte, sagten sie zu ihr: „Aschenbrödel, hättest du nicht auch Lust, auf den Ball zu gehen?" „Ach, liebe Fräulein, ihr spottet! Da gehöre ich nicht hin!" „Da hast du recht, man würde hübsch lachen, wenn man einen Aschenhocker auf den Ball gehen sähe." Jede andere als Aschenbrödel hätte ihnen das Haar verkehrt gemacht, aber sie war sanftmütig und frisierte sie tadellos. Fast zwei Tage lang blieben sie ohne Nahrung, so außer sich waren sie vor Freude, man zerriß über ein Dutzend Schnürbänder, so fest schnürte man sie, um ihnen schlankere Hüften zu geben, und sie gingen nicht von ihrem Spiegel fort. Endlich kam der Glückstag, sie fuhren davon, und Aschenbrödel verfolgte sie mit den Augen, solange sie konnte; als sie nichts mehr von ihnen sah, begann sie zu weinen. Ihre Patin sah sie so in Tränen aufgelöst und fragte sie, was sie habe. „Ich möchte gern . . . ich möchte gern . . .!" sie weinte so heftig, daß sie ihren Satz nicht vollenden konnte. Ihre Patin, die eine Fee war, sagte zu ihr: „Du möchtest gern auf den Ball gehen, nicht wahr?" „Ach, ja," erwiderte Aschenbrödel seufzend. „Nun gut, willst du ein braves Mädchen sein," sagte die Patin, „so will ich dich hinbringen." Sie

Digitized by Google

führte Aschenbrödel in ihre Kammer und sprach zu ihr: „Geh in den Garten und hole mir einen Kürbis!" Aschenbrödel ging sogleich hin und brachte den schönsten, den sie finden konnte, ihrer Patin; freilich konnte sie sich nicht denken, wie dieser Kürbis es ihr ermöglichen sollte, auf den Ball zu gehen. Ihre Patin höhlte ihn aus, und als nur noch die Schale daran war, schlug sie mit ihrem Zauberstäbchen auf den Kürbis, und im Nu ward dieser in eine schöne, über und über vergoldete Kutsche verwandelt. Dann schaute sie in ihre Mausfalle, worin sie sechs noch lebendige Mäuse vorfand; sie hieß Aschenbrödel die Klappe der Mausefalle ein wenig heben, und einer jeden Maus, die hinausschlüpfte, gab sie einen Schlag mit ihrem Stäbchen, und im Handumdrehen war jede Maus in ein schönes Pferd verwandelt, das gab ein prächtiges Sechsergespann, gezogen von mausgrauen Apfelschimmeln. Da sie in Sorge war, aus was sie einen Kutscher machen sollte, sagte Aschenbrödel: „Ich will nachschauen, ob keine Ratte in der Rattenfalle ist, daraus könnten wir einen Kutscher machen." „Du hast recht," sagte die Patin, „geh und schau!" Aschenbrödel brachte ihr die Rattenfalle her, in welcher drei fette Ratten waren. Die Fee wählte die mit dem dichtesten Bartwuchs unter den dreien aus und, nachdem sie sie mit ihrem Stabe berührt hatte, ward sie in einen dicken Kutscher verwandelt, der einen der schönsten Schnurrbärte hatte, die man je gesehen. Dann sprach sie zu ihr: „Geh in den Garten, dort wirst du sechs Eidechsen hinter der Gießkanne finden; bringe sie mir!" Kaum hatte sie diese der Patin gebracht, als sie auch schon in sechs Lakaien verwandelt waren, die geschwind in ihren verbrämten Gewändern hinten auf die Kutsche kletterten und sich dort festhielten, als ob sie nie in ihrem Leben etwas anderes getan hätten. Darauf sagte die Fee zu Aschenbrödel: „So, siehst du, damit kannst du auf den Ball gehen. Bist du nicht recht froh?" „Ja, aber soll ich so, wie ich bin, in meinen garstigen Kleidern gehen?" Ihre Patin berührte sie nur mit ihrem Stäbchen, und sogleich waren ihre Kleider in Gewänder aus Gold- und Silberstoffen ver-

Digitized by Google

wandelt, ganz mit Edelsteinen besetzt. Dann reichte sie ihr ein Paar Glaspantöffelchen, die schönsten von der Welt. Als sie solcherweise geschmückt war, stieg sie in die Kutsche; doch ihre Patin ermahnte sie, vor allen Dingen ja nicht über Mitternacht auszubleiben, denn falls sie einen Augenblick länger auf dem Ball verweilen würde, so wäre ihre Kutsche wieder ein Kürbis, ihre Pferde wieder Mäuse, ihre Lakaien wieder Eidechsen, und ihre alten Kleider würden ihre frühere Gestalt wieder annehmen. Sie versprach ihrer Patin, sie wolle nicht verfehlen, den Ball vor Mitternacht zu verlassen; dann fuhr sie davon, ganz außer sich vor Freude.

Der Königssohn, dem man gemeldet hatte, daß soeben eine unbekannte hohe Prinzessin vorgefahren sei, beeilte sich, sie zu empfangen, er bot ihr beim Aussteigen aus der Kutsche den Arm und geleitete sie in den Saal, wo die Gesellschaft versammelt war. Sogleich entstand ein allgemeines Schweigen, man hörte zu tanzen auf, und die Geigen verstummten, so sehr war man in die Betrachtung der außergewöhnlichen Schönheit dieser Unbekannten versunken. Man vernahm nur noch ein Stimmengewirr: „Ach, wie schön sie ist!" Der König selber, so alt er auch war, konnte es nicht unterlassen, sie anzuschauen, und er flüsterte der Königin zu, er habe schon lange kein so schönes und liebenswürdiges Wesen mehr gesehen. Sämtliche Damen musterten aufmerksam ihren Kopfputz und ihre Kleider, um sich gleich am nächsten Tage ähnliche zu verschaffen, vorausgesetzt, daß sich überhaupt noch so schöne Stoffe und so geschickte Hände auffinden ließen. Der Königssohn wies ihr den Ehrenplatz an, dann nahm er sie und führte sie zum Tanze, und sie tanzte so anmutig, daß man sie nur noch mehr bewunderte. Man trug ein treffliches Mahl auf, von welchem der junge Prinz nichts aß, so sehr war er damit beschäftigt, sie anzuschauen. Sie setzte sich zu ihren Schwestern und erwies ihnen tausend Aufmerksamkeiten, sie teilte ihnen von den Orangen und Limonen aus, die der Prinz ihr gegeben hatte, was diese sehr wunderte, denn sie kannten sie gar nicht. Während sie so plauderten, hörte Aschenbrödel die Uhr

Digitized by Google

dreiviertel auf Zwölf schlagen: sogleich machte sie eine tiefe Verbeugung vor der ganzen Gesellschaft und enteilte so geschwind als sie konnte. Sobald sie heimgekommen war, suchte sie ihre Patin auf, dankte ihr und sagte zu ihr, sie möchte gar zu gern auch am nächsten Tage auf den Ball gehen, weil der Königssohn sie darum gebeten habe. Als sie noch dabei war, ihrer Patin alles zu erzählen, was sich auf dem Balle zugetragen hatte, klopften die beiden Schwestern an das Tor; Aschenbrödel ging, um ihnen zu öffnen: „Wie spät ihr heimkommt!" sagte sie gähnend und sich die Augen reibend und sich reckend, als ob sie gerade erst aufgewacht sei; sie hätte indessen keine Lust zum Schlafen gespürt, seit sie auseinandergegangen waren. „Wenn du auf dem Ball gewesen wärest," sagte die eine der Schwestern, „so hättest du dich gewiß nicht gelangweilt. Die schönste Prinzessin war dort, die allerschönste, die man nur sehen kann; sie hat uns tausend Höflichkeiten erwiesen, sie hat uns Orangen und Limonen gegeben." Aschenbrödel geriet fast außer sich vor Freude: sie fragte jene nach dem Namen dieser Prinzessin, aber sie antworteten, daß man diesen nicht wisse, und gerade das sei der größte Kummer des Königssohnes, der um alles in der Welt gern wissen möchte, wer sie sei. Aschenbrödel lächelte und sagte: „Sie war wohl schön? Mein Gott, wie seid ihr glücklich, könnte ich sie nicht einmal zu Gesicht bekommen? Ach, Fräulein Plaudertasche, leiht mir doch Euer gelbes Kleid, daß Ihr alle Tage tragt!" „Wirklich", sagte Fräulein Plaudertasche, „das kannst du dir denken, mein Kleid einem garstigen Aschenhocker leihen, wie du einer bist, da müßte ich ganz verrückt sein!" Aschenbrödel erwartete diese abschlägige Antwort und war recht froh darüber, denn sie wäre in große Verlegenheit geraten, wenn ihre Schwester ihr das Kleid hätte leihen wollen.

Am folgenden Tage waren die beiden Schwestern auf dem Ball und Aschenbrödel gleichfalls, aber noch reicher geschmückt als das erstemal. Der Königssohn hielt sich ständig in ihrer Nähe auf und sagte ihr unausgesetzt Liebenswürdigkeiten. Das junge Mädchen langweilte sich keinen Augenblick und

Digitized by Google

vergaß derart die Warnung ihrer Patin, daß sie schon den ersten Schlag der Mitternachtsglocke vernahm, als sie glaubte es sei erst elf Uhr; sie sprang auf und floh so behende wie ein Reh von dannen. Der Prinz folgte ihr, konnte sie aber nicht einholen; sie ließ einen von ihren gläsernen Pantoffeln fallen, den der Prinz sorgfältig aufhob. Aschenbrödel kam daheim ganz außer Atem an, ohne Kutsche, ohne Lakaien und in ihren abscheulichen Kleidern, nichts war ihr von der ganzen Pracht geblieben als eines ihrer Pantöffelchen, das Gegenstück zu dem, das sie hatte fallen lassen. Man befragte die Türhüter des Schlosses, ob sie nicht eine Prinzessin hätten herauskommen sehen; sie sagten, niemand sei herausgekommen außer einem sehr schlecht gekleideten jungen Mädchen, das eher wie eine Bäuerin denn wie eine Dame ausgesehen hätte. Als ihre beiden Schwestern vom Balle heimkamen, fragte sie Aschenbrödel, ob sie sich wieder so gut unterhalten hätten und ob die schöne Dame wieder dort gewesen sei. Sie bejahten es, aber sie sei entflohen, als es Mitternacht geschlagen habe und das so hastig, daß sie eines ihrer Glaspantöffelchen habe fallen lassen, das niedlichste von der Welt; der Königssohn habe es aufgehoben und den ganzen Rest des Balles damit verbracht, es zu betrachten, sicher wäre er über die Maßen verliebt in die schöne Prinzessin, der der Pantoffel gehörte.

Sie sagten die Wahrheit, denn einige Tage darauf ließ der Königssohn durch einen Trompeter öffentlich bekanntmachen, daß er diejenige, deren Fuß in den Pantoffel passe, heiraten wolle. Man probierte ihn zuerst den Prinzessinnen an, dann den Herzoginnen und dem ganzen Hofstaat, aber umsonst; Man brachte ihn zu den beiden Schwestern, die ihr möglichstes taten, um ihren Fuß in den Pantoffel hineinzuzwängen, aber sie hatten keinen Erfolg damit. Aschenbrödel, die ihnen zuschaute und ihren Pantoffel erkannte, sagte lachend: „Ich möchte doch sehen, ob er mir nicht paßt!" Ihre Schwestern lachten und spotteten sie aus, aber der Kammerherr, welcher die Pantoffelprobe besorgte, betrachtete Aschenbrödel aufmerksam und fand sie überaus schön; er sagte, es sie nur recht

Digitized by Google

und billig, und er habe den Auftrag, den Pantoffel allen jungen Mädchen anzuprobieren; darauf hieß er Aschenbrödel Platz nehmen, und wie er nun den Pantoffel ihrem Füßchen hinhielt, gewahrte er, daß derselbe ohne Mühe darüberging und wie angegossen saß. Das Erstaunen der beiden Schwestern war groß, aber es ward noch größer, als Aschenbrödel das andere Pantöffelchen aus der Tasche zog und an ihren Fuß steckte. Darüber kam die Patin herbei, welche mit ihrem Zauberstab Aschenbrödels Kleider berührte, die nun noch weit prächtiger wurden als alle die früheren. Da erkannten ihre beiden Schwestern in ihr das schöne Wesen wieder, das sie auf dem Balle gesehen hatten. Sie warfen sich ihr zu Füßen, um sie für die schlechte Behandlung, die sie ihr hatten angedeihen lassen, um Verzeihung zu bitten. Aschenbrödel hob sie auf und sagte ihnen, indem sie sie umarmte, daß sie ihnen von ganzem Herzen vergebe und daß sie sie bitte, sie immer lieb zu behalten. Darauf führte man sie zu dem jungen Prinzen, geschmückt wie sie war, und dieser fand sie noch weit schöner als je zuvor, und wenige Tage darauf heiratete er sie. Aschenbrödel, welche ebenso gut war wie schön, ließ ihre beiden Schwestern im Palaste wohnen und gab sie noch am gleiche Tage zwei vornehmen Herrn vom Hofe zur Ehe.

28. Der kleine Däumling

Es war einmal ein Holzhacker und eine Holzhackerin, die hatten sieben Kinder, lauter Buben. Der älteste war erst zehn und der jüngste sieben Jahre alt. Man könnte sich wundern, daß der Holzhacker in so kurzer Zeit so viele Kinder hatte, aber seine Frau war flink bei diesem Geschäft und bekam immer gleich zwei auf einmal. Sie waren gar arm, und ihre sieben Kinder waren ihnen sehr lästig, weil noch keines von ihnen sein Brot selber verdienen konnte. Was sie obendrein noch bekümmerte, war, daß der jüngste überaus zart war und kein Wort redete; sie hielten das für Dummheit, was doch nur ein Zeichen für die Güte seines Verstandes

Digitized by Google

war. Er war winzig klein, und als er zur Welt kam, war er nicht länger als ein Daumen, weshalb man ihn den kleinen Däumling nannte. Dies arme Kind war der Prügelknabe des ganzen Hauses, und man gab ihm stets Unrecht. Gleichwohl war er der schlauste und gescheiteste von allen seinen Brüdern, und wenn er auch wenig redete, so hörte er um so mehr zu. Es kam ein sehr schlimmes Jahr, und die Hungersnot war so groß, daß die armen Leute beschlossen, sich ihre Kinder vom Halse zu schaffen. Eines Abends, als die Kinder schon schlafen gegangen waren und der Holzhacker mit seiner Frau beim Feuer saß, sprach er aus schmerzgepreßtem Herzen zu ihr: „Siehst du nicht, daß wir unsere Kinder nicht mehr ernähren können? Ich könnte sie nicht vor meinen Augen verhungern sehen, und ich bin gesonnen, sie morgen mit in den Wald zu nehmen, um sie dort umkommen zu lassen, was sich sehr leicht machen läßt, denn während sie sich lustig tummeln und Reisig zusammenlesen, brauchen wir nur, ohne daß sie es merken, davonzulaufen." „Ach," rief die Holzhackerin aus, „könntest du wirklich deine Kinder vorsätzlich im Stiche lassen?" Ihr Mann hielt ihr umsonst ihre große Armut vor, sie brachte es nicht über sich, einzuwilligen; sie war arm, aber sie war Mutter. Indes, nachdem sie sich bedacht hatte, welchen Schmerz es ihr bereiten würde, dieselben verhungern zu lassen, willigte sie ein und legte sich unter Tränen schlafen. Der kleine Däumling hörte alles, was sie sprachen, denn, nachdem er von seinem Bett aus vernommen hatte, daß sie von wichtigen Dingen redeten, war er leise aufgestanden und unter den Schemel seines Vaters gekrochen, um ihnen zuzuhören, ohne selbst gesehen zu werden. Dann legte er sich wieder ins Bett, fand aber während der ganzen übrigen Nacht keinen Schlaf mehr, da er darüber nachdachte, was er tun solle. Er stand früh am Morgen auf und ging zum Rand eines Baches, wo er seine Taschen mit weißen Kieselsteinchen anfüllte, und dann kam er wieder nach Haus. Sie machten sich alle auf den Weg, und der kleine Däumling verriet seinen Brüdern nichts von alledem, was er wußte. Sie gingen in

Digitized by Google

einen dichten, dichten Wald, wo keiner den andern auf zehn Schritte Entfernung sehen konnte. Der Holzhacker machte sich daran, Holz zu schlagen und seine Kinder, das Reisig zusammenzulesen, um Bündel daraus zu machen. Wie nun Vater und Mutter sie so eifrig bei der Arbeit sahen, entfernten sie sich behutsam von ihnen und eilten dann plötzlich auf einem Seitenpfad davon. Als die Kinder sich allein sahen, fingen sie aus Leibeskräften an zu schreien und zu weinen. Der kleine Däumling ließ sie ruhig schreien, da er wohl wußte, wie sie wieder heimkommen würden; denn unter dem Gehen hatte er längs des Weges die weißen Kieselsteinchen fallen lassen, die er in seinen Taschen trug. Er sagte also zu ihnen: „Fürchtet euch nicht, liebe Brüder, Vater und Mutter haben uns hier allein gelassen, aber ich werde euch wohlbehalten nach Hause bringen, folgt mir nur!" Sie gingen hinter ihm drein und er geleitete sie bis an ihr Haus auf demselben Wege, wie sie in den Wald gekommen waren. Sie getrauten sich zuerst nicht einzutreten, sondern stellten sich alle an die Tür, um zu horchen, was Vater und Mutter redeten. In dem Augenblick, da der Holzhacker und die Holzhackerin nach Hause kamen, schickte ihnen der Ortsvorsteher zehn Taler, die er ihnen von lange her schuldete und auf die sie gar nicht mehr gerechnet hatten. Dies gab ihnen wieder neues Leben, denn die armen Leute starben fast vor Hunger. Der Holzhacker schickte sein Weib noch selbige Stunde in die Metzgerei. Da sie seit langer Zeit nichts mehr gegessen hatte, kaufte sie dreimal soviel Fleisch, als es für zwei Personen zum Abendessen nötig war. Als sie satt waren, sagte die Holzhackerin: „Ach, wo mögen jetzt meine armen Kinder sein? Sie könnten sich das, was uns übrigbleibt, schmecken lassen! Aber, Wilhelm, du warst es ja, der sie hat umbringen wollen, ich habe es im voraus gesagt, daß wir es bereuen würden. Was werden sie jetzt im Walde anfangen? Ach, du mein Gott, die Wölfe haben sie vielleicht bereits gefressen, es ist unmenschlich von dir, deine Kinder so im Stich gelassen zu haben." Der Holzhacker verlor schließlich die Geduld, denn sie sagte mehr

Digitized by Google

als zwanzigmal, daß sie es bereuen würden und daß sie es im voraus gesagt habe. Er drohte, sie durchzuprügeln, wenn sie nicht schweigen würde. Nicht daß der Holzhacker nicht noch weit mehr bekümmert gewesen wäre als sein Weib, aber sie machte ihm den Kopf ganz heiß, und er, er war vom Schlage so vieler Leute, die derlei Weiber besonders gern haben, die alles schon im voraus sagen, dagegen solche höchst unbequem finden, die immer alles schon im voraus gesagt haben wollen. Die Holzhackerin weinte in einem fort. „Ach, wo werden jetzt meine Kinder sein, meine armen Kinder?" Einmal sagte sie dies so laut, daß die Kinder, die draußen an der Türe waren, es hörten und allesamt anfingen zu schreien: „Da sind wir, da sind wir!" Sie lief geschwind hin und machte ihnen die Tür auf und sagte unter Herzen und Küssen zu ihnen: „Wie froh bin ich, euch wiederzusehen, ihr lieben Kinder, ihr seid recht müde und habt argen Hunger. Und du, Peterlein, wie schmutzig du bist, komm und laß dich abwaschen." Dieses Peterlein war ihr Ältester, und den hatte sie lieber als alle die anderen, weil er ein kleines Rotköpfchen war und sie selbst ein Rotkopf. Sie setzten sich um den Tisch herum und aßen mit solcher Lust, daß Vater und Mutter ihre Freude daran hatten; sie erzählten von der Angst, die sie im Walde ausstehen mußten und redeten fast immer alle auf einmal. Unsere guten Leute waren überglücklich, ihre Kinder daheim zu sehen, und ihr Glück währte genau solange wie die zehn Taler; als aber das Geld verbraucht war, verfielen sie wieder in ihren alten Kummer und entschlossen sich, sie abermals im Stiche zu lassen, und, damit ihr Anschlag nicht mißlinge, sie noch viel weiter wegzuführen als das erstemal. Sie konnten davon nicht so heimlich reden, als daß sie der kleine Däumling nicht doch gehört hätte; der rechnete sicher darauf, sich aus der Sache herauszuziehen, wie er es schon einmal getan, aber trotzdem er am frühen Morgen aufgestanden war, um Kieselsteinchen zusammenzulesen, konnte er dies doch nicht ausführen, denn er fand die Tür des Hauses doppelt verschlossen. Er wußte nicht, was er tun sollte; als aber die Holzhackerin

Digitized by Google

ihnen zu ihrem Frühstück jedem eine Scheibe Brot gegeben hatte, glaubte er, er könne an Stelle der Kieselsteine sein Brot nehmen und es brockenweise längs des Weges, den sie nehmen würden, ausstreuen, und so schob er es in seine Tasche. Der Vater und die Mutter führten sie an den dichtesten und dunkelsten Fleck im Walde, und sobald sie dort waren, machten sie sich auf einem Schleichwege davon und ließen sie zurück. Der kleine Däumling grämte sich darüber nicht sonderlich, weil er meinte, seinen Weg leicht wiederzufinden mittels des Brotes, das er überall ausgestreut hatte, wo er gegangen war; aber er war sehr überrascht, als er nicht ein einziges Krümchen mehr davon wiederfinden konnte; die Vögel waren gekommen und hatten alles aufgepickt. Da waren sie denn recht betrübt, denn je weiter sie liefen, desto weiter verirrten sie sich und kamen immer tiefer in den Wald. Die Nacht brach herein und es erhob sich ein heftiger Wind, der ihnen schreckliche Angst einjagte. Es war ihnen, als ob sie von allen Seiten nichts als das Heulen der Wölfe hörten, die auf sie zukamen, um sie zu fressen. Sie getrauten sich kaum, miteinander zu reden, noch auch den Kopf zu wenden. Plötzlich kam ein heftiger Regenguß, der ihnen bis auf die Haut drang, sie glitten bei jedem Schritt aus und purzelten in den Schmutz, aus dem sie sich ganz besudelt wieder erhoben, und sie wußten nicht, was sie mit ihren Händen anfangen sollten. Der kleine Däumling kletterte auf einen Baum, um zu sehen, ob er nichts entdecken könne. Wie er nun nach allen Seiten umherspähte, gewahrte er einen schwachen Schimmer wie von einem Kerzenlicht, aber das war gar weit über dem Walde drüben. Er kletterte vom Baum herab, und als er wieder unten war, sah er nichts mehr; da war er trostlos. Doch nachdem er eine Weile mit seinen Brüdern in der Richtung weitergegangen war, von wo er das Licht gesehen hatte, erblickte er es beim Heraustreten aus dem Walde von neuem. Sie gelangten endlich an das Haus, wo das Kerzenlicht war, nicht ohne mancherlei Schrecken, denn häufig verloren sie es aus den Augen, was

Digitized by Google

jedesmal der Fall war, wenn sie in eine Senkung herabstiegen. Sie klopften an die Türe, da kam eine biedere Frau und machte ihnen auf. Sie fragte, was sie begehrten, und der kleine Däumling gab zur Antwort, sie wären arme Kinder und hätten sich im Walde verirrt, und sie bäten, ihnen aus Barmherzigkeit ein Nachtlager zu geben. Als nun die Frau sah, wie herzig sie alle waren, fing sie zu weinen an und sagte: „Ach, ihr armen Kinder, wo seid ihr hingeraten? Wißt ihr nicht, daß dies hier das Haus eines Menschenfressers ist, der die kleinen Kinder auffrißt?" „Ach, liebe Frau," antwortete der kleine Däumling, am ganzen Leibe zitternd geradeso wie seine Brüder, „was sollen wir anfangen? Ganz sicher werden die Wölfe des Waldes uns heute nacht ohne Erbarmen fressen, wenn Ihr uns nicht bei Euch aufnehmt. Und da ist es uns doch lieber, wenn der gnädige Herr uns auffrißt; und vielleicht, daß er Mitleid mit uns hat, wenn Ihr so gut seid, ihn darum zu bitten." Das Weib des Menschenfressers dachte, sie könne sie bis zum nächsten Morgen vor ihrem Manne versteckt halten, ließ sie eintreten und führte sie zum Wärmen an ein tüchtiges Feuer, denn dort hing ein ganzer Hammel am Bratspieße für das Abendessen des Menschenfressers. Als sie anfingen, sich zu wärmen, hörten sie drei- bis viermal an die Tür poltern, das war der Menschenfresser, der heimkam. Unverzüglich hieß sein Weib sie sich unter das Bett verkriechen und ging hin, um die Türe aufzumachen. Der Menschenfresser fragte gleich, ob das Abendessen fertig sei und ob man Wein abgefüllt habe, und setzte sich dann ohne weiteres zu Tisch. Der Hammelbraten war noch ganz blutig, aber er dünkte ihn darum nur um so besser. Er schnüffelte nach rechts und links und sagte immerzu, daß er frisches Fleisch rieche. „Es muß dies", sagte sein Weib zu ihm, „das Kalb sein, das ich vorhin geschlachtet habe, was du riechst." „Ich rieche frisches Fleisch, ich sag' es dir noch einmal!" versetzte der Menschenfresser und sah sein Weib von der Seite an, „und es ist etwas hier, was mir nicht gefällt!" Bei diesen Worten stand er vom Tische auf und ging schnur-

Digitized by Google

stracks zum Bette hin. „Ha!“ sagte er, „schau her, wie du mich betrügen willst, du verfluchtes Weib, ich weiß nicht, wie es kommt, daß ich dich nicht auch auffresse; du kannst von Glück sagen, daß du schon so ein altes Luder bist! Dies Wildbret da kommt mir gerade recht, um es meinen Freunden, den Menschenfressern, aufzutischen, die mich dieser Tage besuchen werden.“ Er zog die Kinder, eines nach dem andern, unter dem Bette hervor. Die armen Kinder fielen auf die Knie und flehten um Erbarmen, aber sie hatten es mit dem grausamsten aller Menschenfresser zu tun, der, weit entfernt, Mitleid zu haben, sie schon mit den Augen verschlang und zu seinem Weibe sagte, das seien leckere Bissen, wenn sie noch eine gute Soße daran machen würde. Er holte ein großes Messer, und während er auf die armen Kinder losging, wetzte er es an einem langen Steine, den er in seiner linken Hand hielt. Er hatte schon eines von ihnen gepackt, da sagte sein Weib zu ihm: „Was willst du jetzt so spät noch machen, hast du nicht bis morgen früh noch Zeit genug?“ „Halts Maul!“ erwiderte der Menschenfresser, „sie werden nur desto mürber sein!“ „Aber du hast ja noch soviel Fleisch da,“ warf sein Weib ein, „das Kalb da, die zwei Hämmel und das halbe Schwein!“ „Du hast recht,“ sagte der Menschenfresser, „gib ihnen ein tüchtiges Nachtessen, damit sie nicht abmagern und bring sie zu Bett!“ Die gute Frau war überglücklich und brachte ihnen ein reichliches Abendbrot, aber sie konnten nichts herunterbringen, so voller Angst waren sie. Der Menschenfresser seinerseits machte sich wieder ans Trinken, ganz glücklich darüber, etwas zu haben, womit er seine Freunde ordentlich bewirten könne. Er trank noch um ein Dutzend Schluck mehr als gewöhnlich, was ihm ein wenig zu Kopfe stieg und ihn nötigte, sich schlafen zu legen.

Der Menschenfresser hatte sieben Töchter, die noch Kinder waren. Diese kleinen Menschenfresserinnen hatten samt und sonders eine schöne Gesichtsfarbe, weil sie wie ihr Vater von rohem Fleische lebten, aber sie hatten graue und kugelrunde Äuglein, eine krumme Nase und einen mächtig großen Mund

Digitized by Google

mit langen, sehr spitzen und sehr weit auseinanderstehenden Zähnen. Sie waren noch nicht sehr bösartig, aber doch vielversprechend, denn sie bissen schon die kleinen Kinder, um ihnen das Blut auszusaugen. Man hatte sie frühzeitig zu Bett geschickt, und nun lagen sie alle sieben in einem großen Bett, und jede von ihnen hatte eine goldene Krone auf dem Kopfe. Im nämlichen Zimmer stand ein zweites Bett von derselben Größe, in dieses Bett hieß das Weib des Menschenfressers die sieben kleinen Buben sich schlafen legen, worauf sie selber sich zu ihrem Manne legte.

Der kleine Däumling, der wohl bemerkt hatte, daß die Töchter des Menschenfressers goldene Kronen auf den Köpfen trugen und fürchtete, daß es den Menschenfresser gereuen würde, sie nicht noch am selbigen Abend umgebracht zu haben, stand gegen Mitternacht auf, nahm die Kappen seiner Brüder und die seinige und ging ganz leise hin, um sie den sieben Töchtern des Menschenfressers auf die Köpfe zu setzen, nachdem er ihnen ihre goldenen Kronen abgenommen hatte; diese setzte er nun seinen Brüdern und sich selber auf, damit der Menschenfresser sie für seine Töchter und seine Töchter für die Buben halte, die er umbringen wollte. Die Sache glückte so wie er es sich gedacht hatte; denn als der Menschenfresser um Mitternacht aufwachte, gereute es ihn, auf den nächsten Morgen verschoben zu haben, was er am Abend zuvor hätte ausführen können. Er sprang also rasch aus dem Bett und packte sein großes Messer. „Ich will nachschauen", sagte er, „wie es den kleinen Schlingeln geht, ich will keine Zeit verlieren!" Er tastete sich also ins Zimmer seiner Töchter und kam an das Bett der kleinen Buben, die allesamt schliefen mit Ausnahme des kleinen Däumlings, welcher mit Grausen die Hand des Menschenfressers seinen Kopf betasten fühlte, wie er vorher allen seinen Brüdern selbigen betastet hatte. Wie nun der Menschenfresser die goldenen Kronen spürte, sagte er: „Da hätte ich beinahe etwas Schönes angerichtet, ich sehe wohl, daß ich gestern abend zuviel getrunken habe!" Er ging dann zum Bett seiner Töchter, und als er dort die Käppchen

Digitized by Google

der Buben spürte, sagte er: „Ah, da sind sie, unsere lustigen Vögel! Nun keck ans Werk!" Mit diesen Worten schnitt er ohne Zaudern seinen sieben Töchtern den Hals ab. Höchst zufrieden mit dieser Unternehmung ging er wieder ins Bett.

Sobald der kleine Däumling den Menschenfresser schnarchen hörte, weckte er seine Brüder und hieß sie sich flink anziehen und ihm nachgehen. Sie schlichen sich leise in den Garten hinab und sprangen über die Mauer. Sie liefen schier die ganze Nacht hindurch, fortwährend zitternd und ohne zu wissen, wohin sie gingen.

Als der Menschenfresser aufwachte, sagte er zu seinem Weib: „Geh hinauf und richte unsere kleinen Schlingel her, die von gestern abend." Die Menschenfresserin war höchst erstaunt über die Gutmütigkeit ihres Mannes, denn sie ahnte nicht, was er unter Herrichten meinte, und glaubte, er befehle ihr, sie anzukleiden. So stieg sie hinauf und war ganz entsetzt, als sie ihre sieben Töchter mit abgeschnittenen Köpfen und in ihrem Blute schwimmend vorfand. Ihr erstes war, in Ohnmacht zu fallen (denn dies ist das erste Auskunftsmittel, das fast alle Weiber bei ähnlichen Anlässen gleich zur Hand haben). Da der Menschenfresser fürchtete, sein Weib brauche zu dem Geschäft, das er ihr aufgetragen, zuviel Zeit, begab er sich nach oben, um ihr behilflich zu sein. Er war nicht weniger bestürzt als sein Weib, da er das grausige Schauspiel erblickte. „Ha! Was habe ich da gemacht!" rief er aus, „sie sollen es mir büßen, die Unglückseligen, und zwar sofort." Er goß eilends seinem Weibe einen Topf Wasser ins Gesicht, und als er sie wieder zu sich gebracht hatte, sagte er: „Geschwind, gib mir die Siebenmeilenstiefel, damit ich sie noch erwische!" Er setzte sich in Trab und gelangte, nachdem er in allen Richtungen weit umhergelaufen war, endlich auf den Weg, den unsere armen Kinder einhertrotteten, die nur noch zehn Schritte von der Behausung ihres Vaters entfernt waren. Sie sahen den Menschenfresser, der von Berg zu Berg sprang und über Flüsse setzte, so leicht, als überschreite

Digitized by Google

er den kleinsten Bach. Der kleine Däumling, der dicht bei der Stelle, wo sie gerade waren, eine Felsenhöhle wahrnahm, hieß seine sechs Brüder sich darin verstecken und schlüpfte dann selbst hinein, indem er immerzu ausspähte, was aus dem Menschenfresser würde. Dieser, der sich von dem weiten Wege, den er vergeblich gemacht hatte, sehr ermüdet fühlte (denn die Siebenmeilenstiefel nehmen ihren Mann arg mit), wollte Rast halten und kam durch Zufall auf den Felsen zu sitzen, unter dem die Büblein sich versteckt hatten. Da er vor Müdigkeit sich nicht mehr halten konnte, schlief er ein, nachdem er eine Zeitlang gerastet hatte, und begann so fürchterlich zu schnarchen, daß die armen Kinder davor nicht weniger Angst hatten, als wenn er sein großes Messer schwang, um ihnen den Kopf abzuschneiden. Der kleine Däumling hatte keine so große Angst und sagte zu seinen Brüdern, sie sollten schleunigst heimlaufen, während der Menschenfresser noch fest schlafe, und sollten seinetwegen nicht in Sorge sein. Sie folgten seinem Rat und erreichten eilends das Haus. Der kleine Däumling aber trat zum Menschenfresser heran, zog ihm sachte seine Stiefel aus und legte sie sich unverzüglich selber an. Die Stiefel waren sehr groß und sehr weit, aber da sie verhext waren, hatten sie die Gabe, sich je nach dem Beine dessen, der sie anzog, zu vergrößern oder zu verkleinern, derart, daß sie so genau zu seinen Füßen und zu seinen Beinen paßten, als ob sie für ihn gemacht wären. Er ging schnurstracks zur Behausung des Menschenfressers, wo er dessen Weib traf, wie sie bei ihren ermordeten Töchtern weinte. „Euer Mann", sagte der kleine Däumling zu ihr, „ist in großer Gefahr, denn er ist einer Räuberbande in die Hände gefallen, und sie haben geschworen, ihn umzubringen, wenn er ihnen nicht all sein Gold und all sein Silber herausgäbe. Gerade als sie ihm den Dolch auf die Kehle setzten, bemerkte er mich und bat mich, Euch Botschaft von der Lage zu bringen, in der er sei, und Euch zu sagen, daß Ihr mir alles geben sollt, was er an Barschaft besitzt, ohne das geringste zurückzubehalten, weil sie ihn sonst

Digitized by Google

erbarmungslos umbringen würden. Da die Sache sehr eilt, wollte er, daß ich seine Siebenmeilenstiefel, dir Ihr da seht, anziehe, damit ich schleunigst herkäme und auch, damit Ihr nicht etwa glaubt, ich sein ein Betrüger." Die gute Frau war sehr erschrocken, denn dieser Menschenfresser war der beste Ehemann, wenn er auch die kleinen Kinder fraß. Als nun der kleine Däumling solcherweise mit allen Schätzen des Menschenfressers beladen war, kehrte er in sein Vaterhaus zurück, wo er mit tausend Freuden aufgenommen wurde. Er verhalf seiner ganzen Familie zum Wohlstand, kaufte neugeschaffene Ämter für seinen Vater und für seine Brüder, und dadurch versorgte er sie alle und machte selber ein ganz erstaunliches Glück.

29. Die Feen

Es war einmal eine Witwe, welche zwei Töchter hatte. Die Älteste glich ihr so sehr an Gemütsart und Gesicht, daß jedermann glaubte, er sähe die Mutter vor sich. Beide waren so widerwärtig und so stolz, daß man nicht mit ihnen zusammen leben konnte. Die Jüngste dagegen war das getreue Abbild ihres Vaters, was Güte und Sanftmut betraf, und obendrein war sie die schönste Jungfrau, die man hätte finden können. Da man natürlicherweise immer seinesgleichen liebt, so war die Mutter ganz versessen auf ihre älteste Tochter, während sie gleichzeitig eine heftige Abneigung gegen die jüngste empfand. Sie ließ sie in der Küche essen und ohne Unterlaß arbeiten. Unter anderm mußte das arme Kind zweimal am Tage zu einem Brunnen gehen, welcher eine gute halbe Meile vom Hause entfernt war, und Wasser schöpfen, dessen es einen ganzen Krug voll heimtragen mußte. Eines Tages, da sie bei der Quelle stand, kam eine arme Frau zu ihr, welche sie um einen Schluck Wasser bat. „Gern, liebe Mutter!" sagte die schöne Jungfrau, schöpfte sogleich Wasser aus der reinsten Stelle des Brunnens und reichte es der Alten, indem sie dabei beständig

Digitized by Google

den Krug hielt, damit jene bequemer trinken könne. Als die gute Frau getrunken hatte, sprach sie zu ihr: „Du bist so schön, so gut und brav, daß ich mich nicht enthalten kann, dir eine Gabe zu verleihen.“ Sie war nämlich eine Fee, welche die Gestalt einer Bäuerin angenommen hatte, um zu erforschen, wie artig das Mädchen eigentlich sei. „Ich gebe dir zum Geschenk,“ fuhr die Fee fort, „daß bei jedem Worte, das du redest, aus deinem Munde eine Blume oder ein Edelstein hervorgeht.“

Als das Mädchen heimkam, schnaubte es die Mutter an, weil es so spät vom Brunnen heimkomme. „Ich bitte Euch um Verzeihung, Mutter,“ sagte das arme Kind, „daß ich mich so lange versäumt habe!“ Und während sie diese Worte sprach, traten ihr zwei Rosen, zwei Perlen und zwei große Diamanten aus dem Munde. „Was sehe ich da?“ rief ihre Mutter höchst erstaunt, „ich glaube, Perlen und Diamanten kommen ihr aus dem Munde, woher ward dir das, liebe Tochter?“ (es war das erste Mal, daß sie ihr Kind „liebe Tochter“ anredete). Das arme Kind erzählte ihr arglos alles, was ihm zugestoßen war, nicht ohne dabei eine unzählbare Menge von Diamanten von sich zu geben. „Wahrhaftig,“ sagte die Mutter, „da muß ich meine Älteste hinschicken. Du, Franzl, sieh, was aus dem Munde deiner Schwester hervorgeht, wenn sie spricht. Würde es dich nicht froh machen, die gleiche Gabe zu erhalten? Du brauchst nur Wasser aus der Quelle zu schöpfen, und wenn eine arme Frau dich um einen Trunk bittet, so mußt du ihr hübsch artig das Wasser reichen.“ „Das wäre mir schön genug,“ antwortete jene trotzig, „daß ich an die Quelle ginge!“ „Ich will aber, daß du hingehst,“ sagte die Mutter, „und zwar auf der Stelle.“ Die Böse ging also unter beständigem Brummen hin und nahm dazu das schönste Silbergefäß, das sich im Hause fand. Kaum war sie am Brunnen, so sah sie eine prächtig gekleidete Dame aus dem Walde treten, welche sie um einen Trunk bat. Es war die nämliche Fee, welche sich diesmal in das Äußere und in die Gewänder einer Prinzessin

Digitized by Google

gehüllt hatte, um zu erfahren, wie unartig das Mädchen eigentlich sei. „Bin ich hierhergekommen," sagte die Stolze trotzig, „um Euch zu trinken zu geben? Sicher habe ich mein Silbergefäß ausgerechnet dazu mitgebracht, um der gnädigen Frau Wasser zu reichen. Ich bin der Meinung, daß Ihr Euch selber Wasser schöpfen könnt, wenn Euch dürstet." „Du bist nicht artig," erwiderte die Fee, ohne sich dabei zu erzürnen, „nun gut, da du so wenig gefällig bist, so gebe ich dir als Geschenk, daß bei jedem Wort, daß du aussprichst, eine Schlange oder eine Kröte aus deinem Munde kommt."

Sobald ihre Mutter sie bemerkte, rief sie ihr zu: „Nun, mein Kind?" „Nun, liebe Mutter?" antwortete ihr die Böse und warf dabei zwei Vipern und zwei Kröten aus. „O Himmel," rief die Mutter, „was seh' ich da! Aber ihre Schwester ist Schuld daran, sie soll es vergelten!" Und sogleich lief sie hin, um die Jüngste zu schlagen. Das arme Kind entfloh und rettete sich in den nahen Wald. Der Königssohn, der gerade vom Jagen heimkam, begegnete ihr, und, als er sah, wie schön sie war, fragte er sie, was sie da so allein mache und warum sie weine. „Ach, mein Herr, meine Mutter hat mich von Hause vertrieben!" Der Königssohn bemerkte, daß aus ihrem Munde fünf bis sechs Perlen und ebensoviele Diamanten hervorgingen, und bat sie, ihm zu sagen, woher ihr dies käme. Darauf erzählte sie ihm ihr ganzes Abenteuer. Den Königssohn ergriff Liebe zu ihr, und er bedachte, daß eine solche Gabe mehr wert sei als alles, was man einer andern als Brautschatz mitgeben könne; er geleitete sie daher in das Schloß seines königlichen Vaters, wo er sich mit ihr vermählte. Was die Schwester anlangt, so machte sie sich dermaßen verhaßt, daß ihre eigene Mutter sie aus dem Hause jagte, und nachdem die Unselige lange umhergeirrt war, ohne daß sich jemand gefunden hätte, der sie aufnehmen wollte, zog sie sich in einen Waldwinkel zurück, wo sie elendiglich umkam.

Digitized by Google

30. Der blaue Vogel

Es war einmal ein König, welcher sehr reich war an Land und Geld. Als seine Frau starb, war er untröstlich. Er schloß sich eine ganze Woche lang in ein kleines Kabinett ein, wo er mit dem Kopf gegen die Mauern rannte; dermaßen hatte sein Schmerz ihn von Sinnen gebracht. Man fürchtete, er möge sich umbringen und legte Matratzen zwischen das Mauerwerk und die Wandbehänge. Alle seine Untertanen gingen hin, um ihn nach Kräften in seiner Trauer zu trösten. Die einen redeten von ernsthaften und wichtigen Dingen, die anderen von anregenden und sogar von erfreulichen, aber all das machte nicht den geringsten Eindruck auf ihn, er hörte kaum, was man zu ihm sagte. Endlich erschien eine Dame bei ihm, die ganz von schwarzen Crêpestoffen und -schleiern bedeckt war und dermaßen weinte und schluchzte, daß er davon ganz überrascht war. Sie sagte ihm, sie habe sich nicht wie die andern vorgenommen, seinen Schmerz zu vermindern, sie komme vielmehr, um ihn zu vergrößern; denn es gäbe nichts Natürlicheres als die Trauer um eine gute Gattin. Sie selbst hätte den besten aller Gatten verloren und wolle ihn beweinen, solange sie Augen im Kopfe habe. Darauf verdoppelte sie ihr Wehklagen, und der König begann, ihrem Beispiel folgend, gleichfalls zu heulen. Er empfing die Dame besser als alle andern Besucher, er unterhielt sie mit den edlen Eigenschaften der Verschiedenen, und sie überbot ihn mit denen ihres Verblichenen. Sie trieb es so lange, bis sie nicht mehr wußte, was sie über ihren Schmerz reden solle. Als die schlaue Witwe bemerkte, daß das Thema fast erschöpft sei, hob sie ihren Schleier ein wenig, und der in Schmerz versunkene König labte seine Augen mit dem Anblick dieser armen Trauernden, die ihre mit langen schwarzen Wimpern umränderten großen blauen Augen nach allen Seiten drehte und wendete. Ihre Gesichtsfarbe war schon ein wenig verblüht. Der König betrachtete sie aufmerksam. Schließlich sprach er immer weniger von seiner Frau und zuletzt über-

Digitized by Google

haupt nicht mehr. Die Witwe redete davon, sie wolle ewig ihren Gatten beweinen, der König bat sie, ihren Schmerz nicht zu verewigen, und zuletzt war alle Welt sehr erstaunt, als er sie heiratete und als ihr Schwarz sich in Grün und Rosa verwandelte. Häufig genügt es, die Schwäche eines Menschen zu kennen, um ganz über ihn verfügen zu können.

Der König hatte nur eine Tochter erster Ehe gehabt, welche als das achte Wunder der Welt galt. Sie hieß Blumenschön [1], weil sie frisch, jung und schön war. Man sah an ihr keine prächtigen Kleider, vielmehr liebte sie Hauskleider aus Taffet und Blumengewinde, die in der Tat einen prächtigen Eindruck machten, wenn sie auf ihren schönen Haaren thronten. Sie war fünfzehn Jahre alt, als der König sich wieder verheiratete. Die neue Königin ließ ihre Tochter holen, welche bei ihrer Patin, der Fee Susio, aufgezogen worden war, aber sie war davon nicht schöner noch anmutiger geworden: Susios Mühe war bei ihr vergeblich gewesen, aber trotzdem liebte sie sie zärtlich. Sie hieß Forellchen [2], denn ihr Gesicht hatte rote Flecken wie eine Forelle. Ihre schwarzen Haare waren so fettig und filzig, daß man sie nicht berühren konnte, und ihre gelbe Haut schwitzte eine Art von Öl aus. Dennoch liebte sie die Königin bis zum Wahnsinn, und sie redete von nichts als von ihrem lieblichen Forellchen, und da Blumenschön alle möglichen Vorzüge vor ihr besaß, geriet sie in helle Verzweiflung. Sie erdachte alle möglichen Mittel, jene beim König anzuschwärzen, und kein Tag verging, ohne daß die Königin und Forellchen Blumenschön irgendeinen Streich spielten. Die Prinzessin war sanft und geistreich und suchte über diese Unannehmlichkeiten hinwegzukommen.

Eines Tages meinte der König, daß Blumenschön und Forellchen groß genug seien, um sich zu verheiraten, und den ersten besten Prinzen, der an den Hof käme, müsse man einer von beiden zum Manne geben. „Ich bin der Ansicht," sagte die Königin, „daß meine Tochter die erste ist, die in Betracht kommt. Sie ist älter als die deinige, und da sie tausendmal

[1] Florine. [2] Truitonne.

Digitized by Google

liebenswürdiger ist, gibt es gar kein Bedenken." Der König liebte keinen Streit und sagte, er überlasse alles ihr.

Einige Zeit darauf erfuhr man, daß der König Reizvoll[1] ankommen würde. Nie gab es einen galanteren und prachtliebenderen Fürsten, und sein Geist wie sein Körper entsprach seinem Namen. Als die Königin diese Neuigkeit erfuhr, sandte sie nach allen Stickern, Schneidern und sonstigen Handwerkern, um Forellchen auszustaffieren, sie bat aber den König, daß Blumenschön nichts Neues erhalte; sie bestach ferner ihre Hofdame, daß sie Blumenschöns sämtliche Gewänder, Edelsteine und Kopfbedeckungen am gleichen Tage entwendete, an welchem Reizvoll anlangte, so daß diese, als sie sich schmücken wollte, nicht ein einziges Band mehr vorfand. Sie merkte wohl, wer ihr dies angetan habe und sandte zu den Händlern, um Stoffe zu erhalten; aber jene erwiderten, daß die Königin ihnen verboten habe, solche abzugeben. Sie blieb also in einem recht schmutzigen Kleid und schämte sich derart, daß sie in einer Ecke des Saales Platz nahm, als Reizvoll eintraf. Die Königin empfing ihn mit großem Prunk, sie stellte ihm ihre Tochter vor, die wie die Sonne glänzte und doch in all ihrem Schmuck noch häßlicher war wie gewöhnlich. Der König wandte seine Augen von ihr ab, und die Königin wollte sich einreden, daß sie ihm zu gut gefalle und er fürchte, sich festzulegen. Sie brachte daher Forellchen beständig in seine Nähe. Er fragte, ob nicht noch eine andere Prinzessin mit Namen Blumenschön da sei, „Ja," sagte Forellchen und wies mit dem Finger nach ihr. „da versteckt sie sich, weil sie nicht artig ist." Blumenschön errötete und wurde dadurch so schön, daß der König Reizvoll ganz geblendet wurde. Er erhob sich rasch und machte der Prinzessin eine tiefe Verbeugung: „Mein Fräulein," sagte er, „Eure unvergleichliche Schönheit schmückt Euch so, daß Ihr keiner fremden Hilfe mehr bedürft!" „Mein Herr," erwiderte sie, „ich gestehe, daß ich es wenig gewöhnt bin, ein so unsauberes Kleid zu tragen wie dieses, und ihr würdet

[1] Charmant.

Digitized by Google

mich zu Dank verpflichtet haben, wenn Ihr mich nicht beachtet hättet." „Es wäre unmöglich," rief Reizvoll, „daß eine so wunderschöne Prinzessin sich irgendwo aufhalten könnte, ohne daß sie meine Augen von allem andern ablenken würde!" „Ah!" sagte die Königin erbost, „ich vergeude meine Zeit damit, Euch zuzuhören, glaubt mir, mein Herr, Blumenschön ist schon hinreichend eitel, man darf ihr nicht soviel Schmeicheleien sagen." Der König Reizvoll fand bald heraus, aus welchem Grunde die Königin so redete, aber da er nicht gesonnen war, sich Gewalt anzutun, so zeigte er seine Bewunderung für Blumenschön ganz offen und unverhüllt und unterhielt sich drei Stunden hintereinander mit ihr. Die Königin war verzweifelt und Forellchen untröstlich, nicht mehr den Vorzug vor Blumenschön zu haben; beide beklagten sich beim König und bestimmten ihn, Blumenschön in einen Turm zu sperren, wo sie den König Reizvoll nicht mehr sprechen könne. Und wirklich wurde jene, sobald sie auf ihr Zimmer zurückgekehrt war, von vier maskierten Männern oben auf den Turm gebracht, wo sie auf dem Gipfel der Trostlosigkeit zurückblieb, denn sie sah wohl, daß man sie nur deshalb so behandelte, weil man sie verhindern wollte, dem Könige zu gefallen, der ihr seinerseits schon sehr gut gefiel und den sie gern zum Gatten gehabt hätte. Da dieser nichts von der Gewalttat erfuhr, wartete er stündlich mit Ungeduld darauf, die Prinzessin wiederzusehen; er wollte mit den Herren seines Ehrendienstes von ihr reden, aber auf Befehl der Königin sagten diese ihm alles mögliche Schlechte über sie: sie wäre eitel, wankelmütig und launisch und quäle ihre Freundinnen und ihre Bedienung; man könnte nicht unsauberer sein als sie, und ihr Geiz ginge so weit, daß sie lieber wie ein Hirtenmädchen gekleidet wäre, als daß sie sich neue Brokatstoffe kaufe. Bei jeder Einzelheit litt Reizvoll und fühlte Zornesregungen, die er kaum bändigen konnte. „Nein," sagte er zu sich, „es ist undenkbar, daß der Himmel eine so häßliche Seele in dieses Meisterwerk der Natur gelegt haben könne, ich gebe zu, daß sie nicht sauber angezogen war,

Digitized by Google

als ich sie sah, aber ihre Scham bewies, daß sie es nicht gewohnt war, sich so zu sehen. Wie, sie wäre schlecht mit diesem bezaubernden Ausdruck von Bescheidenheit und Sanftmut! Das will mir nicht in den Kopf. Eher glaube ich, daß die Königin sie so verleumdet; man ist nicht umsonst Stiefmutter; die Prinzessin Forellchen ist eine so garstige Kreatur, daß es nicht verwunderlich wäre, wenn sie das vollkommenste aller Geschöpfe beneiden würde." Während er solches bedachte, merkten die ihn umgebenden Höflinge wohl an seinen Mienen, daß sie ihm keinen Dienst erwiesen hätten, als sie schlecht von Blumenschön redeten, und einer von ihnen, der besonders gewandt war, wechselte daher die Tonart; um die Gesinnung des Fürsten kennenzulernen, begann er allerlei Wunderbares von Blumenschön zu erzählen. Bei diesen Worten erwachte Reizvoll wie aus einem Traum, griff hastig in das Gespräch ein und Freude malte sich auf seinen Zügen: o Liebe, Liebe, wie schwer bist du zu verbergen!

Die Königin war ungeduldig, zu erfahren, wie der Eindruck auf den Fürsten gewesen wäre, sie schickte nach ihren Vertrauten und verbrachte die Nacht damit, sie auszufragen, und alles, was sie berichteten, bestärkte sie in ihrer Ansicht, daß der Fürst nur Blumenschön liebe.

Aber was soll ich von der Schwermut dieser Prinzessin erzählen? Sie lag im Verließ des schrecklichen Turmes, in den sie die vermummten Männer gebracht hatten, auf dem Boden. „Weniger wäre ich zu beklagen," sagte sie, „wenn man mich hierher gebracht hätte, ehe ich diesen liebenswürdigen König sah. Die Erinnerung an ihn vermehrt meine Qual; ich bin sicher, daß die Königin nur deshalb so grausam mit mir verfährt, um mich zu hindern, ihn weiterhin zu sehen. Weh, daß das bißchen Schönheit, das mir der Himmel verlieh, mir meine Seelenruhe kostet!" Sie weinte so bitterlich, daß ihre erbittertste Feindin sich ihrer erbarmt hätte, hätte sie ihren Schmerz gesehen.

Die Königin überhäufte indes Reizvoll mit kostbaren Geschenken und machte ihn sogar zum Ritter des Liebesordens,

Digitized by Google

den sie eigens zu diesem Zweck gestiftet hatte. Reizvoll erkundigte sich nach Blumenschön und erfuhr, daß der Vater ihr verboten habe, während seiner Anwesenheit ihr Zimmer zu verlassen. Er verabredete vermittels einer Hofdame eine nächtliche Zusammenkunft mit Blumenschön, aber die Treulose hatte nichts Eiligeres zu tun, als alles der Königin und Forellchen wiederzuerzählen, und letztere kam auf den Gedanken, Blumenschöns Platz am Fenster ihres Zimmers einzunehmen. Die Nacht war so dunkel, daß der König unmöglich den Betrug bemerken konnte. Er näherte sich also mit Gebärden unaussprechlicher Freude dem Fenster und sagte Forellchen alles das, was er Blumenschön hätte sagen wollen, um sie von seiner Leidenschaft zu überzeugen. Forellchen nahm die Gelegenheit wahr und sagte ihm, sie sei das unglücklichste Wesen von der Welt, da sie eine so grausame Stiefmutter habe, und ihre Leiden würden nicht eher aufhören, bis Forellchen verheiratet sei. Der König versicherte sie, er wäre glücklich, wenn sie ihn zum Gatten wolle, und er wolle Herz und Krone mit ihr teilen. Darauf zog er seinen Ring vom Finger und steckte ihn an den Forellchens, indem er hinzufügte, dies sei das Pfand seiner ewigen Treue, sie solle ihm nur die Stunde nennen, zu der sie heimlich fliehen wollten. Die Königin erfuhr sogleich den günstigen Ausgang dieser Unterredung und erhoffte alles davon. Wirklich wurde der Tag verabredet, an welchem der König erschien, um die Prinzessin in seine von fliegenden Kröten gezogene Kutsche aufzunehmen, die ihm ein befreundeter Zauberer zum Geschenk gemacht hatte. Die Nacht war sehr dunkel, Forellchen schlüpfte geheimnisvoll durch ein Hinterpförtchen, und der König, der sie erwartete, nahm sie in seine Arme und schwur ihr hundertmal ewige Treue.

Auf Wunsch der Prinzessin begaben sie sich zunächst zur Fee Susio. Während Reizvoll im Vorsaal des gläsernen Palastes wartete, bemerkte er auf einmal durch die durchsichtige Wand Forellchen, welche mit der Fee redete. „Was?" sagte er, „bin ich betrogen? Haben die Dämonen diese Fein-

Digitized by Google

din meiner Ruhe hierhergebracht? Will sie meine Hochzeit stören? Meine teure Blumenschön kommt nicht! Ihr Vater hat sie vielleicht verfolgt!" Er dachte an tausend Dinge, die ihn zur Verzweiflung brachten, aber es wurde noch schlimmer, als jene eintraten und Susio in entschiedenem Tone zu ihm sagte: „König Reizvoll, hier ist die Prinzessin Forellchen, der Ihr Euer Treueversprechen gegeben habt. Sie ist mein Patenkind, und ich wünsche, daß Ihr sie sofort heiratet." „Ich," rief er, „ich sollte dieses kleine Ungeheuer heiraten? Ihr haltet mich für sehr fügsam, da Ihr mir einen solchen Vorschlag macht! Nichts habe ich ihr versprochen, und wenn sie das Gegenteil behauptet, so hat sie ..." „Nicht weiter!" unterbrach ihn Susio, „und seid nicht so kühn, es mir gegenüber an Respekt fehlen zu lassen!" Forellchen zeigte Reizvoll den Ring, und dieser merkte, daß er getäuscht worden war, er wollte fliehen, doch die Fee hielt ihn durch einen Zauber fest. Es war umsonst, daß ihn die Fee mit Sanftmut, Drohungen und Versprechungen bestürmte, daß Forellchen weinte, schrie, schluchzte, tobte und schmeichelte, vergeblich redete man zwanzig Tage lang ununterbrochen miteinander, ohne zu essen, zu trinken, zu schlafen und sich zu setzen. Endlich verlor die Fee die Geduld und befahl dem König zwischen der Heirat mit Forellchen und siebenjähriger Verwünschung zu wählen. Es fiel ihm leicht, letzteres vorzuziehen, und von der Fee in einen blauen Vogel verwandelt, flog er durch das Fenster davon.

Forellchen aber kehrte zu ihrer Mutter zurück, und beide gingen zu Blumenschön, der sie die angebliche Verheiratung der Prinzessin mit dem Fürsten erzählten, und sie bekräftigten ihre Worte durch die Vorweisung des Ringes. Blumenschön war vor Kummer dem Tode nahe. Als sie aus ihrer Ohnmacht erwachte und sich überlegte, welch schlechte Behandlung man ihr habe angedeihen lassen und wie nun alle Hoffnung auf eine eheliche Verbindung mit dem König für sie geschwunden sei, da wurde ihr Schmerz so heftig, daß sie die ganze Nacht weinte. Indessen hatte der König Reizvoll,

Digitized by Google

oder besser gesagt der blaue Vogel, unausgesetzt das Schloß umflogen, denn er glaubte, daß seine teure Prinzessin dort irgendwo eingeschlossen sein müsse, und wenn ihre Klagen schmerzlich waren, so waren es die seinigen nicht minder: er näherte sich den Fenstern so gut er konnte, um in die Zimmer zu blicken, aber die Furcht, Forellchen möchte ihn entdecken und erkennen, hinderte ihn das zu tun, was er wollte. „Es geht um mein Leben!" sagte er zu sich selber, „wenn diese bösen Frauen erfahren, wo ich bin, so würden sie sich rächen wollen." Diese Erwägungen zwangen ihn, sich tagsüber vom Schlosse fernzuhalten, und in der Regel kam er nur in der Nacht und sang. Man hatte gegenüber dem Fenster von Blumenschöns Verließ eine Zypresse von außerordentlicher Höhe gepflanzt, und der blaue Vogel wiegte sich auf ihren Zweigen. Kaum saß er dort, als er eine klagende Stimme hörte: „Soll ich noch lange leiden," sagte sie, „kommt nicht der Tod, mich zu erlösen? O grausame Königin, was tat ich dir, daß du mich in so furchtbarer Gefangenschaft hältst? Daß du mich, um mich zu strafen, zum Zeugen des Glückes machst, das deine unwürdige Tochter mit dem König Reizvoll genießt?" Der blaue Vogel vernahm diese Worte, und je mehr er hörte, desto klarer wurde es ihm, daß es die liebenswürdige Blumenschön sei, die so rede. Er sprach zu ihr: „Anbetungswürdige Blumenschön, Wunder unserer Tage! Warum wollt Ihr Euer Leben so bald schon enden? Es gibt ein Heilmittel für Euer Leiden!" „Wie? Wer spendet mir so süßen Trost?" „Ein unglücklicher König," erwiderte der Vogel, „der Euch liebt und nie eine andere lieben wird als Euch." Mit diesen Worten flog er an das Fenster. Blumenschön fürchtete sich zunächst vor dem seltsamen Vogel, der so verständig redete, wie wenn er ein Mensch wäre. „Darf ich Euch wiedersehen, Prinzessin, darf ich ein so vollkommenes Glück genießen, ohne vor Seligkeit zu vergehen?" „Wer seid Ihr, reizvoller Vogel?" sagte die Prinzessin und streichelte ihn. „Ihr habt meinen Namen genannt!" erwiderte der König. „Was! der größte König der Welt! Was!

Digitized by Google

der König Reizvoll wäre der kleine Vogel, den ich in meiner Hand halte?" sagte die Prinzessin. „Wehe, liebe Blumenschön, es ist nur zu wahr," entgegnete er, „und wenn etwas mich trösten kann, so ist es das, daß ich diese Strafe derjenigen vorgezogen habe, auf die Gefühle verzichten zu müssen, die ich für Euch hege." „Für mich? Oh, ich weiß, daß Ihr Forellchen geheiratet habt, ich habe Euern Ring an ihrem Finger erkannt!" Nun erfuhr sie vom Prinzen den wahren Sachverhalt. Blumenschön empfand ein so großes Vergnügen dabei, ihren Geliebten reden zu hören, daß sie alle Leiden ihrer Gefangenschaft vergaß. Wie tröstete sie ihn über sein Mißgeschick! Wie überzeugte sie ihn, daß sie nicht weniger für ihn tun wolle, als er für sie getan habe. Der Tag brach an, und die Mehrzahl der Höflinge hatte sich schon erhoben, als die Prinzessin und der blaue Vogel noch immer miteinander redeten. Sie trennten sich unter tausend Qualen, nachdem sie einander versprochen hatten, sich jede Nacht so zu unterhalten.

Zwei Jahre vergingen so, jede Nacht erschien der blaue Vogel vor dem Fenster von Blumenschöns Kerker, und mitunter brachte er ihr kostbare Geschenke in seinem Schnabel mit. Indessen bemühte sich die feindselige Königin, die Blumenschön so grausam in ihrem Gefängnis zurückhielt, vergeblich, Forellchen zu verheiraten. Sie schickte Gesandte an alle Fürsten, deren Namen sie wußte, um sie ihnen anzubieten, aber wenn diese angekommen waren, wies man sie schroff ab. „Wenn es sich um die Prinzessin Blumenschön handeln würde, wäret Ihr mit Freuden aufgenommen worden," sagte man zu ihnen, „aber Forellchen mag Vestalin bleiben, ohne daß jemand dagegen Einspruch erhebt." Auf diese Nachricht hin gerieten Mutter und Tochter in neuen Zorn gegen die unschuldige Prinzessin, die sie nun um so ärger quälten. „Wie! Trotz ihrer Gefangenschaft steht uns diese Unverschämte im Wege!" sagten sie, „wie können wir ihr die bösen Streiche verzeihen, die sie uns spielt. Sie muß geheime Verbindungen mit dem Ausland unterhalten, jeden-

Digitized by Google

falls ist sie eine Staatsverbrecherin, wir wollen sie zu überführen suchen!" Sie beendeten ihren Kriegsrat so spät, daß es schon um Mitternacht war, als sie beschlossen, auf den Turm zu steigen, um sie auszufragen. Sie stand mit dem blauen Vogel am Fenster, geschmückt mit den Edelsteinen, die er ihr gebracht hatte, und mit einem Gesichtsausdruck, der bei bekümmerten Leuten nicht angebracht ist. Ihr Zimmer und ihr Bett waren mit Blumen überstreut, und einige spanische Pastillen, die sie verbrannt hatte, verbreiteten einen angenehmen Duft. Blumenschön und der blaue Vogel sangen gerade zweistimmig. „Ah, mein Forellchen, wir sind betrogen!" rief die Königin, öffnete hastig die Tür und drängte sich ins Zimmer. Blumenschön schlug hurtig das Fenster zu, um dem blauen Vogel Zeit zu lassen, sich zu entfernen. Die beiden Weiber stürzten sich wie die Furien auf sie los. Lange disputierten sie über die Schmucksachen und die Wohlgerüche, die Blumenschön irgendwo gefunden haben wollte. Die Königin beschuldigte sie der Verschwörung und heimlicher Unterhandlungen zum Schaden des Staates, und schließlich legte man ihr eine Spionin ins Zimmer, die alle Handlungen der Prinzessin überwachen sollte. Aber tagsüber fand diese nicht den geringsten Grund zum Verdacht, und abends legte sie sich frühzeitig schlafen, da sie sich langweilte. Nun öffnete Blumenschön das Fenster und rief ihren blauen Vogel herbei. Aber die Schläferin hatte ein Geräusch gehört, sie horchte im stillen, dann suchte sie mit den Augen die Finsternis zu durchdringen und bemerkte schließlich im Mondschein den schönsten Vogel von der Welt, der mit der Prinzessin redete, sie liebkoste und schnäbelte; endlich verstand sie auch einige Worte ihrer Unterhaltung und verwunderte sich sehr, denn der blaue Vogel sprach wie ein Liebhaber, und die Prinzessin antwortete ihm zärtlich. Am anderen Morgen erschien die Kerkermeisterin bei der Königin und berichtete ihr alles, was sie gesehen und gehört hatte. Die Königin schickte sogleich nach Forellchen und nach ihren Vertrauten; sie beratschlagten sich lange Zeit und kamen schließlich auf den Gedanken,

Digitized by Google

daß der blaue Vogel der König Reizvoll sein müsse. „Welch ein Schimpf, mein Forellchen!" rief die Königin, „diese unverschämte Prinzessin, die ich so in Kummer wähnte, genoß in Ruhe die angenehme Unterhaltung unseres Undankbaren! Oh! Ich werde mich blutig rächen, man soll davon lange reden!" Die Königin schickte die Spionin in den Turm zurück und befahl ihr, keinen Argwohn und keine Neugier zur Schau zu tragen, vielmehr sich tiefer als gewöhnlich schlafend zu stellen. Diese legte sich also frühzeitig nieder und schnarchte aus Leibeskräften, indes die arme, getäuschte Prinzessin das kleine Fenster öffnete und ihren Vogel rief.

Aber sie lockte ihn die ganze Nacht vergebens, er erschien nicht, denn die böse Königin hatte Messer, Dolche, Klingen und Schwerter an die Zypresse binden lassen, und als er mit raschen Flügelschlägen kam, um sich darauf niederzulassen, zerschnitten ihm die Mordwaffen die Füße, er fiel auf andere, die ihm die Flügel zerfleischten, und endlich rettete er sich unter tausend Qualen zu dem hohlen Baume, wo er die Tage zu verbringen pflegte, eine lange Blutspur zurücklassend. Er kümmerte sich nicht um sein Leben, denn er war überzeugt, daß Blumenschön ihm diesen bösen Streich gespielt habe. Dieser unselige Gedanke drückte ihn dermaßen nieder, daß er zu sterben beschloß. Aber sein Freund, der Zauberer, war derart um ihn besorgt, daß er achtmal die ganze Erde umlief, um ihn zu suchen. Endlich fand er ihn in jenem hohlen Baum. Ein anderer als er wäre mehr bestürzt gewesen, aber ihm war kein Kunstgriff der Zauberei fremd, es kostete ihn nur wenige Worte, um das Blut zum Stehen zu bringen, und mit gewissen Waldkräutern, über die er einige Worte aus dem siebenten Buche Mosis murmelte, heilte er den König so vollkommen, als sei er nie verwundet gewesen.

Blumenschön klagte indes um ihren Vogel, während die beiden Weiber triumphierten. Aber bald änderte sich die Sachlage vollkommen. Der alte König starb, und die Königin maßte sich sogleich die Herrschaft an. Das Volk jedoch wollte

Digitized by Google

ihre Regierung nicht dulden, es schüttelte ihre Herrschaft ab, und die Großen des Reiches holten Blumenschön aus ihrem Turme und setzten ihr die Krone auf.

Unterdessen hatte der Zauberer die Fee Susio aufgesucht, um bei ihr für den blauen Vogel ein gutes Wort einzulegen. Diese versprach aber nur unter der Bedingung den Fluch rückgängig machen zu wollen, daß der König Forellchen heirate. Der blaue Vogel, der Blumenschön nun ebenso haßte, wie er sie zuvor geliebt hatte und sich überdies in einem Zustand völliger Apathie befand, erklärte sich einverstanden, doch ersuchte er, die Hochzeit noch um ein Jahr hinausschieben zu dürfen. Dies wurde ihm gewährt, und die Fee gab ihm seine menschliche Gestalt zurück.

Blumenschön aber hüllte sich in bäuerliche Kleider, verbarg ihr Gesicht unter ihren dichten Haarflechten, setzte einen breiten Strohhut auf, nahm einen Sack auf die Schulter und machte sich auf die Reise, bald zu Fuß, bald zu Roß, bald zur See, bald zu Lande und alles so schnell wie möglich. Sie wanderte und wanderte und überschritt schließlich mit Hilfe einer gütigen Fee ein Gebirge, das war ganz aus Elfenbein; jenseits desselben lag die Hauptstadt des Königreiches von ihrem Geliebten. Sogleich erkundigte sie sich nach ihm, und man erwiderte ihr: „Morgen wird er mit der Prinzessin Forellchen zum Gotteshause gehen, denn er hat endlich eingewilligt, sie zu heiraten." Am anderen Morgen drängte sich Blumenschön mitten durch die zuschauende Menge Volks und stellte sich neben den Thron, so daß der König sie gleich bemerken mußte, und wirklich redete er sie an und fragte sie, was sie wolle: „Ich heiße Klein-Schmutzfink," sagte sie, „und komme, Euch einige Raritäten zu verkaufen." Bei diesen Worten kramte sie in ihrem Sack und zog die smaragdenen Armbänder hervor, die der blaue Vogel ihr ehedem gegeben hatte. Als der König diesen Schmuck erblickte, erinnerte er sich dessen, den er Blumenschön gegeben hatte; er erbleichte und seufzte und schwieg lange. Endlich fürchtete er, man möge seine trüben Gedanken bemerken und sagte mit An-

Digitized by Google

strengung zu Forellchen: „Diese Armbänder sind, glaube ich, ebensoviel wert wie mein Königreich; ich dachte, es gäbe nur ein Paar davon auf der Welt, aber diese hier sind ganz dieselben.“ Forellchen stieg von ihrem Thron herab, wo sie gesessen hatte wie eine Auster in ihrer Schale, und fragte die Königin, wieviel sie für diese Armbänder wolle. „Ihr hättet zu große Ausgaben, wenn Ihr sie bezahlen wolltet, gnädige Frau,“ sagte diese, „besser ist es, ich schlage Euch einen andern Handel vor. Wenn Ihr mir erlauben wollt, eine Nacht im Kabinett der Echos zu schlafen, das neben dem Schlafzimmer des Königs liegt, so will ich Euch die Smaragden geben.“ „Gern, Klein-Schmutzfink,“ sagte Forellchen und lachte wie besessen, wobei sie ihre langen Eberhauer zeigte. Auf Befehl Forellchens führte man die Königin in das Kabinett, und sie stimmte ihre Klagen an: „Das Unglück, das ich fürchtete, ist eingetroffen, grausamer blauer Vogel!“ sagte sie, „du hast mich vergessen, du liebst meine unwürdige Nebenbuhlerin! Die Armbänder, die ich von deiner freigebigen Hand empfing, haben dich nicht an mich mahnen können, so sehr ist mein Bild in deinem Gedächtnis verblaßt.“ Der Kammerdiener hatte die ganze Nacht ein Wimmern und Stöhnen gehört, aber der König hatte durch ein seltsames Mißgeschick nichts vernommen. Das kam daher, daß er seit seiner Trennung von Blumenschön nicht mehr schlafen konnte, und wenn er zu Bett ging, gab man ihm Opium, um ihm einige Stunden Ruhe zu verschaffen. Blumenschön mußte also das Gemach wieder verlassen, ohne ihr Ziel erreicht zu haben und wiederholte die List mit einem andern Schmuckstück, welches Forellchen um denselben Preis kaufte. Auch diesmal hatte der König einen Schlaftrunk genommen und Blumenschön veräußerte nun ihr drittes und letztes Kleinod gegen eine Nacht im Echogemach, nachdem sie zuvor den Kammerdiener gebeten hatte, dem König kein Opium zu geben. Sie ließ sich also mit Einbruch der Nacht wieder in das Gemach führen und hoffte, daß der Kammerdiener Wort halten würde. Als sie glaubte, daß alles schlief, begann sie ihre gewohnten

Digitized by Google

Klagen. Der König schlief aber nicht und hörte so genau die Stimme seiner Blumenschön, daß er jedes Wort verstand, doch begriff er nicht, woher die Worte kämen. Aber sein Herz ward von zarten Gefühlen durchdrungen, und er gedachte so innig seiner unvergleichlichen Prinzessin, daß die Trennung von ihr ihn ebenso schmerzlich dünkte, wie in dem Augenblick, da die Messer auf der Zypresse ihn zerfleischten. Er begann ebenso wie die Königin zu klagen: „O Prinzessin," sagte er, „Ihr waret zu grausam gegen einen Liebhaber, der Euch anbetete. Wäre es möglich, daß Ihr mich unsern gemeinsamen Feinden hättet opfern wollen?" Blumenschön hörte, was er sprach und antwortete ihm unverzüglich, wenn er mit dem kleinen Schmutzfink reden wolle, so würde er über alle Geheimnisse aufgeklärt werden. Bei diesen Worten rief der König ungeduldig einen Kammerdiener und fragte ihn, ob er ihm nicht sogleich Klein-Schmutzfink herbeizubringen vermöge. Der Diener entgegnete, daß nichts leichter sei, weil sie im Gemache nebenan schlafe. Der König wußte nicht, was er davon halten solle. Wie konnte eine so große Königin wie Blumenschön sich als Schmutzfink verkleiden? Wie konnte andererseits der Schmutzfink die Stimme der Königin annehmen und ihre Geheimnisse ausplaudern, wenn er nicht mit ihr personengleich war? In dieser Ungewißheit erhob er sich und bekleidete sich hastig und trat durch eine Tapetentür in das Kabinett der Echos. Dort fand er Blumenschön in einem leichten weißen Taffetkleid, das sie über ihre bäuerlichen Gewänder geworfen hatte; ihre schönen Haare fielen ihr über die Schultern, sie lag auf einem Ruhebett hingestreckt, und eine etwas entfernte Lampe verbreitete nur ein unbestimmtes Licht. Der König trat plötzlich ein, und seine Liebe siegte über seinen Groll; als er sie erkannte, warf er sich ihr zu Füßen, befeuchtete ihre Hände mit Tränen und glaubte, vor Freude und Schmerz sterben zu müssen. Die Königin war nicht weniger erregt, ihr Herz preßte sich zusammen, sie konnte nur mit Mühe atmen und sah den König starr an, ohne ein Wort zu sagen; und als sie so viel Kraft

Digitized by Google

gewonnen hatte, um mit ihm zu reden, so hatte sie doch nicht genug, um ihn zu tadeln. Das Glück des Wiedersehens ließ sie einige Zeit den Gegenstand ihrer Klagen vergessen. Schließlich klärten sie einander auf und rechtfertigten sich; und alles, was sie noch beunruhigte, war die Fee Susio. Aber in diesem Augenblick erschien der dem König befreundete Zauberer in Begleitung einer berühmten Fee, und nach den ersten Komplimenten erklärten der Zauberer und die Fee, daß sie ihre Macht zugunsten des Königs und der Königin vereinigt hätten, daß Susio nichts gegen sie ausrichten könne und daß ihrer Hochzeit kein Hindernis mehr im Wege stünde. Man kann sich die Freude der Liebenden ausmalen. Bei Tagesanbruch verbreitete sich die Neuigkeit im Schloß, und jeder war entzückt, Blumenschön zu sehen. Auch bis zu Forellchen drangen die Gerüchte. Sie lief zum König, aber wie groß war ihre Überraschung, als sie ihre schöne Nebenbuhlerin bei ihm fand. Gerade wollte sie den Mund öffnen, um sie zu schmähen, da erschienen der Zauberer und die Fee und verwandelten sie in ein Ferkelchen, damit ihr wenigstens der Anfangsbuchstabe[1] ihres Namens und ihr raunzender Charakter verbliebe. Fortgesetzt grunzend entfloh sie auf den Hof, wo das laute Gelächter, das sie empfing, ihre Verzweiflung auf den Gipfel trieb. Der König Reizvoll und die Königin Blumenschön, von einem so verhaßten Wesen befreit, dachten nur noch an ihre Hochzeit; Galanterie und Prunkliebe vereinigten sich hier, und man kann sich leicht ausdenken, wie groß ihr Glück nach so langem Unglück war.

31. Der Orangenbaum und die Biene

Eine Prinzessin namens Amata, die Tochter des Königs von den glücklichen Inseln, wurde, ein Kind noch, einst bei einer Seefahrt vom Sturm ins offene Meer getrieben und landete im Reiche der Menschenfresser. Diese waren von furchterregendem Äußeren: sie hatten nur

[1] truie = Truitonne.

Digitized by Google

ein schielendes Auge, das mitten auf der Stirne saß, ein Maul so groß wie einen Backofen, eine breite und flache Nase, lange Eselsohren, struppiges Haar und vorn und hinten einen Buckel. Quälerine[1], die Gattin des Menschenfressers Wüterich[2], nahm die Prinzessin in ihr Haus auf und beschloß, da sie so schön war, sie ausnahmsweise nicht aufzufressen, sondern als zukünftige Gemahlin für ihren Sohn aufzuziehen. Der Gedanke an diese drohende Heirat bekümmerte die Prinzessin höchlichst, und als sie eines Tages so in trübe Gedanken versunken am Strande wandelte, bemerkte sie plötzlich einen Jüngling, den die Wellen auf das Ufer geworfen hatten. Sie nahm sich des jungen Fremden an und erquickte ihn mit Früchten, die sie im Walde gepflückt hatte; da er ihr aber folgen wollte, hielt sie ihn mit allen Gebärden der Angst zurück, denn sie fürchtete, er möchte dem Wüterich zum Opfer fallen. Der Schiffbrüchige — es war der Prinz Amatus, ihr Vetter, der gerade in das Land ihres Vaters hatte fahren wollen, dessen Thron er dereinst erben sollte — wurde in einem sichern Schlupfwinkel untergebracht, und die Prinzessin kam alle Tage, um ihm Nahrung zu bringen. Eines Tages — drei Tage trennten die Jungfrau nur mehr von dem Termin, da sie den jungen Menschenfresser heiraten sollte — trat sie sich einen Dorn in den Fuß und konnte die Höhle, in der sie mit den Menschenfressern hauste, nicht verlassen; der Prinz, den ihr Fernbleiben ängstigte, machte sich auf, sie zu suchen und gelangte an den Ort, den zu betreten die Jungfrau ihn mit allen Mitteln hatte hindern wollen. Der Wüterich wollte sich sogleich auf ihn stürzen, um ihn zu verschlingen, aber die Prinzessin bat, den jungen Mann als Festbraten zu ihrem Hochzeitstage aufzusparen. Dies leuchtete dem Menschenfresser ein, und der Prinz erhielt eine Gnadenfrist von drei Tagen, die er in der Höhle verbringen mußte. Amata sann lange darüber nach, wie sie den Prinzen, den sie vom ersten Augenblicke an geliebt hatte, retten könne, und dabei fiel ihr das elfenbeinerne Stäbchen

[1] Tourmentine. [2] Ravagio.

Digitized by Google

ein, dessen sich die zauberkundige Quälerine bei ihren Hexereien bediente. Sie entwendete also das Stäbchen und verabredete mit dem Prinzen die Flucht, welche in der Nacht vor ihrem Hochzeitstage stattfinden sollte.

Diese langersehnte Nacht kam endlich herbei. Die Prinzessin nahm Mehl und knetete mit ihren weißen Händen einen Teig, in welchen sie eine Bohne steckte; dann sagte sie mit ihrem Elfenbeinstab in der Hand: „O Bohne, kleine Bohne, ich wünsche im Namen der königlichen Fee Trusio, daß du redest, wenn du gefragt wirst, so lange, bis du gar gekocht bist." Darauf legte sie den Kuchenteig unter die Asche und trat zum Prinzen, der sie mit Ungeduld erwartete. „Auf!" sagte sie zu ihm, „das Kamel ist im Walde angebunden." „Die Liebe und das Glück mögen uns führen," erwiderte ganz leise der junge Prinz, „komm, meine Geliebte, gehen wir, ein glücklicheres und ruhigeres Land zu suchen!" Der Mond leuchtete zu ihrer Fahrt, sie fanden das Kamel und machten sich auf den Weg, ohne zu wissen, wohin sie gingen. Quälerine hatte den Kopf voll Sorgen, sie drehte und wendete sich im Bett herum und konnte nicht schlafen. Sie streckte die Arme aus, um zu fühlen, ob die Prinzessin schon auf ihrem Lager sei, da sie dieselbe nicht spürte, rief sie mit Donnerstimme: „Wo bist du, Mädchen?" „Hier, beim Herd," antwortete die Bohne. „Kommst du bald schlafen?" „Gleich," versetzte die Bohne, „schlaft nur, schlaft derweil!" Quälerine fürchtete, ihren Wüterich aufzuwecken und machte keine weiteren Einwendungen. Aber zwei Stunden später tastete sie wieder nach dem Bette Amatens und rief: „Nun, kleiner Galgenstrick, willst du nicht schlafen gehen?" „Ich wärme mich, solange ich kann!" entgegnete die Bohne. „Ich wollte, du säßest mitten im Feuer für deine Unart!" murmelte die Menschenfresserin. „Da sitze ich auch," sagte die Bohne, „man kann sich nicht besser wärmen." So unterhielten sie sich noch eine längere Weile, und die Bohne antwortete verständig, denn sie war eine gescheite Bohne. Schließlich tagte es, und Quälerine rief wieder nach der Prin-

Digitized by Google

zessin, aber die Bohne war gar gekocht und antwortete nicht mehr. Diese Stille beunruhigte sie, sie erhob sich hastig, sah sich um, rief, erschrak und suchte überall herum. Kein Prinz, keine Prinzessin und kein Zauberstab waren zu sehen! Da schrie sie so laut, daß Wälder und Täler widerhallten: „Wach auf, du Fettwanst, wach auf! Teurer Wüterich, deine Quälerine ist betrogen, unser Menschenfleisch ist davongelaufen!" Wüterich öffnete sein Auge und sprang wie ein Löwe mitten in die Höhle; er schrie, brüllte, heulte und schäumte vor Wut. „Marsch!" rief er, „meine Siebenmeilenstiefel, meine Siebenmeilenstiefel, daß ich unsere Durchgänger verfolge, sie sollen eine gute Mahlzeit abgeben, binnen kurzem werde ich meine Gurgel mit ihnen stopfen!" Er legte seine Stiefel an, in welchen ihn jeder Schritt um sieben Meilen weiterbrachte.

Die beiden Flüchtlinge setzten indes ihren Weg fort, bezaubert von dem Glück, allein beisammen zu sein, und in der Hoffnung, nicht verfolgt zu werden, bis die Prinzessin, die zuerst den schrecklichen Wüterich entdeckte, aufschrie: „Prinz! Wir sind verloren! Sieh dieses entsetzliche Ungeheuer, das auf uns zukommt wie eine Wetterwolke!" „Was sollen wir tun?" sagte der Prinz, „was soll aus uns werden? Oh, wenn ich allein wäre, würde ich mich nicht um mein Leben kümmern, aber auch das deine, meine teure Freundin, ist in Gefahr!" „Ich weiß keinen Rat; wenn das Stäbchen uns nicht hilft," sagte Amata, „so müssen wir sterben." Dann setzte sie hinzu: „Ich wünsche im Namen der königlichen Fee Trusio, daß unser Kamel ein Teich werde, der Prinz ein Nachen und ich eine alte Schifferin, die ihn steuert!" Alsogleich war der Teich, der Nachen und die Schifferin da, und der Wüterich kam an das Ufer: „Hola, ho, alte Vettel," rief er „habt Ihr nicht ein Kamel mit einem jungen Mann und einem jungen Mädchen vorbeikommen sehen?" Die Schifferin, die sich in der Mitte des Sees hielt, setzte ihre Brille auf die Nase, betrachtete den Wüterich und gab ihm ein Zeichen, daß sie jene wohl gesehen habe und daß sie über die Wiese dort weiter-

Digitized by Google

gegangen seien. Der Menschenfresser glaubte ihr und wandte sich nach links; die Prinzessin wünschte nun ihre alte Gestalt wieder anzunehmen, sie berührte dreimal mit dem Stab sich selbst, den Nachen und den Teich und wurde ebenso wie der Prinz wieder so schön und jung wie zuvor. Sie stiegen auf das Kamel und ritten nach rechts, um ihrem Todfeind nicht zu begegnen. Während sie so eilig vorwärtswanderten und irgend jemanden zu finden hofften, den sie nach dem Wege zu den glücklichen Inseln fragen könnten, lebten sie von den Früchten des Feldes, tranken das Wasser der Quellen und schliefen unter den Bäumen, stets in Furcht, die wilden Tiere möchten kommen, sie zu verzehren. Der Prinz gab der Prinzessin gegenüber dem Wunsche Ausdruck, möglichst bald zu ihrem königlichen Vater zu gelangen, denn sie hatte ihm versprochen, ihm mit dessen Einverständnis die Hand zum Ehebunde zu reichen.

Nachdem der Wüterich über Berge, Wälder und Ebenen gelaufen war, kehrte er in seine Höhle zurück, wo Quälerine und die kleinen Menschenfresserchen ihn mit Ungeduld erwarteten. „Nun", rief Quälerine ihm zu, „hast du sie gefunden und gefressen, diese Ausreißer, diese Diebe? Hast du mir keinen Fuß und keine Pratze übriggelassen?" „Ich glaube, sie sind davongeflogen," versetzte Wüterich, „wie ein Wolf bin ich überall umhergerannt, ohne sie zu treffen, niemanden habe ich gesehen außer einer Alten in einem Nachen auf einem Teich, die mir Nachricht von ihnen gegeben hat." „Und was hat sie dir von ihnen gesagt?" erwiderte Quälerine ungeduldig. „Sie hätten sich nach links gewandt!" antwortete der Wüterich. „Bei meinem Haupte", sprach jene, „du bist schön angeführt worden. Mir geht durch den Kopf, daß du mit ihnen selber geredet hast. Kehr um und wenn du sie erwischst, so schone sie keinen Augenblick!" Der Wüterich schmierte seine Siebenmeilenstiefel und sauste wie ein Rasender davon.

Unser junges Liebespaar trat gerade aus einem Wald, wo es die Nacht verbracht hatte. Als sie ihn bemerkten, erschraken

Digitized by Google

sie von neuem. „Meine Geliebte," sagte der Prinz, „da kommt unser Feind! Ich fühle Mut genug, ihm entgegenzutreten; bist du stark genug, um allein zu fliehen?" „Nein," rief sie, „ich verlasse dich nicht, Grausamer! Zweifelst du so an meiner Liebe? Aber versäumen wir keinen Augenblick. Vielleicht kann uns das Stäbchen wieder nützen. Ich wünsche", setzte sie hinzu, „im Namen der königlichen Fee Trusio, daß der Prinz zu einem Gemälde werde, das Kamel zu einem Pfeiler und ich zu einem Zwerg." Die Verwandlung vollzog sich auf der Stelle und der Zwerg begann auf seinem Horn zu blasen. Wüterich, der mit großen Schritten näherkam, fragte ihn: „Höre, kleine Mißgeburt, sahst du nicht einen hübschen Burschen und ein Mädchen auf einem Kamel hier vorbeikommen?" „Im Falle", sagte der Zwerg, „daß Ihr Euch auf der Suche nach einem ritterlichen Jungherr, einer bewunderungswürdigen Dame und deren Reittier befindet, so wisset, daß ich ebendieselben gestern um diese Stunde erschauet habe, wie sie freudigen Gemütes einherstolzierten. Besagter Ritter war mit den Preisen der Turniere beladen, die zu Ehren der Merlusine abgehalten wurden, so Ihr allda leibhaftig abkonterfeit sehet. Beim Scheiden redete die Jungfrau zu mir wie folgt: Zwerg, sagte sie, um eines ersuche ich dich: so du einen ungeschlachten Riesen erblickst, der seine Auge inmitten der Stirn trägt, so bitte ihn höflich, daß er in Frieden reise und uns ziehen lasse. Darauf spornte sie ihren Zelter an und entfernte sich." „Wohin?" fragte Wüterich. „Quer über jene blumichte Wiese am Waldessaum," versetzte der Zwerg. „Wenn du lügst," sagte der Menschenfresser, „so sei versichert, kleiner Schmutzfink, daß ich dich mitsamt deinem Pfeiler und dem Bild der Meerlaus[1] da verschlingen werde!" „Nie war Untreue in mir," entgegnete der Zwerg, „und nie ließ mein Mund eine Lüge verlauten, aber Ihr müßt Euch sputen, wenn Ihr sie noch fällen wollt, ehe die Sonne sinkt." Der Menschenfresser entfernte sich, der Zwerg nahm seine alte Gestalt wieder an und berührte das Bild und den Pfeiler,

[1] Im Original: merluohe („Stockfisch").

Digitized by Google

die wieder zu dem wurden, was sie sein sollten. Der Wüterich lief vergebens umher, er fand weder den Liebhaber noch die Geliebte, und müde wie ein Hund kehrte er in seine Höhle zurück. „Was? Du kommst wieder ohne die Gefangenen?" rief Quälerine, indes sie ihre Igelborsten raufte, „komm mir nicht zu nahe, sonst erwürge ich dich!" „Ich bin niemandem begegnet", sagte er, „als einem Zwerg, einem Pfeiler und einem Gemälde." „Bei meinem Haupte", versetzte sie, „das waren sie! Ich bin eine Närrin, dir die Sorge für meine Rache anzuvertrauen, als ob ich zu schwach wäre, selber mich zu rächen. Also gelt? Jetzt gehe ich! Ich lege die Schuhe an und werde genau so schnell gehen wie du." Sie zog die Siebenmeilenstiefel an und eilte von dannen.

Der Prinz und die Prinzessin sahen Quälerine kommen; sie war in eine Schlangenhaut gekleidet, welche in allen Farben schillerte, und auf der Schulter trug sie eine Keule aus Eisen von einem entsetzlichen Gewicht. Sie schaute sich sorgfältig nach allen Seiten um und hätte die beiden sicher bemerkt, wenn sie nicht gerade in der Tiefe eines Waldes geschritten wären. „Wir können nicht vorwärts noch rückwärts," sagte Amata weinend, „dort kommt die grausame Quälerine, deren Anblick mein Blut zu Eis erstarren macht; sie ist gescheiter wie der Wüterich. Wenn einer von uns beiden mit ihr redet, wird sie uns erkennen und uns den Prozeß machen, um uns zu fressen, und damit wird sie höchstwahrscheinlich bald fertig sein." „O Liebe, Liebe!" rief der Prinz, „verlaß uns nicht!" „Nun, kleines Stäbchen", hub die Prinzessin an, „tu deine Pflicht! Ich wünsche im Namen der königlichen Fee Trusio, daß das Kamel zu einer Kiste und mein teurer Prinz zu einem schönen Orangenbaum werde, den ich in eine Biene verwandelt umschwirre." Sie klopfte wie gewöhnlich dreimal mit dem Stäbchen auf jeden von ihnen, und die Verwandlung vollzog sich auf der Stelle, ohne daß Quälerine, die alsbald anlangte, etwas davon merkte. Die abscheuliche Megäre setzte sich ganz außer Atem unter den Orangenbaum, und die Prinzessin Biene machte sich ein

Digitized by Google

Vergnügen daraus, sie an tausend Stellen zu stechen; so hart ihre Haut auch war, sie fühlte doch den Stachel und schrie laut auf. Wie sie sich auf dem Rasen wälzte und um sich schlug, glich sie einem Stier oder Löwen, der unter einen Bienenschwarm gefallen ist, denn diese eine Biene arbeitete wie ihrer hundert sonst. Der Prinz Orangenbaum verging vor Angst, sie möchte sich ertappen lassen und getötet werden. Endlich entfernte sich Quälerine über und über blutend und die Prinzessin wollte ihre alte Gestalt wieder annehmen, aber zum Unglück gingen gerade Fremde vorüber, welche das wertvolle Elfenbeinstäbchen entdeckten, aufhoben und mitnahmen.

So mußte das Liebespaar Orangenbaum und Biene bleiben, bis eines Tages eine Prinzessin in jenem Walde lustwandelte. Der gefiel der Orangenbaum so gut, daß sie ihn in ihren Garten verpflanzen ließ, wohin ihm seine treue Biene folgte. Die Prinzessin hatte ein unwiderstehliches Gelüste, eine Blüte von dem Baume zu brechen, und so sehr es ihr auch die Biene mit Stichen verwehrte, endlich gelang es ihr doch, einen Zweig zu pflücken; aber wie erschrak sie, als der Orangenbaum einen Wehschrei ertönen ließ und Blut aus der Wunde strömte. Sogleich berief sie eine Feenversammlung, und die Fee Trusio, die sich darunter befand, entwandelte den Prinzen Orangenbaum und auf dessen Bitten auch die Prinzessin Biene. Auf dem fliegenden Wagen der Fee begab sich das Liebespaar zu Amatens Eltern. Sie wurden vom König und der Königin um so liebevoller empfangen, als diese bereits jede Hoffnung auf ein Wiedersehen aufgegeben hatten. Alsbald wurde die Hochzeit gehalten, der die Grazien im Festgewande beiwohnten; auch die Liebesgöttin fand sich ein, obwohl sie gar nicht geladen war, und auf ihren ausdrücklichen Wunsch erhielt der älteste Sohn des jungen Paares den Namen: „Treuelieb".

Digitized by Google

32. Ricdin-Ricdon

Ein Königssohn ritt einst auf die Jagd, er hatte sich von seinen Begleitern getrennt und durchquerte gerade eine Ortschaft, die ganz verlassen zu sein schien; da sah er aus einem ländlichen Garten ein Mädchen von blendender Schönheit treten, das ein Weib von höchst unangenehmem Äußeren mit Gewalt in ein bäuerliches Haus zu zerren suchte, welches sich gegenüber dem Garten auf der anderen Seite der Landstraße befand. Das junge Mädchen hatte einen Spinnrocken mit Flachs neben sich und trug in seinem aufgeschürzten Rock einen Strauß von frischgepflückten Gartenblumen. Die Alte riß ihr die Blumen weg, warf sie mitten auf die Straße, gab dem Mädchen einige derbe Stöße und packte es dann wieder beim Arm, indem sie ihm mit wütenden Gebärden drohte: „Marsch, Marsch! kleiner Unart! Geschwind ins Haus, dort will ich dich gehörig fühlen lassen, was es heißt, mir ungehorsam zu sein." Der Prinz, der sein Roß angehalten hatte, um dieses Schauspiel mit anzusehen, näherte sich der Alten, die gerade dabei war, in ihr Haus zu treten und fragte sie mit freundlicher Miene: „Woher kommt es, gute Frau, daß Ihr dieses junge Mädchen so arg mißhandelt? Welchen Fehl hat sie begangen, durch den sie sich Euren Zorn in solchem Maße zuzog?" Die Bäuerin war sehr aufgebracht und wünschte nicht, daß man sich in ihre Angelegenheiten mische; sie hatte schon eine freche Antwort auf der Zunge, als ihre Augen auf die Gewänder des Prinzen fielen, und sie schloß aus deren außerordentlicher Pracht, daß ihr Träger eine Person von hohem Range sein müsse; daher hielt sie an sich und begnügte sich, in scharfem Ton zu antworten: „Gnädiger Herr, ich zanke meine Tochter aus, weil sie stets das Gegenteil von dem tut, was ich ihr sage. Ich wünschte, daß sie nicht mehr spinnen sollte und sie spinnt von Morgen bis Abend, und das mit einer Geschicklichkeit ohnegleichen. Ich tadle sie nur deshalb, weil sie zuviel spinnt." „Wie?" sagte der Prinz, „ist das ein Grund, diesem armen Kind so zu zürnen? Oh,

Digitized by Google

meine liebe Frau, wenn Ihr die Mägde haßt, die gern spinnen, so braucht Ihr die Eure nur der Königin, meiner Mutter, zu überantworten, welche sich so sehr an diesem Geschäft ergötzt und die Spinnerinnen so hoch schätzt. Die Königin wird das Glück Eurer Tochter machen." „Ach, gnädiger Herr," erwiderte die Alte, „wenn Ihr die Zierpuppe da mit ihrer Geschicklichkeit so geeignet findet für unsere gute Königin, so könnt Ihr sie gleich mitnehmen, wenn Ihr wollt, denn sie ist mir schon lange zur Last, und ich wäre wohl zufrieden, sie loszuwerden." Bei diesen Worten kam ein Teil vom Gefolge des Prinzen zurück, und dieser befahl seinem Kammerdiener, das Mädchen hinter sich aufs Pferd zu nehmen. Das junge Geschöpf hatte das Gesicht noch voll Tränen, welche die Drohungen der Alten ihr entlockt hatten, aber ihre Tränen nahmen ihr nichts von ihrem Liebreiz. Der Prinz versuchte sie zu trösten und versicherte sie, daß sie mit der Geschicklichkeit, mit der sie begabt sei, unfehlbar die Wohltaten der Königin im Überfluß auf sich häufen werde. Das arme Mädchen war indes durch die Menge des Jagdgefolges so verwirrt, daß es kaum die Hälfte von dem verstand, was man zu ihm sagte. Die Mutter sah sie scheiden, ohne den geringsten Anteil an ihrem Schicksal zu nehmen, die Dorfbewohner dagegen fanden, daß sie nicht hinreichend große Augen hätten, um sie inmitten der goldbetreßten Herren anzugaffen. Sie wußten von den Untergebenen des Prinzen, daß man sie zur Königin führe, und alle Bäuerinnen des Dorfes beneideten sie um ihr Los.

Im Schlosse angekommen stellte der Prinz die Schöne, welche, wie er unterwegs erfahren hatte, Rosanie hieß, der Königin, seiner Mutter, als die geschickteste und eifrigste Spinnerin des ganzen Landes vor. Die Königin empfing sie gütig, betrachtete sie aufmerksam und lobte höchlich die bescheidene und rührende Anmut, mit der sie ausgestattet war, was gewissen Damen des Hofes, die auf ihre vollendete Schönheit stolz waren, nicht geringe Demütigung bereitete. Die Königin ließ Rosanie in einem Flügel wohnen, welcher

Digitized by Google

eine über und über mit Haufen kostbarsten Flachses vollgestopfte Zimmerflucht enthielt. Man teilte Rosanie, gleich als ob dies eine angenehme Nachricht für sie sei, mit, daß sie unter all dem Flachs nur zu wählen brauche, mit welchem sie beginnen wolle; und man fügte hinzu, daß ihr das eigentlich gleichgültig sein könne, weil sie jung und geschickter sei wie jede andere, und die Königin, die sie für lange bei sich behalten und ihr viel Gutes tun wollte, wünschte, daß sie alle Vorräte aufarbeitete.

Als das arme Mädchen allein war, überließ es sich dem heftigsten Schmerz: Rosanie hatte eine derart unüberwindliche Abneigung gegen das Spinngeschäft, daß sie die Verpflichtung, auch nur einige Stunden mit dieser Arbeit zuzubringen, für eine entsetzliche Strafe hielt. Sie sah keinen Ausweg aus ihrer Verlegenheit, in die sie die Bosheit ihrer Mutter verstrickt hatte, und doch war sie froh, den Händen dieser Mutter entrissen zu sein, die nichts als barbarische Härte für sie übrig hatte. Die ersten Tage zwar gelang es ihr, durch allerlei Entschuldigungen den Beginn der verhaßten Arbeit hinauszuschieben, aber diese erregten schließlich den Argwohn ihrer zahlreichen Neiderinnen am Hofe, die sie bei der Königin zu verdächtigen suchten. Die Furcht, daß ihr Unvermögen über kurz oder lang aufkommen würde und daß sie dann die Freuden des Hofes verlassen müßte, um in das Haus ihrer unmenschlichen Mutter zurückzukehren, trieb sie so weit, daß sie beschloß, durch einen Sprung von einem hochgelegenen Pavillon herab den Tod zu suchen.

Während sie auf dem Pfade dahinschritt, der zu dem Pavillon führte, sah sie plötzlich einen großen braunen Mann in reicher Kleidung vor sich stehen, welcher seine von Natur finsteren Gesichtszüge zu einem anmutigen Lächeln verzerrte, als er zu ihr sprach: „Wohin geht Ihr, mein schönes Kind? Mir scheint, ich sehe Tränen aus Euren Augen strömen, sagt mir, was schmerzt Euch so? Es müßte seltsam sein, wenn ich Euch nicht helfen könnte.“ „Ach,“ entgegnete Rosanie, „es gibt kein Mittel gegen den Kummer, der mich bedrückt, daher

Digitized by Google

ist es unnütz, daß ich Euch den Grund meiner Sorge angebe." „Vielleicht", versetzte der Unbekannte, „ist die Hilfe nicht ganz so fern, wie Ihr meint, aber zum mindesten erleichtert man seinen Schmerz dadurch, daß man ihn erzählt." Rosanie öffnete also dem Unbekannten ihr Herz und sagte ihm alles, was sie zur Verzweiflung trieb. „Da seht", sprach jener, als sie geendet hatte, „dieses Stäbchen, das ich in der Hand halte. Nehmt es in die Eure!" Rosanie nahm das Stäbchen und betrachtete es: es war sehr klein, aus einem graubraunen polierten Holze, dessen Namen man nicht angeben konnte, und geziert mit einem buntschillernden Stein, der aber keiner bekannten Sorte zugehörte. Nachdem Rosanie dieses Stäbchen eine Zeitlang angeschaut hatte, gab sie es in die Hände des Fremden zurück, der zu ihr sagte: „Ihr seht wohl dieses Stäbchen. Es hat wunderbare Eigenschaften. Wenn Ihr damit den Hanf und den Flachs berührt, so wird jede beliebige Menge davon täglich gesponnen werden, und das so fein, wie Ihr es wünscht. Ich will Euch dieses Stäbchen für drei Monate leihen, vorausgesetzt, daß Ihr mit dem einverstanden seid, was ich Euch sage. Heute über drei Monate werde ich wiederkommen, um mein Stäbchen zurückzufordern, dann müßt Ihr zu mir sagen, wenn Ihr es mir gebt: Hier, Ricdin-Ricdon, nehmt Euer Stäbchen! Dann werde ich das Stäbchen nehmen, ohne daß Ihr irgendwelche Verpflichtungen einzugehen braucht. Aber wenn Ihr Euch an dem bestimmten Tage meines Namens nicht mehr erinnert und einfach sagt: Hier, nehmt Euer Stäbchen! so werde ich Herr Eures Geschickes sein und werde Euch überall hinbringen, wohin es mir gefällt, und Ihr werdet genötigt sein, mir zu folgen." Rosanie überlegte sich einige Zeit, was sie antworten solle, aber der Name Ricdin-Ricdon schien ihr so leicht zu behalten, daß sie kein Wagnis zu unternehmen glaubte, wenn sie die willkommene Hilfe des Stäbchens annahm. Sie hatte schon eine geheime Vorfreude an dem Vergnügen, das sie empfinden würde, wenn sie den Stolz ihrer Mitbewerberinnen durch die schönen Fäden, die sie damit hervorzaubern sollte,

Digitized by Google

demütigen würde. Endlich sagte sie: „Herr Ricdin-Ricdon, ich bin mit dem Vertrag, den Ihr mit mir abschließen wollt, einverstanden." „Aber Ihr müßt schwören!" sagte der Fremde. „Nun gut, ich schwöre es mit den unverletzlichsten Eiden!" „Es ist gut," sagte Ricdin-Ricdon, „daß Ihr mir das Versprechen in so feierlicher Form gegeben habt. Euer Diener, Schönste, und auf Wiedersehen!" Mit diesen Worten drückte er ihr das Stäbchen in die Hand und entfernte sich.

So vergingen die nächsten drei Monate in unaufhörlichen Freuden. Die Arbeit, die das Stäbchen verrichtete, war so über alles Lob erhaben, daß sie der Jungfrau die höchste Zufriedenheit der Königin eintrug, welche sie am Hofe in höchsten Ehren hielt. Der Prinz, der seinen Schützling vom ersten Zusammentreffen an geliebt hatte, zeigte ihr bei jeder Gelegenheit seine innigste Zuneigung, die sie im nämlichen Maße erwiderte.

Indessen war Rosanie trotz aller Freuden des Hofes und der Liebe von einer geheimen Unruhe beseelt, welche sie kaum verbergen konnte. Ihr Kummer wurde aber durch die Untreue ihres Gedächtnisses verursacht; sie merkte nämlich, daß der Termin, den der Mann mit dem Stäbchen bestimmt hatte, um das kostbare Holz zurückzufordern, von Tag zu Tag näherrückte, und der wunderliche Namen des Fremden kam ihr nicht mehr in den Sinn. Vergeblich machte sie seit einiger Zeit tausend Anstrengungen, um ihn sich ins Gedächtnis zurückzurufen, es war umsonst. Dabei wußte sie, daß ein unverletzbarer Eid sie zwang, wenn sie sich des verhängvollen Namens nicht wieder erinnern würde, dem Entleiher des Stäbchens überallhin zu folgen, wohin er sie führen wollte.

Eines Tages ritt ihr junger Liebhaber auf die Jagd, um sich des Kummers zu erwehren, den ihm derjenige seiner Liebsten bereitete. Mehr mit seinen Träumereien als mit der Verfolgung des Wildes beschäftigt, trennte er sich von seinem Gefolge und kam unter ständigem Grübeln so weit in die Irre, daß die Nacht ihn überraschte, ehe er seine Leute

Digitized by Google

wiedergefunden hatte. Gerade ritt er über eine öde Heide, auf welcher sich ein in Trümmern liegendes, unbewohnbar erscheinendes Schloß erhob, da bemerkte er auf einmal viele Lichter in demselben. Er näherte sich den Fenstern der Säle, welche alle offen standen und zerbrochen waren, und blickte durch die Bäume, die sie umgaben, hindurch. In violettem Schein sah er da mehrere Leute von abschreckendem Äußerm und in wunderlicher Kleidung. Mitten unter ihnen befand sich ein Mann mit schwarzbrauner ausgetrockneter Haut und grimmigem Gesichtsausdruck, welcher wilde Blicke um sich warf; doch schien er sehr vergnügt zu sein, denn er sprang und tanzte mit erstaunlicher Gelenkigkeit umher. Der Prinz fühlte ein geheimes Schaudern beim Anblick dieser schrecklichen Gestalten, und er zweifelte nicht, daß er Bewohner der Hölle vor sich habe, deren Macht er fürchten mußte. Da hörte er den Schwarzbraunen mit fürchterlicher Stimme sagen: „Wenn das junge hübsche Mädchen,/ das nur Kinderspiele weiß,/ hätt' in seinem Sinn behalten,/ daß Ricdin-Ricdon ich heiß,/ käm sie nicht in meine Schlingen./ Doch nun ist die Schöne mein,/ denn das Wort fällt ihr nicht ein."

Rosanie verzehrte sich indes in tödlicher Unruhe. Von Stunde zu Stunde sah sie den gefürchteten Augenblick näherkommen, da der Herr des Stäbchens vor sie treten würde, um das kostbare Holz zurückzufordern, und da sie nicht imstande war, sich des Namens des Unbekannten zu erinnern, sah sie sich verloren.

Unterdessen hatte sich der Prinz in einem Zweikampf eine Verwundung zugezogen und mußte das Bett hüten. Um ihn zu zerstreuen, versammelte sich die Hofgesellschaft an seinem Lager, und auch Rosanie leistete ihm einige Stunden des Tages Gesellschaft. Als sie eines Tages allein mit ihm im Zimmer war, erzählte er ihr sein nächtliches Erlebnis und unterließ es auch nicht, die Verse des wunderlichen Mannes zu wiederholen. Als er die Worte, die er gehört, erwähnte, stieß Rosanie einen solchen Schrei aus, daß der Prinz zuerst erschrak, indessen beruhigte er sich, als sie mit lebhaften Ge-

Digitized by Google

bärden freudiger Erregung ausrief: „Der Himmel sei gelobt für die unermeßliche Güte, die er mir erweist!“ Der Prinz erkundigte sich nach dem Sinn dieser Worte, und Rosanie erzählte ihm in wenigen Worten ihr Abenteuer mit dem Stäbchen und konnte sich von ihrem Schrecken kaum erholen als sie erfuhr, daß der Mann, dem sie zu folgen versprochen hatte, ein Dämon sei, denn etwas Derartiges hatte sie nie geahnt.

Kaum war Rosanie wieder in ihrem Gemach, als man ihr meldete, daß ein schwarzgekleideter Mann mit ernsten Gesichtszügen sie sprechen wolle. Sie befahl, ihn eintreten zu lassen, und auf den ersten Blick erkannte sie in ihm den Mann mit dem Stäbchen. Obwohl sie seinen Namen wußte, machte sie doch sein Anblick erbeben, da sie daran dachte, wer der gefährliche Spender eigentlich sei. Ohne ein Wort zu reden, erhob sie sich, holte die Zauberrute und sagte zu ihm, indem sie ihm dieselbe zurückgab: „Hier, Ricdin-Ricdon, nehmt Euer Stäbchen!“ Der böse Geist, der das nicht erwartet hatte, verschwand unter greulichem Geheul, da er sich betrogen sah, was ihm übrigens öfters passiert. Kurz darauf wurde die Hochzeit des Prinzen mit Rosanie gefeiert, der um so weniger Schwierigkeiten entgegenstanden, als sich herausstellte, daß dieselbe gar keine Bauerntochter, sondern ein Sproß aus edlem Hause war. Rosanie verlebte eine lange Spanne von Jahren mit dem Prinzen in überaus zufriedener Ehe und in einem vollkommenen Glück.

33. Die Schönheit und das Tier

Es war einmal ein Kaufmann, welcher außerordentlich reich war. Er hatte drei Töchter, und da er ein verständiger Mann war, so sparte er nichts an ihrer Erziehung und gab ihnen gute Lehrer. Seine Töchter waren sehr schön; besonders wurde die jüngste bewundert und man nannte sie, solange sie klein war, nur „die Schönheit“[1] und der Name blieb ihr und erweckte die Eifersucht ihrer Schwestern.

[1] la belle.

Digitized by Google

Die beiden ältesten waren sehr stolz, weil sie reich waren; sie spielten die Damen und wollten sich nicht mit den andern Kaufmannstöchtern abgeben, es fehlte ihnen an Leuten, die sie ihrer Gesellschaft für würdig erachtet hätten. Alle Tage gingen sie auf Bälle, in die Komödie, auf Spaziergänge und spotteten über ihre Jüngste, die den größten Teil ihrer Zeit darauf verwandte, gute Bücher zu lesen. Da man wußte, daß diese Mädchen sehr reich seien, so baten mehrere wohlhabende Kaufleute um ihre Hand, aber die beiden ältesten antworteten, daß sie nur einen Herzog oder doch mindestens einen Grafen heiraten wollten. Die Schönheit dankte denen, die um sie anhielten, freundlich, aber sie sagte ihnen, daß sie noch zu jung sei und daß sie lieber ihrem Vater noch einige Jahre Gesellschaft leisten wolle.

Mit einem Schlage verlor der Kaufmann seine ganze Habe und nichts blieb ihm als ein kleines Landhaus weit von der Stadt. Unter Tränen eröffnete er seinen Kindern, daß sie dieses Haus künftighin bewohnen und mit Bauernarbeit ihren Lebensunterhalt verdienen müßten. Seine beiden ältesten Töchter erwiderten, sie wollten die Stadt nicht verlassen und sie hätten mehrere Verehrer, welche glücklich wären, sie heiraten zu können, auch wenn sie kein Vermögen mehr hätten. Die guten Fräulein täuschten sich indes, ihre Liebhaber schauten sie nicht mehr an, als sie arm waren. Da sie ihres Hochmuts wegen niemand leiden mochte, sagte man: „Sie verdienen nicht, daß man sie beklagt, es geschieht ihnen recht, daß ihr Stolz gedemütigt worden ist, mögen sie die großen Damen spielen, wenn sie ihre Schafe hüten! Was aber die Schönheit betrifft, so tut uns ihr Mißgeschick sehr leid, sie ist ein gutes, sanftes Mädchen."

Die arme Schönheit war zuerst sehr niedergeschlagen gewesen, als sie ihr Vermögen verlor, aber dann hatte sie sich gesagt: „Das Weinen bringt mir mein Geld nicht wieder, man muß versuchen, auch ohne Vermögen glücklich zu sein." Als sie auf ihrem Landhaus angekommen waren, begann der Kaufmann mit seinen drei Töchtern das Feld zu bestellen. Die

Digitized by Google

Schönheit stand um vier Uhr morgens auf, säuberte zuerst das Haus und bereitete dann das Frühstück für ihre Familie. Zuerst kam es sie sehr hart an, denn sie war die Mägdearbeit nicht gewöhnt, aber nach zwei Monaten war sie kräftiger geworden, und die ermüdende Arbeit gab ihr sogar eine vollkommene Gesundheit; nach der Arbeit pflegte sie zu lesen, Klavier zu spielen oder beim Spinnen zu singen. Ihre Schwestern dagegen langweilten sich zu Tode, sie trauerten um ihre schönen Kleider und ihre Gesellschaft und sagten: „Seht, unsere Jüngste hat eine niedrige Seele und ist so stumpfsinnig, daß sie mit unserer unseligen Lage zufrieden ist." Der gute Kaufmann freilich bewunderte die Tüchtigkeit dieses jungen Mädchens und besonders ihre Geduld, denn die Schwestern, nicht damit zufrieden, ihr die ganze Hausarbeit zu überlassen, schmähten sie noch obendrein bei jeder Gelegenheit.

Schon ein Jahr lebte die Familie in ihrer Einsamkeit, als der Kaufmann eines Tages einen Brief erhielt, in welchem man ihm mitteilte, daß ein Schiff, auf welchem er Waren hatte, glücklich angekommen sei. Diese Nachricht verdrehte den beiden Ältesten, welche schon glaubten, nun das langweilige Landleben aufgeben zu können, den Kopf, und als sie ihren Vater reisefertig sahen, baten sie ihn, ihnen schöne Kleider, Kopfputz und alle möglichen Kleinigkeiten mitzubringen. Die Schönheit bat ihn um gar nichts, denn sie dachte bei sich, daß all das für die Waren gelöste Geld nicht hinreichen würde, um die Wünsche ihrer Schwestern zu befriedigen. „Du bittest mich nicht, dir etwas zu kaufen?" sagte der Vater zu ihr. „Da Ihr so gut seid, an mich zu denken," entgegnete sie, „so bitte ich Euch, mir eine Rose mitzubringen, denn es gibt hier keine." Der gute Mann reiste ab, aber als er angekommen war, mußte er um seine Waren einen Prozeß führen, und nach vieler Mühe kam er ebenso arm zurück, wie er abgereist war.

Schon freute er sich darauf, seine Kinder wiederzusehen, aber als er kurz vor seinem Hause einen großen Wald durch-

Digitized by Google

queren mußte, geriet er in die Irre. Es schneite unaufhörlich, der Wind wehte so heftig, daß er ihn zweimal vom Pferde riß, und als es Nacht wurde, glaubte er vor Hunger und Kälte sterben zu müssen oder von den Wölfen gefressen zu werden, die er ringsherum heulen hörte. Plötzlich, als er sich am Ende einer langen Allee umsah, bemerkte er ein helles Licht, das aber noch weit entfernt zu sein schien. Er ging in dieser Richtung weiter und merkte, daß das Licht von einem großen Schlosse ausging, das vollkommen erleuchtet war. Der Kaufmann dankte Gott für seine Hilfe und trat eilends in das Schloß; aber wie groß war seine Überraschung, als er in den Höfen keinen Menschen fand. Das Pferd, das er hinter sich herzog, sah einen großen Stall offen stehen, es ging hinein und fand eine Menge Heu und Hafer vor. Das arme ausgehungerte Tier stürzte sich gierig darauf. Der Kaufmann band es fest und wandte sich zum Hause, wo er gleichfalls keinen Menschen antraf, aber im Saale flackerte ein warmes Feuer, und eine speisenbeladene Tafel, auf der indes nur ein Besteck lag, lud zum Essen ein. Da ihn Schnee nnd Regen bis auf die Haut durchnäßt hatten, setzte er sich an den Kamin und wartete eine beträchtliche Zeit, daß der Hausherr oder ein Diener eintreten würde; als es aber elf Uhr schlug, ohne daß er jemanden erblickt hatte, konnte er seinen Hunger nicht mehr bändigen und nahm ein Hähnchen, das er auf zwei Bissen und unter Zittern verzehrte. Er trank noch einige Schluck Wein, und als er kühner geworden war, verließ er den Saal und durchschritt mehrere große und prächtig eingerichtete Räume. Schließlich fand er ein Zimmer, in welchem ein Bett stand, und da Mitternacht vorüber und er selbst sehr müde war, so sperrte er die Türe ab und legte sich zur Ruhe.

Es war schon zehn Uhr morgens, als er sich am folgenden Tage erhob, und er war nicht wenig erstaunt, als er ein sehr kostbares Gewand an Stelle des seinigen vorfand, welches ganz verdorben worden war. „Gewiß", sagte er zu sich, „gehört dies Schloß irgendeiner guten Fee, die Mitleid mit

Digitized by Google

meiner Lage hatte." Er blickte durch das Fenster und sah keinen Schnee mehr, sondern Lauben und Blumengewinde, die das Auge bezauberten. Er trat wieder in den großen Saal, wo er abends zuvor gespeist hatte, und bemerkte einen kleinen Tisch, auf welchem eine Schokolade dampfte. „Ich danke Euch, Frau Fee," sagte er ganz laut, „daß Ihr so gütig seid, an mein Frühstück zu denken." Der gute Mann nahm seine Schokolade und ging dann, sein Pferd zu holen, und als er an einem schönen Rosenbeet vorüberging, fiel ihm ein, daß ihn die Schönheit um eine gebeten hatte; er brach also einen Zweig mit mehreren Blüten ab. In diesem Augenblick hörte er ein heftiges Geräusch und sah ein so furchtbares Ungeheuer auf sich zukommen, daß er fast ohnmächtig geworden wäre. „Ihr seid sehr undankbar!" redete ihn das Untier mit einer furchtbaren Stimme an, „ich habe Euch das Leben gerettet, indem ich Euch in meinem Schlosse Unterkunft gewährte, und zum Dank dafür stehlt Ihr mir meine Rosen, die ich über alles in der Welt liebe. Diese Verfehlung kann nur durch den Tod gesühnt werden; ich gebe Euch eine Viertelstunde Zeit, um Eure Rechnung mit Gott abzuschließen." Der Kaufmann warf sich auf die Knie und sagte zu dem Tier, indem er die Hände faltete: „Gnädiger Herr, verzeiht mir, ich glaubte Euch nicht zu beleidigen, als ich eine Rose für eine meiner Töchter pflückte, die mich um eine solche gebeten hat." „Ich will Euch verzeihen," versetzte das Ungeheuer, „doch unter der Bedingung, daß eine Eurer Töchter freiwillig herkommt, um an Eurer Stelle zu sterben. Macht keine Einwendungen, geht, und wenn Eure Töchter sich weigern, für ihren Vater den Tod zu erleiden, so schwört mir, daß Ihr in drei Monaten wiederkommen werdet!" Der gute Mann hatte nicht die Absicht, eine seiner Töchter diesem gräßlichen Untier zu opfern, aber er dachte, wenigstens würde er das Vergnügen haben, sie noch einmal zu umarmen. Er schwur also, er werde wiederkommen, und das Tier sagte zu ihm, daß er abreisen könne, wann er wolle. „Aber", fügte es hinzu, „ich will nicht, daß Ihr mit leeren Händen geht. In

Digitized by Google

Eurem Schlafzimmer findet Ihr einen großen Koffer; ihr könnt hineintun, was Euch gefällt; ich werde ihn in Euer Haus bringen lassen." Mit diesen Worten zog sich das Ungeheuer zurück, und der gute Mann sagte zu sich: „Wenn ich sterben muß, so werde ich wenigstens meinen armen Kindern etwas hinterlassen, wovon sie leben können." Er füllte also den Koffer mit Goldstücken und verschloß ihn, dann holte er sein Pferd aus dem Stall und verließ das Schloß ebenso traurig, wie er es freudig betreten hatte. Das Pferd schlug von selbst einen der Waldwege ein, und nach wenigen Stunden gelangte der gute Mann in sein Häuschen.

Seine Kinder umringten ihn, aber anstatt sich ihrer Liebkosungen zu freuen, weinte der Vater bei ihrem Anblick. Er hielt die Rosen, die er seiner Tochter mitbringen wollte, in der Hand und gab sie der Schönheit, indem er sagte: „Nimm diese Rosen, Schönheit, sie kommen deinem unglücklichen Vater teuer zu stehen;" und er erzählte seiner Familie das unheilvolle Abenteuer, das ihm zugestoßen war. Bei dieser Erzählung stießen die zwei älteren Schwestern laute Schreie aus und schmähten die Schönheit, welche nicht weinte: „Da seht, wie stolz diese kleine Kreatur ist," sagten sie, „durch ihren außergewöhnlichen Wunsch verursacht sie den Tod ihres Vaters und weint nicht einmal darüber!" „Warum sollte ich den Tod meines Vaters beweinen?" entgegnete die Schönheit. „Er wird nicht sterben; da das Ungeheuer eine seiner Töchter als Ersatz nehmen will, so werde ich mich seiner Wut überliefern, und ich bin sehr glücklich, daß ich meinem Vater hierdurch meine Liebe beweisen kann." Trotz des Einspruchs des Vaters, er sei älter und könne eher mit dem Leben abschließen, bestand sie auf ihrem Opfer.

Der Vater ging mit ihr in das Waldschloß, und die beiden bösen Mädchen rieben sich die Augen mit Zwiebeln ein, um einige Tränen beim Abschied von ihrer Schwester vergießen zu können. Das Pferd schlug den Weg zum Schlosse ein, und gegen Abend sahen sie es vor sich, erleuchtet wie das erstemal. Das Pferd wurde im Stall untergebracht, und der gute

Digitized by Google

Mann trat mit seiner Tochter in den großen Saal, wo sie eine prächtig gedeckte Tafel mit zwei Bestecken vorfanden. Der Kaufmann verspürte keine Lust zu essen, aber die Schönheit bemühte sich, ruhig zu erscheinen, sie setzte sich zu Tisch und legte ihm vor. Nach dem Essen hörten sie einen furchtbaren Lärm, und der Kaufmann verabschiedete sich unter Tränen von seiner Tochter, da er glaubte, das Ungeheuer komme, um sie zu fressen. Auch die Schönheit konnte sich nicht eines Schauders erwehren, als sie diese schreckliche Gestalt sah, aber sie nahm sich so gut es ging zusammen, und als das Untier sie fragte, ob sie freiwillig gekommen sei, sagte sie bebend: „Ja!" „Ihr seid sehr gut," sagte das Tier, „und ich bin Euch sehr zu Dank verpflichtet. Guter Mann, reist morgen ab und laßt es Euch nicht einfallen, wiederzukommen. Gott behüte dich, Schönheit!" „Gott behüte dich, Tier!" erwiderte sie, und sogleich zog sich das Ungeheuer zurück. „O, meine Tochter!" sagte der Kaufmann, indem er die Schönheit umarmte, „ich bin halb tot vor Angst, glaube es mir. Laß mich hierbleiben!" „Nein, Vater," sagte die Schönheit bestimmt, „Ihr reist morgen früh ab und überlaßt mich der Gnade des Himmels. Vielleicht hat er Mitleid mit mir."

Als der Vater abgereist war, setzte sich die Schönheit in den großen Saal und begann zu weinen; aber da sie sehr mutig war, empfahl sie sich Gott und beschloß, das bißchen Leben, das ihr noch geschenkt war, nicht zu vertrauern, denn sie glaubte fest, daß das Ungeheuer sie am Abend fressen würde. Sie beschloß indessen, das schöne Schloß zu besichtigen. Sie konnte es nicht unterlassen, die Pracht desselben zu bewundern und war sehr überrascht, als sie auf eine Tür traf, über welcher die Worte zu lesen waren: Schönheits Wohnung. Sie öffnete hurtig die Tür und war geblendet von dem Prunk, der hier herrschte; was ihr aber am meisten in die Augen fiel, war ein Bücherschrank, ein Klavier und mehrere musikalische Schriften. „Wenn ich heute abend gefressen werden sollte," dachte sie, „so hätte man mich nicht so gut versorgt... Ach", seufzte sie sodann, „ich möchte nichts, als

Digitized by Google

meinen armen Vater wiedersehen und wissen, was er gegenwärtig treibt." Wie groß war ihr Erstaunen, als ihre Augen auf einen großen Spiegel fielen, in welchem sie ihr Haus erblickte, wo ihr Vater gerade mit äußerst bekümmerter Miene ankam. Ihre Schwestern kamen heraus, und trotz der Grimassen, die sie schnitten, um betrübt zu erscheinen, konnte man ihnen die Freude über den Verlust ihrer Schwester ansehen. Einen Augenblick später verschwand alles, und die Schönheit dachte, daß das Tier sehr gefällig sein müsse und daß sie von ihm nichts zu fürchten haben würde. Zu Mittag fand sie die Tafel gedeckt und hörte, ohne indes jemanden zu sehen, eine herrliche Musik. Abends, als sie sich zu Tisch setzte, vernahm sie das Geräusch, welches das Ungeheuer verursachte und konnte sich nicht enthalten, zu erbeben. „Schönheit," sagte das Tier zu ihr, „erlaubt Ihr, daß ich Euch beim Essen zuschaue?" „Ihr seid hier der Herr!" erwiderte die Schönheit zitternd. „Nein," sagte das Tier, „nur Ihr seid Herrin, Ihr braucht nur zu wünschen, daß ich gehe, wenn ich Euch lästig bin, und sogleich werde ich Euch verlassen ... Sagt mir, findet Ihr mich nicht sehr häßlich?" „Das ist wahr," entgegnete die Schönheit, „denn ich mag nicht lügen; aber ich glaube, daß Ihr sehr gut sein müßt." Die Schönheit aß mit gutem Appetit; sie fürchtete das Tier fast gar nicht mehr, aber fast wäre sie vor Schrecken gestorben, als dieses plötzlich zu ihr sagte: „Schönheit, wollt Ihr meine Frau werden?" Sie blieb einige Zeit stumm, denn sie fürchtete, den Zorn des Untiers zu erwecken, wenn sie es ihm abschlug; dann sagte sie zitternd: „Nein, Tier!" Hierüber wollte das arme Ungeheuer seufzen, aber es ließ nur ein so schreckliches Zischen hören, daß der ganze Palast davon ertönte. Aber die Schönheit war wieder beruhigt, als das Tier betrübt zu ihr sprach: „Also behüte dich Gott, Schönheit!" und das Gemach verließ, nicht ohne sich von Zeit zu Zeit umzudrehen, um sie nochmals zu betrachten. Als die Schönheit allein war, fühlte sie starkes Mitleid mit dem Tier: „Ach!" sagte sie, „es ist schade, daß es so häßlich ist, es ist so gut!"

Digitized by Google

Die Schönheit verbrachte drei Monate in aller Ruhe im Schlosse; jeden Abend stattete ihr das Ungeheuer einen Besuch ab und unterhielt sie während des Essens mit gesundem Verstand, und jeden Tag entdeckte die Schönheit neue Lichtseiten an ihm. Die Gewohnheit, es zu sehen, hatte sie mit seiner Häßlichkeit vertraut gemacht, und weit entfernt, die Stunde seines Besuches zu fürchten, schaute sie häufig nach der Uhr, um zu sehen, ob es noch nicht bald neun sei. Nur ein Umstand quälte die Schönheit: daß das Untier sie jedesmal vor dem Schlafengehen fragte, ob sie seine Frau werden wolle, wobei es jedesmal schmerzlich berührt war, wenn sie verneinte. Eines Tages sagte sie: „Du tust mir leid, Tier, ich möchte, ich könnte dich heiraten, aber ich bin zu aufrichtig, um dir Hoffnung zu geben, daß dies jemals der Fall sein könnte."

Die Schönheit hatte in ihrem Spiegel gesehen, daß ihr Vater vor Kummer über ihren Verlust erkrankt war, und sie wünschte, ihn wiederzusehen. „Ich würde dir gern versprechen," sagte sie zum Ungeheuer, „dich nie gänzlich zu verlassen, aber ich habe solche Sehnsucht, meinen Vater wiederzusehen, daß ich vor Schmerz sterben würde, wenn du mir das Vergnügen verwehren wolltest." „Ich will lieber selbst sterben," sagte das Untier, „als Euch Kummer bereiten. Ich werde Euch zu Eurem Vater schicken, Ihr könnt dort bleiben, und Euer armes Tier wird vor Sehnsucht sterben!" „Nein," sagte die Schönheit weinend, „ich liebe dich zu sehr, um deinen Tod veranlassen zu wollen; ich verspreche dir, in acht Tagen zurückzukommen. Du hast mich wissen lassen, daß meine Schwestern verheiratet sind und daß mein Vater allein steht; erlaube, daß ich ihm eine Woche Gesellschaft leiste!" „Morgen früh werdet Ihr bei ihm sein, aber gedenkt Eures Versprechens! Ihr braucht nur Euren Ring beim Schlafengehen auf den Tisch zu legen, wenn Ihr heimkehren wollt. Behüte dich Gott, Schönheit!" Das Untier seufzte wie gewöhnlich bei diesen Worten, und die Schönheit legte sich zu Bett, betrübt darüber, ihr liebes Tier in Sorgen zu sehen. Als sie

Digitized by Google

mich zu Dank verpflichtet haben, wenn Ihr mich nicht beachtet hättet." „Es wäre unmöglich," rief Reizvoll, „daß eine so wunderschöne Prinzessin sich irgendwo aufhalten könnte, ohne daß sie meine Augen von allem andern ablenken würde!" „Ah!" sagte die Königin erbost, „ich vergeude meine Zeit damit, Euch zuzuhören, glaubt mir, mein Herr, Blumenschön ist schon hinreichend eitel, man darf ihr nicht soviel Schmeicheleien sagen." Der König Reizvoll fand bald heraus, aus welchem Grunde die Königin so redete, aber da er nicht gesonnen war, sich Gewalt anzutun, so zeigte er seine Bewunderung für Blumenschön ganz offen und unverhüllt und unterhielt sich drei Stunden hintereinander mit ihr. Die Königin war verzweifelt und Forellchen untröstlich, nicht mehr den Vorzug vor Blumenschön zu haben; beide beklagten sich beim König und bestimmten ihn, Blumenschön in einen Turm zu sperren, wo sie den König Reizvoll nicht mehr sprechen könne. Und wirklich wurde jene, sobald sie auf ihr Zimmer zurückgekehrt war, von vier maskierten Männern oben auf den Turm gebracht, wo sie auf dem Gipfel der Trostlosigkeit zurückblieb, denn sie sah wohl, daß man sie nur deshalb so behandelte, weil man sie verhindern wollte, dem Könige zu gefallen, der ihr seinerseits schon sehr gut gefiel und den sie gern zum Gatten gehabt hätte. Da dieser nichts von der Gewalttat erfuhr, wartete er stündlich mit Ungeduld darauf, die Prinzessin wiederzusehen; er wollte mit den Herren seines Ehrendienstes von ihr reden, aber auf Befehl der Königin sagten diese ihm alles mögliche Schlechte über sie: sie wäre eitel, wankelmütig und launisch und quäle ihre Freundinnen und ihre Bedienung; man könnte nicht unsauberer sein als sie, und ihr Geiz ginge so weit, daß sie lieber wie ein Hirtenmädchen gekleidet wäre, als daß sie sich neue Brokatstoffe kaufe. Bei jeder Einzelheit litt Reizvoll und fühlte Zornesregungen, die er kaum bändigen konnte. „Nein," sagte er zu sich, „es ist undenkbar, daß der Himmel eine so häßliche Seele in dieses Meisterwerk der Natur gelegt haben könne, ich gebe zu, daß sie nicht sauber angezogen war,

Digitized by Google

als ich sie sah, aber ihre Scham bewies, daß sie es nicht gewohnt war, sich so zu sehen. Wie, sie wäre schlecht mit diesem bezaubernden Ausdruck von Bescheidenheit und Sanftmut! Das will mir nicht in den Kopf. Eher glaube ich, daß die Königin sie so verleumdet; man ist nicht umsonst Stiefmutter; die Prinzessin Forellchen ist eine so garstige Kreatur, daß es nicht verwunderlich wäre, wenn sie das vollkommenste aller Geschöpfe beneiden würde." Während er solches bedachte, merkten die ihn umgebenden Höflinge wohl an seinen Mienen, daß sie ihm keinen Dienst erwiesen hätten, als sie schlecht von Blumenschön redeten, und einer von ihnen, der besonders gewandt war, wechselte daher die Tonart; um die Gesinnung des Fürsten kennenzulernen, begann er allerlei Wunderbares von Blumenschön zu erzählen. Bei diesen Worten erwachte Reizvoll wie aus einem Traum, griff hastig in das Gespräch ein und Freude malte sich auf seinen Zügen: o Liebe, Liebe, wie schwer bist du zu verbergen!

Die Königin war ungeduldig, zu erfahren, wie der Eindruck auf den Fürsten gewesen wäre, sie schickte nach ihren Vertrauten und verbrachte die Nacht damit, sie auszufragen, und alles, was sie berichteten, bestärkte sie in ihrer Ansicht, daß der Fürst nur Blumenschön liebe.

Aber was soll ich von der Schwermut dieser Prinzessin erzählen? Sie lag im Verließ des schrecklichen Turmes, in den sie die vermummten Männer gebracht hatten, auf dem Boden. „Weniger wäre ich zu beklagen," sagte sie, „wenn man mich hierher gebracht hätte, ehe ich diesen liebenswürdigen König sah. Die Erinnerung an ihn vermehrt meine Qual; ich bin sicher, daß die Königin nur deshalb so grausam mit mir verfährt, um mich zu hindern, ihn weiterhin zu sehen. Weh, daß das bißchen Schönheit, das mir der Himmel verlieh, mir meine Seelenruhe kostet!" Sie weinte so bitterlich, daß ihre erbittertste Feindin sich ihrer erbarmt hätte, hätte sie ihren Schmerz gesehen.

Die Königin überhäufte indes Reizvoll mit kostbaren Geschenken und machte ihn sogar zum Ritter des Liebesordens,

Digitized by Google

am andern Morgen erwachte, befand sie sich im Hause ihres Vaters und läutete eine Glocke, die neben ihrem Bett stand; sogleich kam eine Magd, die bei ihrem Anblick einen lauten Schrei ausstieß. Im Nebenzimmer fand sich ein Koffer voll goldgestickter Kleider, die das Ungeheuer hergeschickt hatte. Auf die Nachricht von der Heimkehr der Schönheit hin erschienen die Schwestern mit ihren Gatten auf Besuch; beide waren sehr unglücklich verheiratet, und ihre Eifersucht auf die jüngste, deren Kleider sie beneideten, erwachte von neuem, zumal da sie erfuhren, wie gut es ihr gehe. „Schwester," sagte die Älteste, „mir kommt ein Gedanke. Versuchen wir, sie länger als acht Tage hierzubehalten, ihr dummes Tier wird darüber ergrimmt sein, daß sie ihr Wort bricht, und wird sie vielleicht fressen." „Du hast recht, Schwester!" entgegnete die andere, „zu diesem Zwecke müssen wir ihr schmeicheln." Als sie diesen Entschluß gefaßt hatten, traten sie wieder zur Schönheit und erwiesen ihr so viel Liebesdienste, daß jene vor Freude Tränen vergoß. Als die acht Tage verstrichen waren, rauften sich die Schwestern die Haare aus und heuchelten einen solchen Gram über ihre Abreise, daß sie versprach, noch weitere acht Tage zu bleiben.

Indessen hielt sich die Schönheit den Kummer vor, den sie ihrem armen Tiere bereiten würde, das sie so von Herzen liebte, und sie sehnte sich danach, es zu sehen. In der zehnten Nacht, die sie bei ihrem Vater verbrachte, träumte ihr, sie sei im Garten des Palastes und erblicke das Tier halbtot im Grase liegen. Die Schönheit erwachte plötzlich und vergoß Tränen. „Bin ich nicht sehr schlecht," sagte sie, „das Tier zu betrüben, daß mir stets so gefällig war? Auf, ich will es nicht unglücklich machen." Bei diesen Worten erhob sich die Schönheit, legte den Ring auf den Tisch und ging dann wieder schlafen. Kaum war sie in ihrem Bett, als sie einschlummerte, und wie sie am andern Morgen erwachte, sah sie mit Freuden, daß sie im Palaste des Tieres sei. Sie kleidete sich prächtig, um ihm zu gefallen und sehnte sich den ganzen Tag über fast zu Tode, indem sie auf die neunte Stunde wartete. Aber um-

Digitized by Google

sonst schlug die Uhr, das Tier zeigte sich nicht. Die Schönheit fürchtete schon, seinen Tod auf dem Gewissen zu haben. Sie lief durch das ganze Schloß und schrie laut, sie war ganz verzweifelt. Nachdem sie überall gesucht hatte, erinnerte sie sich ihres Traumes, sie lief in den Garten und fand dort das arme Tier besinnungslos ausgestreckt, so daß sie glaubte, es sei tot. Sie warf sich über es, ohne vor seiner Gestalt zu erschrecken und fühlte, daß sein Herz noch schlug; sie schöpfte Wasser aus dem Kanal und goß es ihm über den Kopf. Das Tier öffnete die Augen und sagte zur Schönheit: „Ihr hattet Euer Versprechen vergessen und der Gram, Euch verloren zu haben, hat mir den Entschluß eingegeben, den Hungertod zu leiden. Aber ich sterbe beruhigt, da ich das Glück habe, Euch noch einmal zu sehen." „Nein, mein teures Tier," sagte die Schönheit, „du sollst nicht sterben, du sollst leben, um mein Gatte zu werden; ich gebe dir meine Hand und schwöre, daß ich nur dir angehören will!" Kaum hatte die Schönheit diese Worte gesprochen, als sie das Schloß in hellstem Lichte erstrahlen sah, ein Feuerwerk wurde abgebrannt und Musik ertönte; alles schien auf ein Fest hinzudeuten. Aber all diese Pracht konnte sie nicht fesseln: sie wandte sich zu ihrem teuern Tier, dessen Gefahr sie zittern machte. Aber wie groß war ihre Überraschung! Das Tier war verschwunden, und sie sah zu ihren Füßen einen Prinzen, der schön war wie Amor selbst und der ihr dafür dankte, daß sie seinen Zauber gebrochen hätte. „Eine böse Fee hatte mich verflucht, in Tiergestalt zu verharren, bis eine schöne Jungfrau einwilligte, mich zum Gatten zu nehmen. Ihr waret der einzige Mensch auf der Welt, der sich von meiner Güte rühren ließ, und ich erfülle nur eine Dankespflicht, wenn ich Euch meine Krone anbiete." Sie begaben sich in das Reich des Prinzen, dessen Untertanen ihn mit Freuden wiederkehren sahen, und er heiratete die Schönheit, welche lange Jahre mit ihm lebte. Ihr Glück aber war ein vollkommenes, denn es war auf die Tugend begründet.

Digitized by Google

Quellennachweise und Anmerkungen

1. Quelle: Elie de St. Gilles, herausgegeben von W. Förster, Heilbronn 1876—82, V 1805—2055, zum Teil gekürzt. Der Elie de St. Gilles stellt nur eine Überarbeitung eines älteren Epos dar, dessen Entstehung in den Anfang des 13. Jahrhunderts fällt und das auch der nordischen Elissaga ok Rosamundu zugrunde liegt. Die Grundlage des Elie ist das Goldenermärchen (KHM 136 f. unter Nr. 5); Galopin, ein kobold-artiges Wesen, entspricht dem Eisenhans des Märchens. Diesem kommt es zu, dem Helden Roß und Rüstung zu verschaffen, mit welchen er seine Adelsprobe ablegen muß. Um die Herkunft des dämonischen Rosses zu erklären, schob der Elicdichter eine Episode aus dem Meisterdiebmärchen ein (vgl. KHM 192, Bolte und Polivka: Anmerkungen zu Grimms Märchen, Leipzig 1913—18, III 379, Aarne: Verzeichnis der Märchentypen Nr. 1525). In modernen französischen Sammlungen findet sich die Pferdediebstahlsgeschichte gewöhnlich als die zweite der dem Meisterdieb gestellten Aufgaben u. a. an folgenden Stellen: Sébillot orale S. 112, Cosqin Nr. 70, Fleury S. 167, Revue des trad. pop. IX 343, XI 102. Zum Vergleich folge hier die entsprechende Episode in der normannischen Version bei Fleury: „Ich wette," sagte der Herr, der den Meisterdieb auf die Probe stellen wollte, „daß du mir meine Stute nicht stehlen wirst. Ich mache dich darauf aufmerksam, daß sie gut bewacht sein wird." „Ihr schenkt sie mir, wenn ich sie Euch stehle?" „Mein Wort darauf. Aber ich bin sicher, daß du sie nicht stehlen wirst." „Wir wollen sehen." Die Stute wird drei Männern zur Bewachung anvertraut. Der erste steigt darauf, der zweite hält sich an der Mähne, der dritte am Schwanze fest. Der im Sattel ist mit einem geladenen Gewehr versehen. Eine zweifelhafte Gestalt, wie ein Bettler gekleidet, mit leidendem Gesichtsausdruck naht sich dem Trio. „Was tut ihr denn da, ihr Männer?" „Wir bewachen diese Stute seit heute morgen. Es heißt, jemand werde kommen, um sie uns zu stehlen, aber wir haben noch keinen Menschen kommen sehen." „Das muß langweilig sein." „Wahrhaftig, es ist nicht unterhaltlich. Wenn wir wenigstens etwas zu trinken hätten!" „Ich werde euch Apfelwein im Wirtshaus holen," sagte der sonderbare Fremde, „wenn ihr mir das Geld dazu geben wollt." „Das können wir nicht abschlagen, Freund." Man gibt ihm Geld, und kurz darauf kommt er vom Wirtshaus zurück mit einer Ladung Apfelwein. Er hatte schlafördernde Stoffe hineingemengt, aber nur in das eine Gefäß. Sie luden ihn ein, mit ihnen zu zechen. Er nahm an und goß sich von dem Apfelwein ein, der nicht vermischt war, dann tat er, als wolle er sich entfernen. Die Wächter tranken ihre beiden Gefäße aus und fielen alsbald in tiefen Schlaf. Der Spitzbube kommt wieder. Er stößt Pflöcke in den weichen Boden und richtet es so ein, daß er den Sattel mitsamt dem Reiter aufhebt und in der Luft schwebend erhält; dann schneidet er die Zügel des Pferdes durch, bringt den Schwanz desselben frei und läßt das Tier hinter sich hergehen. Als die Wächter erwachten, waren sie sehr erstaunt, der eine hielt die Zügel ohne Roß, der

Digitized by Google

andere eine Handvoll Haare, der dritte fühlte sich auf dem Sattel in der Luft schweben, während die Stute fort war.

2. Quelle: Huon de Bordeaux ed. M. F. Guessard, Paris 1860, v. 3193 bis 3732 und 5395—5834, zum Teil im Auszug. Dem Huonepos, das um 1220 verfaßt wurde, liegt das Märchen vom Bärensohn zugrunde (vgl. Voretzsch: Epische Studien I Halle 1900). Der Waldhausepisode des Märchens entspricht die Szene in Oberons Zauberwald, wo der Held zuerst feindlich mit dem Elben zusammenstößt, sich aber dann dessen Hilfe versichert. Der Palast des Emirs jenseits des Roten Meeres mit seinen vier Brücken tritt an Stelle der Unterwelt des Märchens, Gaudise an Stelle des die Jungfrau bewachenden Drachens oder Teufels. Auf die gleiche Grundlage wie der Huon geht die germanische Ortnitsage zurück, die freilich nach dem Muster der Werbungssagen umgestaltet wurde. Auch in der Nibelungensage tritt Alberich zunächst feindlich, dann hilfreich auf. Für das Bärensohnmärchen wird urfränkischer Besitz wahrscheinlich. Zum Bärensohnmärchen vgl. KHM 91, 166, Bolte-Polivka II 297, Aarne 301 und besonders: F. Panzer: Studien zur germanischen Sagengeschichte, München 1910—12. Oberons Wunschdinge sind gleichfalls märchenhafter Natur. Das Horn, das jeden, der es hört, singen und — wie in der späteren Prosafassung erst deutlich ausgesprochen wird — auch tanzen macht, entspricht der Tanzgeige des Typus vom Juden im Dorn (KHM 110, Aarne 592), die Verknüpfung des Elben mit dem Horn geht auf bretonischen Volksglauben zurück: auf feenartige Waldgeister, die sog. Kornikanedș, welche auf kleinen Hörnern blasen (vgl. Sébillot: Folklore de France I 268). Zur Feenepisode bei Oberons Geburt vgl. man das Dornröschenmärchen (s. unter Nr. 19). Eine moderne Variante des Bärensohnmärchens s. unter Nr. II 53.

3. Quelle: Berthe aus grans piés par Adenes li rois ed. par M. Scheler, Bruxelles 1874, V 289—677, 1753—2159 gekürzt. Das Werk des Spielmanns Adenet, das der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts angehört, nennt Léon Gautier (Épopée française II 10) den besten Roman der Verfallszeit. Der Berthasage liegt das Märchen von der untergeschobenen Braut zugrunde, das sich noch klarer in der Fassung der bayrischen Chronik von Weihenstephan hervorhebt. Die Chronik bewahrt die Märcheneinleitung: „Liebe durch Bild erweckt", während das Epos dafür die aus Werbungssagen entnommene Versammlung der Barone einsetzt. Ferner findet in der deutschen Version die Unterschiebung märchenecht auf dem Wege zur Hochzeit statt, während Adenets Brautnachtszene den deutlichen Einfluß der Tristansage verrät. Mit der Aussetzung im Walde lenkt die Sage in den Genovevatypus über. Da moderne fränkische Märchen (KHM 135, Wolf DMS 19, Bechstein S. 203) am nächsten zur Berthasage stimmen, so wird die Entstehung der letzteren auf fränkischem Boden wahrscheinlich, das Märchen von der untergeschobenen Braut ist also ebenso wie das vorige zum urfränkischen Besitz zu rechnen. Aus der Mißgestalt Berthas glaubte man früher auf eine mythische Ableitung der Sage schließen zu dürfen, indem man ihre difformen Füße mit ähnlichen Abnormitäten des oberdeutschen Spinndämons Perchtha in Verbindung brachte. Eher erklären sich die breiten Füße aus dem Märchen selbst, in dessen meisten Varianten die ins Wasser

Digitized by Google

geworfene echte Braut als Ente auftritt. Ein weiterer Zweig des Märchens läßt sich in Saxos Dänengeschichte, ein dritter im Kap. 12 der Volsungasaga nachweisen, auch ein vierter zeigt unverkennbare Beziehungen zur germanischen Heldensage, der ganze Kreis darf also wohl schon der germanischen Völkerwanderungszeit zugewiesen werden. Zum Märchen vgl. KHM 11, 13, 89, 135, 189 mit den Anmerkungen bei Bolte-Polivka, Aarne 403, und namentlich Arfert: Der Märchentypus von der untergeschobenen Braut, Rostocker Diss. 1897. Zur Berthasage vgl. A. Feist: Zur Kritik der Berthasage, Marburg 1886, G. Paris: Hist. poétique de Charlemagne. Moderne französische Fassungen sind am besten im Osten und in der Bretagne erhalten, gegen Süden zu nehmen sie an Klarheit ab. Vgl. unter Nr. 13 f, 15c, II 11, und II 34.

4. Quelle: Partonopeus de Blois, ed. G. A. Crapelet, Paris 1834, V 709 bis 1560, 1900—1946, 4342—4556 stark gekürzt, mit teilweiser Benutzung der Übersetzung von A. v. Keller: Altfranzösische Sagen, Heilbronn 1876 S. 332 ff. Das Epos, das der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts angehört, erfreute sich im Mittelalter großer Beliebtheit. Es wurde von Konrad v. Würzburg ins Mittelhochdeutsche übertragen und bot auch die Vorlage zu einer aisld. Saga. Vgl. Kölbing: Germanische Studien II 119, Look: Straßburger Diss. 1881, Trampe-Bödtker: P. de Blois, Kristiania 1904. Die Quelle des Epos war das Märchen von Amor und Psyche, dessen älteste literarische Variante aus dem 1. Jahrhundert n. Chr. stammt. Vgl. KHM 88, Bolte-Polivka II 229, Aarne 425, R. Reitzenstein: Das Märchen von Amor und Psyche, Leipzig-Berlin 1912 und S.-Ber. Heidelberger Akademie 1914, E. Tegethoff: Rheinische Beiträge zu germanischer Philologie und Volkskunde, Nr. 4, Bonn 1922. Während in der spätantiken Fassung wie auch in den meisten volksmäßigen Varianten des Märchens der Elbe männlich, der menschliche Teil aber weiblich ist, wurde im Mittelalter das Verhältnis der Geschlechter umgekehrt: der neugierige Lauscher ist zum Manne geworden. Diese Umdrehung wurde durch den Zeitgeschmack und durch den Einfluß einer verwandten Märchengruppe hervorgerufen, über diese s. unter Nr. 15 a. Das Psychemärchen gehört zum großen Sagenkreis von der gestörten Mahrtenehe, zu diesem vgl. noch unter Nr. 7, 15 a, b, 30, 33 und II 13. Der Ursprung der ganzen Gruppe dürfte mit Laistner (Rätsel der Sphinx, Stuttgart 1889) in Alptraumvorstellungen zu suchen sein. Das übertretene Sehverbot begegnet im neufranzösischen Märchen noch bei Bladé I 15 und bei Fleury S. 135. Die entsprechende Stelle bei Fleury lautet folgendermaßen: Als er (der Elbe, der hier in Tiergestalt auftritt) nachts in der Finsternis bei ihr (seiner menschlichen Geliebten) lag, schien es ihr, als habe er nicht mehr sein abschreckendes Äußeres. Eines Nachts konnte sie sich nicht mehr halten, sie beschloß, sich zu vergewissern. Sie erhob sich ganz leise und ging mit bloßen Füßen hin, eine Kerze zu suchen, und, überzeugt, daß ihr Gatte fest schlief, betrachtete sie ihn. Er war der schönste Prinz von der Welt, nie hätte sie gewagt, so viel Schönheit und Grazie für ihren Gatten zu erträumen. In ihrer Freude machte sie eine Bewegung, ein heißer Talgtropfen fiel auf das Gesicht des Schläfers und er erwachte. „Deine Neugier hat uns beiden bitter weh getan. Jetzt muß ich fort!"

Digitized by Google

Die in volksmäßigen Fassungen der Katastrophe folgenden Formeln hat der mittelalterliche Dichter nicht verwertet.

b. Quelle: Le roman de Robert le diable ed. Löseth, Paris 1903 (in Soc. des. anc. textes), V 1705—1841, 2026—2088, 2213—2235, 3051—3093, 3440—3500, 4465—4513, zum Teil gekürzt, mit Benutzung der Übersetzung von A. v. Keller: Altfranzösische Sagen S. 234 ff. Die Sage von Robert dem Teufel baut sich auf das Goldenermärchen auf. Zu diesem vgl. KHM 136, Bolte-Polívka III 94, Aarne 502 und besonders die erschöpfende Analyse von F. Panzer: Hilde-Gudrun, Halle 1900. In den Vorgängen des Romans ist die Märchenhandlung leicht erkennbar: das dreitägige Turnier des Märchens ist zur dreimaligen Sarazenenschlacht, der hilfreiche Eisenhans zum Engel, die verächtliche Behandlung des Gärtnerburschen zum Narrentum Roberts, das „Hennenhaus" endlich zur Hundehütte unter der Stiege geworden. Die Nebenbuhler des Märchens verkörpert der Seneschall, dessen betrügerischer Versuch aus einem anderen Märchenkreise, dem von den beiden Brüdern (KHM 60) stammt. Das Ganze ging in den Kreis der Legende über und schmückte sich mit Wundern und Erscheinungen. Zur Sage vgl. du Méril: Etudes sur quelque points d'archéologie S. 273 ff. und bes.: Breul: Sir Gowther, Oppeln 1886. Die Tatsache, daß die Kreuzzüge noch nicht als Mittel zur Sühne erwähnt werden, läßt die Entstehung der Sage am Ende des 11. Jahrhunderts wahrscheinlich werden, während die ältesten Handschriften erst dem Ende des 12. Jahrhunderts angehören. Der von einem pikardischen und einem wallonischen Bearbeiter überlieferte Text war wohl ursprünglich normannisch. Das Goldenermärchen ist in neufranzösischen Sammlungen häufig, mehrere davon (Luzel II 296, Vinson S. 56, Revue des trad. pop. IX 173) zeigen noch die im Robert beobachtete Verbindung mit der Verräterepisode des Brüdermärchens. Die Flucht des unerkannten Helden erscheint bei Pineau S. 11, Carnoy: Français S. 43, Cosquin 43 und Luzel II 296, die Verwundung bei Cosquin 12 und in den deutschen Varianten, die überhaupt das Märchen treuer bewahrt zu haben scheinen. Eine Vergleichung der deutschen mit den französischen Varianten sowie mit den mittelalterlichen Bearbeitungen des Goldenerstoffes gibt der Vermutung Raum, daß auch das Goldenermärchen schon fränkischer Urbesitz war.

6. Quelle: Perceval le Gallois ou le Conte du Graal p. p. Ch. Potvin, Tome II: le poème de Chrestien de Troyes Vers 4173—4605. Das Geheimnis des Grals ist von der Wissenschaft noch keineswegs enthüllt. Abzulehnen ist wohl die Ansicht Birch-Hirschfelds (Die Sage vom Gral, Leipzig 1877), der die Sage nur aus christlich-legendarischen Quellen erklären möchte. Eher ist von der keltischen Heimat Parzivals auszugehen und der Gral mit dem Becken von Diwrnah, das niemand ungesättigt entläßt, dem Korb Gwyddneus, der Pfanne mit den Tellern von Rheggynydd Ysgolhaig zu vergleichen, freilich hat dann später eine Verschmelzung dieser heimischen Sagen und Märchen mit der christlichen Legende stattgefunden (so E. Wechßler, Halle 1898). Ob man diese speisespendenden Gefäße über das keltische hinaus mit L. v. Schröder (WSB 166_2, 1911) an altarischeMythen von der Sonne als Breitopf annähern darf, bleibe dahingestellt. Jedenfalls dürfte die Gralsvorstellung

Digitized by Google

auf die gleiche Wurzel zurückgehen wie das Märchen vom süßen Brei (KHM 103, vgl. Bolte-Polívka II 438, Aarne 565). — Der Parzivalsage dagegen liegt ein keltisches Dummlingsmärchen zugrunde und der Besuch in der Gralsburg ist zweifellos als eine Unterweltsfahrt aufzufassen, näheres über dieses Märchen wird sich kaum mehr angeben lassen, und das im 19. Jahrhundert gesammelte Peronnikmärchen (unten Nr. II 35) ist kaum mit V. Junk (WSB 168_4, 1911) als die Grundlage der Parzivalsage anzusehen, sondern als ein Nachklang derselben. Zur Parzivalsage vgl. besonders Miß J. Weston: The legend of Sir Perceval, London 1906—09 = Grimm Library 17, 19. — Weitere Märchenmotive in Chrestiens Parzival sind die von der Königstochter, die nicht lachen kann (2230ff. zu KHM 64), die Lehren Gurnemanz' (2831ff. s. unter Nr. II 36), die drei Blutstropfen (5565 vgl. Bolte-Polívka I 462), die Kundryepisode (5981 ff.; vgl. Maynadier: The Wifes of Bath Tale, London 1901), das wunderbare Bett (9191ff. zu KHM 4) und die Befreiung der Jungfrauen aus dem Chastel merveil (vgl. Ehrismann in PBB XXX).

7. Quelle: Christian von Troyes: Yvain, herausgegeben von W. Förster = Romanische Bibl. V, Halle ² 1902, Vers 747—2773 im Auszug. Der Iwein gehört mit dem Parthonopier, dem Lanval und dem Yonec zu dem im Mittelalter weit verbreiteten Stoff von der gestörten Mahrtenehe. Die Urform erzählte wohl, daß der Held nach Überwindung des Wächters in die Unterwelt eindringt und dort die Liebe einer Elbin erwirbt. Bald aber treibt ihn die Sehnsucht auf die Menschenwelt zurück und die Elbin entläßt ihn, doch mit dem Verbot, eine gewisse Zeitgrenze zu überschreiten. Wie in allen Märchen dieser Art, übertritt er das Verbot und verliert dadurch die Elbin, die er nach mühevoller Wanderung im Seelenlande wiedersuchen muß. Chrétien hat den Stoff dadurch bereichert, daß er den Wächter zum Gatten der Elbin machte, wodurch er Gelegenheit bekam, das Motiv von der Matrone von Ephesus (vgl. Griesebach: Die Wanderung der Nov. von der treulosen Witwe d. d. Weltlit. 1886) einzuflechten. Die Donnerquelle im Walde von Broceliande lebt noch heute in bretonischer Volkssage fort (Souvestre II 78), sie entstammt einer Lokalsage, die auch in der Schweiz (Pilatussee) und Tirol begegnet, also wohl urkeltisch ist. (Vgl. ZVfVkk XVII 56, Sébillot: Folkl. I 243, II 223, 372, 464, Rdtp XVI 451). Zu den Quellen des Yvain vgl. Baist in ZfromPhil. XXI 402 und J. Brown: Iwain, Boston 1903. Nahe verwandt ist der Stoff des „beaus desconnëus" und die Freudenhofepisode des Erec (vgl. Philippot in Romania XXV 258).

8. Quelle: Prosa des MS 781 der Bibl. nat. Paris, abgedruckt von H. A. Todd in Publications of the modern language association IV 95, Baltimore 1889. Leicht gekürzt. Es bestehen vier Fassungen der Schwankindersage, deren älteste nach mündlicher Überlieferung in den Dolopathos des Lothringers Joh. de Haute Seille aufgenommen wurde, während die hier übersetzte Prosa der jüngsten Version, die aber auch noch der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts angehören dürfte, entspricht. Über die verschiedenen Fassungen vgl. G. Paris in Romania XIX 314. Das der Sage zugrunde liegende Märchen ist eine Komposition aus zwei ursprünglich getrennten Typen. Das eine, der Typus

Digitized by Google

von der verleumdeten Frau oder kurz der Genovevatyp begegnet schon sehr früh in germanischen Ländern und es steht nichts im Wege, für ihn germanischen Ursprung zu reklamieren. Zu diesem Typ, dem die Fortnahme der Kinder und die Unterschiebung der Hunde, dann auch die Errettung der Mutter vor dem Feuertode entstammen, vgl. KHM 3, 9, 31, 49, 96 und die Anmerkungen Bolte-Polívka's, Aarne 706, 710. Das Märchen von den in Tiere verwandelten Knaben und ihre Erlösung durch ihre Schwester, das hier in seinem letzten Teil verblaßt ist, dürfte keltischen Ursprungs sein. Der Name Helias wird am einleuchtendsten aus kelt: ealadh „Schwan" gedeutet, keltisch ist das Circemotiv der Tierwandlung durch die Hexe (hier gleichfalls verwischt), keltisch endlich die Manifestation der Lichtgötter in Schwangestalt. Zu dieser vgl. besonders Blöte in ZfdA 38, 272. Eine irische Fassung des Schwankindermärchens „the fate of the children of Lir" liegt aus dem 17. Jahrhundert vor, vgl. Loth in Romania XXI 62. Zu deutschen Fassungen dieses Märchens vgl. KHM 9, 25, 49 mit Anmerkungen, Aarne 451, eine bretonische unten Nr. II 34. Zum Genovevatypus vgl. noch unten Nr. 9, 11f, II 6, II 21. Die Einleitung der Beatrixfassung entstammt der bekannten Welfensage. Zu dieser vgl. DS 515, 517, 571, 578, Liebrecht: Zur Volkskunde S. 21 (französische Versionen: Rdtp XIII 680, XXIV 52, Béranger-Feraud S. 215). Die Schwankindersage wurde sekundär an die zum Kreise von der gestörten Mahrtenehe gehörige Lohengrinsage angeschlossen.

9. Quelle: Oeuvres poétiques de Philippe de Beaumanoir, herausgegeben von H. Suchier in Soc. d. a. t., Paris 1884. I. Band: La Manekine, Vers 49—1000 und 1161—3883 im Auszug. Der versuchte Inzest des ersten Teiles entspricht dem Allerleirauhmärchen (KHM 65), während der zweite Teil, getreu den volkstümlichen Varianten folgend, das Märchen vom Mädchen ohne Hände erzählt, das mit dem Schwankindermärchen und der Kreszentiasage in den Kreis der geduldigen Frau gehört. Über die mittelalterlichen Parallelen des Stoffes vgl. die Einl. Suchiers und BP I 298. Eine moderne Version s. unter II 6.

10. Quelle: Le roman de Renart p. p. E. Martin, Straßburg 1889, Branche III. Das älteste europäische Denkmal für volkstümliche Tiermärchen ist der um 1148 in Flandern entstandene Ysengrimus; um 30 Jahre später wird von Martin die Sammlung französischer Tiermärchen angesetzt, die dem übrigen abendländischen Tierepos als Quelle diente. Die Herkunft der mittelalterlichen Tiermärchen ist eine verschiedene. Das Märchen vom Fischfang mit dem Schwanze ist ein nordgermanisches ätiologisches Märchen, das den kurzen Schwanz des Bären, der im Mittelpunkt der nordischen Tiermärchenkette als Gegenspieler des Fuchses steht, erklären will. Der Bär wurde westeuropäisch unter dem Einfluß der äsopischen Fabel durch den Wolf ersetzt. Zum Märchen vgl. Krohn: Journal de la société finno-ougr. VI 25, Voretzsch: ZfromPhil XV 348, Bolte-Polívka II 113, Aarne 2. Das Märchen ist im Epos sowie in volkstümlichen Fassungen in drei Formen überliefert, von denen die des Renart III die mittlere darstellt. Die erste Form kennt keinen Eimer, die dritte vergißt das Einfrieren und läßt den Eimer mit Steinen beschweren. Zu den vorhergehenden Episoden vom Fuchs

Digitized by Google

und den Heringen vgl. Krohn VI 46, Aarne 1, zur Wolfstonsur: ZfromPhil XV 344. Weitere Tiermärchen ſ. unter 11 c, 17 a, c, 23 a, II 16, 45, 48.

11. a) Quelle: Jacques de Vitry: The exempla, ed. T. F. Crane, London 1890, Nr. 13. Vgl. die Anmerkungen bei Crane, Oeſterley zu Pauli 398. Ferner franzöſiſch bei Marie de France Fables 53, Rabelais III 34 Sébillot: Auvergne S. 43, Annales des trad. pop. 1888.
b) Quelle: ebd. Nr. 109. Parallelen zu dieſer im Mittelalter weitverbreiteten jüdiſchen Parabel vgl. Crane zu 109, Oeſterley zu Gesta Roman. 80, zu Pauli 682, Islaendsk Aev. v. Gering II 247, Culing zu Kaufringer 1, Reinh. Köhler: Kleine Schriften I 141, 578, 581, v. d. Leyen: Das Märchen[2] S. 104, Amalfi in ZVfVkk V 76, Méluſine III 258, Archiv für Religionswiſſ. XII 273, Reinh. Köhler in ZVfVkk VI 58 zu Gonzenbach 92. Neufranzöſiſch in Luzel: Légendes chrétiennes I 282.
c) Quelle: ebd. Nr. 174. Die äſopiſche Fabel läßt ſich über Gregor v. Tours (IV 9), die Predigten, das Tierepos (Renart XIV 647, XVI 704) und Lafontaines Fabeln (III 17) bis in moderne Märchenſammlungen verfolgen. Vgl. Bolte-Polivka zu KHM 73, Aarne 41.
d) Quelle: Etienne de Bourbon: Anecdotes historiques ed. Lecoy de la Marche, Paris 1877 Nr. 26. Vgl. Bolte-Polivka III 463 zu Grimms Kinderlegenden Nr. 6. In modernen Faſſungen meiſt mit dem Motiv vom grünenden Stab verbunden vgl. Luzel: Lég. chrét. I 204, Aarne 756.
e) Quelle: ebd. Nr. 86 vgl. KHM 152, Bolte-Polivka III 214, Aarne 922.
f) Quelle: ebd. Nr. 136. Die legendenhafte Faſſung des Märchens von der unſchuldig leidenden Frau, die man meiſt Kreszentiaſage nennt, war im Mittelalter ſehr verbreitet; vgl. die mhd. Kaiſerchronik. Die Erzählung drang auch in den Sagenkreis von Karl dem Großen: das Epos Macaire und die Sage von Hildegard in Grimms DS 442. Vgl. Voretzſch: Epiſche Studien S. 297, G. Paris: Hist. poétique de Charlemagne S. 396. Wallenskjöld: le conte de la femme chaste convoitée par son beau-frère Helsingfors 1907.

12. Quelle: Le roumans de Cleomades par Adenes li rois p. p., A. v. Haſſelt, Brüſſel 1865. Vers 1473—2500, 2648—3976, 4527—5653 im Auszug. Der mittelalterliche Fliegerroman iſt arabiſchen Urſprungs, er wurde von den Arabern mit nach Spanien geführt, von wo ihn wahrſcheinlich Blanca von Caſtilien, die Tochter Ludwigs des Heiligen, im Jahre 1275 nach Frankreich brachte und dem brabantiſchen Spielmann übergab. Die Urform des Märchens findet ſich in Tauſendundeiner Nacht, vgl. Chauvin V 221 Nr. 130 „Le cheval enchanté“ und Clouſton: Popular Tales and fictions I 373, dort auch weitere Parallelen. Bolte-Polivka II 134 zu KHM 77 a.

13. a) Quelle: Wilh. Hertz: Spielmannsbuch V. 237 ff., danach Proſa. Vgl. dazu die Anmerkungen a. a. O. S. 420, ferner ZfromPhil. IV 88, Romania XXVI 449, Muſaffia WSB 119, Gautier S. 885, Magnum spec. exempl. I 286, VIII 84, Cäſarius v. Heiſterbach I 17. Literatur: H. Wächter: Der Springer u. l. Fr., Erlanger Diſſ. 1899. Textabdruck von Förſter in Rom. II 315. Der Stoff entſtammt einer Notiz Auguſtins aus einer verlorenen Schrift Senecas.

Digitized by Google

b) Quelle: Adgar: Marienlegenden ed. Neuhaus in altfrz. Bibl. IX Nr. 5 S. 20. Vgl. E. Wolter: Der Judenknabe, Halle 1879.
c) Quelle: M. Méon: Nouveau Recueil de Fabliaux et Contes, Paris 1823, II 154, „de la Sougretaine". Ausführliche Nachweise zu dem durch Maeterlinck wieder bekanntgewordenen Stoff gibt Toldo in ZVfVkk XV 129. Vgl. H. Watenphuhl: Die Geschichte der Marienlegende von Beatrix, Göttinger Diss. Neuwied 1904.
d) Quelle: ebd. II 443.
e) Quelle: ebd. II 331. Gröber bezeichnet die Legende mit dem Schlagwort „Alaine". Zum Stoff des Gang nach dem Eisenhammer vgl. E. Cosquin: La légende du page de St. Elisabeth 1903, ZVfVkk XIII 107, XV 457, XVI 278, XXI 406, Chauvin VIII 143, Gesta Romanorum 283.
f) Quelle: ebd. II 256. Schlagwort: „Seneschal". Eine eigentümliche Wendung des Märchens von der untergeschobenen Braut, dem der legendarische Schluß ursprünglich sein dürfte.

14. a) Quelle: Aucassin und Nicolette in der Übersetzung von Wilh. Hertz in seinem Spielmannsbuch[3], Stuttgart, Berlin 1905, S. 277 ff., stark gekürzt. Der Chantefable, die zu Anfang des 13. Jahrhunderts wahrscheinlich im Hennegau geschrieben wurde, liegt kein eigentliches Märchen zugrunde, wohl aber enthält sie eine Reihe von Märchenmotiven. Torelore ist ein Gemisch von Schildbürger- und Schlaraffenland, das Land Lirumlarum des deutschen Märchens, die verkehrte Welt; das Wort ist ein Trällerlaut, der etwas Lustiges, Leichtsinniges, Törichtes und Verdrehtes bedeutet (W. Hertz). Über das Männerkindbett, das keineswegs nur ein Märchenscherz ist, vgl. die Anmerkungen im Spielmannsbuch S. 443 ff., v. d. Leyen: Das Märchen[2] S. 73. Die „Couvade" ist die einzige Erinnerung an die iberische Urbevölkerung Südfrankreichs. Die Spielmannsverkleidung ist ein Motiv aus Märchen von der vergessenen Braut, sie kommt auch in der Sage vom „Grafen im Pfluge" vor, vgl. Bolte-Polívka III 517. Märchenhaft ist endlich auch die Form der Chantefable, die Fortführung des Textes durch gelegentlich eingestreute Verse.
b) Quelle: Nouvelles françoises du XIIIe siècle p. p., L. Moland et C. d'Héricault, Paris 1856, S. 3 ff., „Li contes dou roi Constant l'Empereur". Leicht gekürzt. Die Motive von der Verfolgung des Neugeborenen durch seinen zukünftigen Schwiegervater um einer Weissagung willen (vgl. Aarne 930) und von der Vertauschung des Uriasbriefes mit dem Heiratsbefehl dient in modernen Märchen meist als Einleitung zum Teufel mit den goldenen Haaren (so Luzel I 86 und Rdtp V 728; vgl. BP I 276 zu KHM 29, dort I 286 weitere Literatur zur Konstantinsage). In Deutschland wurde die Sage auf Heinrich III. übertragen (DS[1] 480), die Hamletsage (vgl. Schick: Corpus Hamleticum) unterscheidet sich dadurch, daß der Held selbst die Briefe vertauscht. Zu den älteren romanischen Fassungen des ursprünglich orientalischen Stoffes vgl. besonders W. Benary in ZfromPhil. XXXVII 617.
c) Quelle: ebd. S. 35 ff., „Li amitiez de Ami et Amile". Gekürzt. Die Sage spiegelt das Brüdermärchen wieder (BP I 528 zu KHM 60, Aarne 303), die Becher entsprechen den Lebenszeichen, die Vertretung

Digitized by Google

im Ehebett mit dem trennenden Schwert stimmt genau zum Märchen, während die Verwandlung durch die Hexe durch die Krankheit des Amicus ersetzt ist. Zu den verschiedenen Fassungen der Sage vgl. Kölbing in PBB IV 271, ferner Schwieger: Die Sage von A. und A., Berliner Progr. 1885. Eine moderne Fassung s. unter II 49. Die Heilung des Freundes mit dem Blute der Kinder stimmt zum Märchen vom getreuen Johannes (Bolte-Polívka I 42 zu KHM 6, Aarne 516), s. unter II 20. Verwandt sind die Sagen von Alexander und Ludwig, von Olivier und Artus und von den Jakobsbrüdern.

d) Quelle: ebd. S. 85ff., „Li contes dou roi Flore et de la bielle Jehane". Stark gekürzt. Das Märchen von der Wette auf die Treue der Frau (Cymbelinetyp) liegt auch dem Comte de Poitiers, dem Guillaume de Dôle und dem Roman de la Violette zugrunde. Shakespeare folgte der Fassung Boccaccios Dec. II 9. Vgl. G. Paris in Romania XXXII 481. Aarne 882. Eine moderne Version s. unter II 14.

15. a) Prosabearbeitung der Übersetzung in Versform von Wilh. Hertz: Spielmannsbuch[2] S. 88ff. Der Lai der Marie de France gehört in den Märchenkreis von der gestörten Mahrtenehe (s. oben Nr. 4), doch ist der weibliche Elbe hier märchenecht. Der Lanval entspricht genau dem deutschen Märchen vom „König vom goldenen Berge" (KHM 92). Vgl. Bolte-Polívka II 318, Aarne 400, die Anmerkungen bei W. Hertz S. 368ff., Warnckes Ausgabe der Lais der Marie in Suchiers Bibliotheca normannica mit den Anmerkungen von Reinh. Köhler S. LXXXI ff. und namentlich die Analyse von F. Panzer in der Einleitung zum Seyfried de Ardemont des Albrecht von Scharffenberg in der Bibl. des Stuttgarter Lit. Ver. 227.

b) Quelle: Prosa nach der Versbearbeitung von W. Hertz im Spielmannsbuch S. 106ff., dazu die Anmerkungen S. 379ff. Das Märchen stellt eine wahrscheinlich indische Variante des Kreises von der gestörten Mahrtenehe dar. Bolte-Polívka II 260, Aarne 432. Der tragische Schluß und die Vaterrache sind nicht märchenhaft. Der Stoff erscheint mehr als 500 Jahre später wieder in der französischen Literatur, s. unten Nr. 30.

c) Quelle: Prosa nach der Versbearbeitung von W. Hertz a. a. O. S. 157ff., dazu die Anmerkung S. 401, R. Köhler zu Warncke S. LXI. Das Märchen, welches das Thema von der untergeschobenen Braut (KHM 11, 13, 135, 141, 89, 198, Aarne 403, s. oben Nr. 3, 13f) um das Griseldismotiv (Aarne 887) bereichert, lebt in modernen Volksliedern fort (Child III 63, Danm. g. Folkeviser V 13). Der Lai muß vor 1199, dem Jahre, in welchem das Erzbistum Dol aufgehoben wurde, entstanden sein. Zu dem in der Einleitung angeschlagenen Welfenmotiv s. oben Nr. 8. Zu den Pflanzennamen der Heldinnen vgl. J. Grimm Kl. Schr. II 366. Aus modernen französischen Märchen stellen sich dazu: boule de neige (Rdtp V 725), fleur d'épine (Luzel I 119), épine-blanche (Souvestre I 100), perceneige (Bolte-Polívka II 204).

d) Quelle: Prosa nach der Versbearbeitung von W. Hertz a. a. O. S. 171ff., dazu die Anmerkung S. 407, R. Köhler zu Warncke S. C. An das Thema vom Graf von Gleichen (G. Paris: La poésie du moyen âge, Paris 1895, II 109) heften sich eine Anzahl von Märchen-

Digitized by Google

motiven, darunter das schon der Antike bekannte vom Schlangenkraut (vgl. Bolte-Polívka I 128 zu KHM 16, Aarne 612). Dem zweiten Teil des Lai liegt ebenso wie dem Roman von Ille et Galeron ein keltisches Sneewittchenmärchen zugrunde (vgl. A. Nutt in Folklore III 26, Bolte-Polívka I 455 zu KHM 53, Aarne 709). Im Neufranzösischen ist das Sneewittchenmärchen selten, eine champagnische Fassung (Rdtp V 725) folgt genau der Grimmschen, während in der bretonischen (Sébillot I 21) der Spiegel fortfällt und der Zauberschlaf durch „bas enchantés" bewirkt wird. An Stelle der sieben Zwerge treten „trois petits Lapons" bzw. drei Brüder.

16. Quelle: Li roumans du Chastelain de Coucy et de la dame du Fayel ed. Crapelet, Paris 1829, Vers 7052 bis Ende mit geringen Kürzungen. Über die mutmaßlich indische Herkunft dieses im Mittelalter weit verbreiteten Stoffes vgl. Clouston: Popular Tales and Fictions II 187. Verwandt ist der lai d'Ignaurès. Boccaccio (IV 9) folgte der provençalischen Version, die den Stoff auf Guillem de Cabestaing übertrug (diese bei Bérenger-Feraud: Contes popul. des Provençaux, Paris 1887, S. 189). Deutsch außer bei Konrad von Würzburg in Volksballaden vom Brennenberger (DS 499, 500, Wunderhorn II 229, Uhland 75; Literatur: A. Kopp in Quellen u. Forschg. z. dtsch. Vkk. II, Wien 1908) Neufranzösische Fassungen: Rdtp XII 436 XIV 46. Italienisch auch in den Cento nov. ant. 62.

17. a) Quelle: Die Fabeln der Marie de France, herausgegeben von K. Warncke in Suchiers Bibliotheca normannica Bd. 6 Nr. 22. Die äsopische Fabel findet sich mehrfach in modernen Märchensammlungen, meist mit einem angehängten ätiologischen Schluß von der Entstehung der Hasenscharte. Vgl. Wallonia I 54, Rolland: Faune populaire I 87, Revue des trad. pop. VI 314, X 576. — Aarne: Verz. Nr. 70. Dähnhardt hat die Fabel ZVfVkk XVII 9 untersucht.
b) Quelle: ebd. 57. Es ist die älteste abendländische Form des wahrscheinlich orientalischen Märchenkreises von den drei törichten Wünschen. Vgl. KHM 87 und die Anmerkungen Bolte-Polívka II 210, Aarne 750 und besonders Bédier: Les fabliaux, Paris 1893, S. 177 zum Fabliau von den Quatre souhaits St. Martin.
c) Quelle: ebd. 89. Die älteste Fassung des Märchens vom Wolf und den sieben Geislein, vgl. KHM 5, Bolte-Polívka I 37, Aarne 123. Weitere Parallelen zu Marie de Frances Fabeln s. in den Anmerkungen zu 13a, II 18, 22b.

18. a) Quelle: Recueil général des Fabliaux p. p. A. de Montaiglon et G. Raynouard, Paris 1872, I 188 Nr. 17 „le dit des perdriz". Zur Stoffgeschichte des Schwankes, den Bédier (a. a. O. S. 275) für einen Hauptvertreter des echten „esprit gaulois" erklärt, vgl. Bolte-Polívka II 129 zu KHM 77, Oesterley zu Pauli 364, Bédier a. a. O. S. 422. (Neufranzösische Fassungen bei Bladé III 216, Orain S. 202, Sébillot: Folklore III 216, La Tradition III 120, 132, Chapelot S. 67.)
b) Quelle: ebd. I 132 Nr. 10 „de Brunain la vache au prestre", vgl. die Parallelen bei Bédier und Bolte zu Montanus 108, ZVfVkk XVI 288, Aarne 1735.
c) Quelle: Montaiglon-Raynouard IV 57 Nr. 93, „De Berengier au lonc cul". Parallelen, auch moderne, gibt Bédier a. a. O.

Digitized by Google

d) Quelle: ebd. IV 166 Nr. 106, „De Constant du Hamel". Orientalischer Ursprung. Parallelen bei Bédier S. 454. Verwandt ist der Schwank vom „Pfarrer im Schmalzkübel", vgl. ZVfVkk XIII 414. Im Original rächt sich der Gatte an den Liebhabern seiner Frau noch dadurch, daß er ihre Frauen vor ihren Augen vergewaltigt.
e) Quelle: ebd. III 156 Nr. 74, „le Vilain mire". Vgl. Bédier S. 476 und Crane zu Vitry Nr. 237. Gleichfalls orientalischen Ursprungs. Der Stoff ist durch Molières „médecin malgré lui" bekannt. Öfter mit dem Stoff von der widerspenstigen Frau verbunden (s. unter II 22).
f) Quelle: ebd. III 265 Nr. 81, „le Vilain qui conquist paradis par plait". Vgl. Bédier S. 476. Die „entrée frauduleuse" gehört zu KHM 81. Der Held ist ein echt französischer „malin", der auch vor der himmlischen Obrigkeit keinen Respekt hat. Neufranzösische Parallelen sind: Rdtp IX 267, XIV 639, XVII 487, XXII 377, XXVI 301, Carnoy frç. 289, pic. 67, 139, Bladé III 93, Souvestre I 83, vgl. noch Bolte-Polívka III 303.

19. Quelle: Le roman de Perceforest, Druck von Galliot du Pré, Paris 1531 Tome III Chap. XLVI, Feuill. CXXVII f. und Chap. LV Feuill. CLV. Der Roman, der in den Jahren zwischen 1337 und 1390 verfaßt wurde, verwickelt Alexander den Großen in eine matière de Bretagne nach der herkömmlichen Art der Artusromane. In die Handlung eingeflochten ist das älteste Dornröschenmärchen, das wir kennen. Die Dreizahl der Dämonen, die gegenüber der Siebenzahl bei Perrault das Ursprünglichere darstellt, ist ebenso wie ihre Beziehung zum Schicksal dem klassischen Altertum entlehnt. Belege für das frühe Auftreten der tria fata auf galloromanischem Boden vgl. bei W. Hertz: Spielmannsbuch S. 350. Auch im neufranzösischen Volksglauben begaben und benennen die Feen die Kinder und spenden Hilfe bei Heirat und Geburt (Sébillot: Folklore I 443). Zur Kontrastierung des bösen Schicksalsdämons mit den übrigen Guten s. auch oben Nr. 2. Dem Turm, der ein Symbol für das Totenreich ist, entspricht in der Grimmschen Fassung (KHM 50) eine Dornenhecke, die Aussetzung in eine Dornenhecke begegnet auch in bretonischen Fassungen des „Mädchens ohne Hände" (s. unter II 6). Das Einziehen der Flachsfaser ist ebenso wie der Stich Brünhilds mit dem Schlafdorn und Sneewitchens Genuß des todbringenden Apfels eine Metapher für sterben. Fr. Vogt (in German. Abh. für Karl Weinhold) leitet das Dornröschenmärchen aus dem antiken Thaliamythus her, und auf antike Motive, bereichert durch keltisch-bretonische Vorstellungen, dürfte das vielumstrittene Märchen gewiß zurückzuführen sein, dessen Zusammenhänge mit der Sigrdrifaepisode der Siegfriedsage noch nicht geklärt sind. Die Grimmsche Fassung geht auf die Perraults von 1696 zurück, doch hat letztere ebenso wie die des Neapolitaners Basile von 1637 eine Erweiterung aus dem Kreise der unschuldig leidenden Königin angehängt. (Eine neufranzösische Fassung findet sich bei Dardy II 33, weiter entfernt steht ein bretonisches Märchen in Revue des trad. pop. XV 120.) Weitere Literatur zum Dornröschenmärchen vgl. Bolte-Polívka I 434 — Aarnes Verz. 410.

20. a) Quelle: Boltes Wiedergabe des lateinischen Textes aus J. Juniors Scala caeli, Lübeck 1476, fol. 116b—118a in ZVfVkk XXV 379.

Digitized by Google

Bolte stellt das Exempel mit Recht zum Märchen vom dankbaren Toten (vgl. Bolte-Polívka III 490, Aarne 505—507, ZfromPhil 37, 57, 129, Gerould: the gratefull death 1908, Herrigs Archiv 81, 141). In den modernen sowie in den übrigen mittelalterlichen Fassungen betrifft die erste Gabe den Loskauf eines toten Schuldners von seinen Gläubigern und die Beerdigung desselben, wofür der Geist des Toten den Helden, der von seinem Nebenbuhler ins Meer geworfen wird, gerettet, gespeist und schließlich zu seiner Gattin heimgeführt wird. Das Märchen vom dankbaren Toten ist vielleicht ägyptischen Ursprungs und begegnet zuerst in der hebräischen Literatur des 1. nachchristlichen Jahrhunderts. Es wurde ursprünglich selbständig erzählt und hat den Stoff von der losgekauften Jungfrau, mit dem es hier verbunden erscheint, erst nachträglich aufgenommen. Ferner verband sich der dankbare Tote mit dem Märchen vom goldenen Vogel (KHM 57) und von den zertanzten Schuhen (KHM 133). Die neufranzösischen Fassungen zeigen gewisse Eigentümlichkeiten, welche durch ein Kunstmärchen der Mme. de Gomez: „Jean de Calais" veranlaßt wurden, das im Jahre 1723 erschien. Das Märchen ist in Frankreich nur längs der atlantischen Küste aufgezeichnet. Die legendarische Fassung der Scala caeli lebt in einer bretonischen Legende (Luzel: Légendes II 40) fort, ferner vgl. die russische Version bei v. Löwis Nr. 48.

b) Quelle: Eranes Wiedergabe des lateinischen Textes aus J. Juniors Scala caeli, Ulm 1480, fol. 99 in Germ. XXX 203. Das Märchen ist nächst der verlorenen Vorlage des mndld. Walewijn die älteste europäische Version des orientalischen Märchens vom Wasser des Lebens. Vgl. Bolte-Polívka Anmerkungen zu KHM 57 und 97, besonders I 511, Aarne 551.

21. Quelle: Meister Franz Rabelais Gargantua und Pantagruel, übersetzt durch Gottlob Regis, München und Leipzig 1906. Die hier herausgehobenen Stücke aus I 3, 7 11, 16, 17, 25, 36, 37 sollen zeigen, daß dem Gargantua ein Märchen vom starken Hans zugrunde liegt. In vielen Varianten des Bärensohn wird gleichfalls ein überlanger Aufenthalt im Mutterleib erwähnt (vgl. Panzer a. a. O.), auch der deutsche „junge Riese" (KHM 90) reißt einen jungen Baum als Stecken aus und hält den auf ihn geworfenen Mühlstein für Sandkörner, welche die Hühner herabwerfen, ebenso wie Gargantua die Stückkugeln für Traubenkerne und Kühfliegen. Die zweifellos germanische Vorstellung des ungeschlachten Riesen wurde nicht ohne Zutun des zum Grotesken neigenden keltischen Elementes und der burlesken Tendenzen der Spielleute — der Rainouard im Aliscans kann als Vorläufer Gargantuas gelten — zur unflätigen Verzerrung des 16. Jahrhunderts. Gargantua lebt im neufranzösischen Volksglauben fort, die größte Anzahl der in Frankreich noch lebenden Riesensagen knüpft sich an seinen Namen: vgl. Sébillot: Gargantua dans les traditions populaires, Sébillot; Folklore Reg. s. verbo und die Rubrik Gargantua in den meisten Jahrgängen der Revue des trad. pop. Auch zum Träger von Varianten des starken Hausmärchens ist Gargantua im französischen geworden. Eine moderne Variante des Märchens s. unter II 2. Weitere Parallelen zu Rabelais s. in den Anmerkungen zu 11a, 24a, II 38.

Digitized by Google

22. a) Quelle: Oeuvres français de Bonaventure Desperiers p. p. L. Lacour, Paris 1856, 2. Band: Nouvelles recréations et joyeus devis S. 94 Nr. 20. Vgl. Bolte-Polívka II 561 zu KHM 120, Aarne 1697, 360. Alter ist die englisch-lateinische Fassung bei Bromyard. Dialogische Schlüsse sind neufranzösisch nicht beliebt, vgl. Petsch S. 85.
b) Quelle: ebd. S. 372 Nr. 124, vgl. Bolte-Polívka III 120 zu KHM 139, Aarne 1476.
c) Quelle: ebd. S. 241 Nr. 68. Der Schildbürgerschwank vom Mann, der sich für tot hält (Aarne 1313), kehrt unten Nr. II 30 f in anderer Gestalt wieder. Weitere Parallelen zu Desperiers s. unter 23 b, II 57 b. Nahe verwandt ist das Fabliau vom „Vilain de Bailleul" (MR IV 109).
d) Quelle: Le grand Parangon des nouvelles nouvelles comp. p. Nicolas de Troyes p. p. Emile Mabille, Paris 1869, S. 134 Nr. 33. Zum Stoff vgl. Bolte-Polívka I 411. Weitere Schwänke vom geprellten Teufel s. unten II 3, 38.
e) Quelle: ebd. S. 283 Nr. 53. Der Schwank gehört in den Kreis von den törichten Wünschen, s. oben Nr. 17 b. Zur Teilnahme der Helden am Tanz der Feen s. unten Nr. II 47. Parallelen zu Nicolaus von Troyes s. unten II 43, 44 b.

23. a) Quelle: la Fontaine: Fables, herausgegeben von A. Laun, Heilbronn 1877, S. 210 VI 10 „le lièvre et la tortue". Die Fabel, die hier in gehobener Prosa wiedergegeben wird, enthält den verbreiteten Stoff vom Wettlauf der Tiere. Zu diesem vgl. Bolte-Polívka III 339 zu KHM 187, Aarne 275. v. d. Steinen führt ZVfVkk XXV 260 das Märchen kaum mit Recht auf einen lunaren Mythus zurück.
b) Quelle: ebd. VII 10 „la laitière et le pot au lait". L's Quelle war die zwölfte Novelle von Desperiers „Nouvelles recréations". Der Schwank ist übrigens weit verbreitet. Vgl. Bolte zu Montanus, S. 603, 658 und besonders Bolte-Polívka III 265 zu KHM 164, Aarne 1430. Zu einem verwandten Schwank ZVfVkk XXI 171.

24. a) Quelle: Béroalde de Verville: Le moyen de parvenir II 274. Zum Zeichendisput, der auf orientalische Quellen zurückgeht, vgl. Rdtp XXVI 179. Rabelais II 19, Rom. X 29. Der eine aufgehobene Finger bedeutet Gott Vater, die drei Finger Vater, Sohn und hl. Geist, der Apfel die Dreifaltigkeit.
b) Quelle: L'élite des Contes du Sieur d'Ouville, Lyon s. d. (1612) II 171. Der Stoff des Doktor Allwissend: KHM 98, Bolte-Polívka II 401, Aarne 1641.
c) Quelle: Nouveaux contes à rire et aventures plaisantes de ce temps; recréations françaises, Amsterdam 1700, S. 168. Zum Stoff vgl. Clouston I 55, Aarne 1586.
d) Quelle: ebd. S. 109. Gehört zum Meisterdiebstoff, s. oben Nr. 1, unten II 37.
e) Quelle: ebd. S. 140. Der Stoff vom schweigenden Paar ist arabischen Ursprungs, vgl. Rdtp XV 283, Clouston II 15, Aarne 1351.
f) Quelle: ebd. S. 198.

25. Quelle: Charles Perrault: Contes de ma mère l'oye, Paris 1697, S. 43 „Barbebleue" mit gelegentlicher Benutzung der Übersetzung von Th. Tesdorpf-Sickenberger, Berlin 1912, S. 37. — Das Märchen ent-

Digitized by Google

hält in seiner Schlußszene das Hinreißendste an dramatischer Spannung, was die gesamte Märchenwelt zu bieten vermag. Um diese plastische Situation gruppieren sich die neufranzösischen Blaubartmärchen, die alle bis auf kleine Abweichungen von Perrault abhängig sind. In Sébillot, Orale S. 41, Rdtp IX 54, X569, Luzel II 341, Mélusine III 330 meldet ein Hund, bei Bladé I 241 ein redender Häher den Brüdern die Gefahr der Schwester. Bei Sébillot Auvergne S. 50, Souvestre I 45 steigen die gemordeten Frauen aus den Gräbern und warnen die Heldin, in Carnoy frç. S. 160 und Rdtp III 435 ist der Blaubart ein Teufel, von dem die Heldin durch Christus und die heilige Jungfrau, die in Schmetterlingsgestalt heranschweben, gerettet wird. Die Neugier der Frau, die sich in der Übertretung eines Verbotes äußert, teilt das Märchen mit dem von Amor und Psyche, die Gestalt des Frauenmörders begegnet auch im Kreis vom Räuberbräutigam (s. unter II 15). Der Blaubartstoff geht wohl weniger auf eine historische Person — man hat in ihm einen Marschall von Retz wiederfinden wollen — zurück als vielmehr auf Zwergsagen: die germanischen Zwerge sind ja besonders als Frauenräuber berüchtigt, und in deutschen Fassungen des Märchens, die auch in der Dreizahl der auf die Probe gestellten Frauen märchenechter erscheinen als Perrault, tritt mitunter ein Zwerg an Blaubarts Stelle. Zum Märchen vgl. Bolte-Polívka I 398 zu KHM 46, Aarne 311, K. Hofmann in Romanische Forschungen I 934. Stoffverwandt sind die Volksballaden von Renaud (vgl. Mélusine IX 265), ferner die von Klotilde (Champfleury S. 28), vom Grafen de Saulx (Rathéry S. 946) und vom Ritter de Dion (Ampère S. 1180).

26. Quelle: ebd. S. 63: „Le maître chat ou le chat botté", mit Benutzung der Übersetzung S. 46. Zum Stoff vgl. Bolte-Polívka I 325, Aarne 545. Das Märchen erfreut sich im Volksmund keiner allzu großen Verbreitung. Polívka (im Sbornik za narodni umotverenija, vgl. Rdtp XVI 344) nimmt asiatischen (kaukasisch-tatarischen) Ursprung desselben an. Nach Indien weist die Überlistung des Ogers, die in den Märchen vom Zauberlehrling (KHM 68) und vom Riesen ohne Seele wiederkehrt, doch geht Perraults Fassung in dieser Episode über seine Vorgänger Straparola und Basile hinaus. Unter dem Kater wird man einen Kobold zu erblicken haben, und Kobolde in Katzengestalt sind der deutschen wie der französischen Volkssage geläufig (vgl. du Méril: Etudes S. 467 Anm. 4).

27. Quelle: ebd. S. 91: „Cendrillon ou la petite pantoufle de verre" Übersetzung S. 65. Das Aschenbrödelmärchen (KHM 21, Bolte-Polívka I 165, Aarne 510) gehört zusammen mit dem Goldener- und dem Allerleirauhmärchen, das ebenfalls von Perrault bearbeitet wurde, zum großen Märchenkreis von der erhöhten Niedrigkeit, es ist ein echtes Traummärchen, der Glückstraum der sozial Entrechteten, etwa wie Hauptmanns Hannele. Der ganze Märchenkreis läßt sich weit hinauf verfolgen, zum Goldener s. oben Nr. 5, Allerleirauh begegnet in Anspielungen des 16. Jahrhunderts, und der Begriff Aschenbrödel läßt sich über das deutsche 16. Jahrhundert bis in die altisländische Saga (Kolbitr) zurückleiten, während die Schuhprobe zuerst im mittelhochdeutschen König Rother erscheint. Märchenechter erscheinen die deutschen Va-

Digitized by Google

rianten, in denen die Ballgewänder von einem Baum, der auf dem Grab der Mutter wächst, entnommen werden und in denen die Schwestern ihre Füße verstümmeln, um sich die Schuhe passend zu machen. Die neufranzösischen Varianten sind alle von Perrault abhängig bis auf zwei bretonische (Sébillot: Contes I 3, Luzel III 134), die das Motiv vom Blut im Schuh bewahrt haben. Der Glaspantoffel ist nach Ralstons ansprechender Vermutung (XIX. Century VI) nur ein Hörfehler: soulier de verre für soulier vair, „Schuh aus buntem Pelzwerk". Eine Analyse des Märchens gab Miß R. Cox: Cinderella in Publications of the folklore society, London 1893.

28. Quelle: ebd. S. 141: „Le petit poucet", in engem Anschluß an die Übersetzung S. 89. Das Märchen, das heute noch vielfach aus dem Volksmunde aufgezeichnet wird, läßt sich über Perrault nicht zurückverfolgen, ist aber keine Erfindung von diesem, sondern gehört zum Kreis des Hänsel und Gretelmärchens (s. unter Nr. II 50). In modernen Varianten wird der Held später nochmals in die Wohnung des Ogers geschickt, um im Auftrage des Königs die Wunschdinge desselben zu stehlen, vgl. Aarne 328 (so Vinson S. 89, Luzel II 231, Sébillot: Contes I 19, Carnoy: Picardie S. 241). Zum Märchen vgl. Bolte-Polívka I 124, Cosquin in Revue des trad. pop. XXV, G. Paris: Le petit poucet et le grand-ourse, Paris 1875. Die Däumlingsgestalt des Helden gehört nicht unbedingt zum Handlungsverlauf, sie dürfte von Perrault aus dem auch im Französischen weitverbreiteten Däumlingstypus übernommen sein (zu diesem vgl. KHM 37, 45, Bolte-Polívka I 389, Aarne 700). Zum Wechsel der Kopfbedeckungen: Aarne 119.
29. Quelle: Perrault: Contes de ma mère l'Oie S. 81, „les Fées". Das Märchen gehört zum Frau-Holle-Kreis, vgl. Bolte-Polívka I 215 zu KHM 24, Aarne 480. Auch in modernen französischen Sagen und Märchen gehen die Feen verkleidet durch das Land, um die Guten zu belohnen und die Bösen zu bestrafen, vgl. Sébillot: Folklore I 265. Ein neufranzösisches Frau-Holle-Märchen s. unter II 19.
30. Quelle: Les contes des fées par Mme. d'Aulnoy, Amsterdam 1717. S. 75, „l'oiseau bleu". Gekürzt. Die Einleitung bis zur Verwünschung des Elben in einen Vogel ist von der Gräfin erfunden; weiterhin übernahm sie die Schlußformel von der Märchenwanderung und den drei Nächten aus gewissen Fassungen des Amor- und Psychemärchens, während in volkstümlichen Fassungen die Schlußformel den Erwerb des Heilmittels und die Heilung des verwundeten Elben durch die Heldin berichtet. Die Dreinächteformel bildet fernerhin mit den drei Aufgaben im Riesenhause (s. unter Nr. II 13) und der magischen Flucht (s. unter Nr. 31) zusammen den Jason- und Medea-Typus (KHM 113, vgl. Bolte-Polívka II 516). In modernen Sammlungen ist das Märchen in Frankreich nicht überliefert, wohl aber begegnet es in einem Lai der Marie de France, „Yonec", s. o. Nr. 15b.
31. Quelle: Les contes des fées der Gräfin Aulnoy, nach dem Druck im Cabinet des fées, Amsterdam und Paris 1785, II 304. Aus der langen Liebesgeschichte wurde die Formel von der magischen Flucht herausgehoben. Vgl. KHM 51, 56, 79, 113, 186, 193 mit den Anm. Bolte-Polívkas, Aarne 313. Der Dämon, dem in modernen Fassungen des

Digitized by Google

Jason- und Medeamärchens das Liebespaar entflieht, ist gleichfalls ein Oger (Cosquin 9, Rdtp VII 29), ein Teufel (Carnoy: Picardie 252, Rdtp IX1 69, 170, 171, XVI 125, Cosquin 32, Mélusine I 446), ein Zauberer (Rdtp VI 588, I 238, Luzel II 3, 33, 57, Sébillot: Contes I 31) oder eine Fee (Carnoy frç. S. 233).

32. Quelle: Mlle. l'Héritier: La tour ténébreuse et les jours lumineux 1705, nach dem Abdruck im Cabinet des fées XII 27, stark gekürzt. Diese Kunstnovelle, die sich von den volksmäßigen Fassungen des bekannten Rumpelstilzchenmärchens dadurch unterscheidet, daß der Name nicht erraten, sondern im Gedächtnis behalten werden soll, hat in vielen modernen französischen Versionen nachgewirkt: Mélusine I 150, Sébillot: Contes I 48, Pineau S. 131, Orain S. 11 folgen dem Kunstmärchen, während Sébillot: Contes I S. 301, Sébillot: Traditions I 130, Fleury S. 190, Cosquin 27, Carnoy: frç. S. 227, Rdtp VIII 369, XIII 633, auf die populäre Version zurückgehen. Ein Teufel tritt als Dämon auf in Sébillot I 48, Cosquin 27, Carnoy 227, Rdtp VII I369, XIII 633, dagegen ein Zwerg in Mélusine I 150, Sébillot: Trad. I 130, Pineau 131, Orain 11, ein Lutin bei Sébillot I 301. Zum Märchen vgl. KHM 55, Bolte-Polivka I 490, Aarne 500, Clodd: Tom. Tit. Tot., London 1898, Polivka in ZVfVkk X 254, v. Sydow: Två spinnsagor, Lunder Diss. 1909. Polivka und Sydow nehmen germanischen, letzterer speziell schwedischen Ursprung des Märchens an, von dort verbreitete es sich, über Norddeutschland nach Frankreich. Die mythische Grundlage des Märchens ist in dem weitverbreiteten Aberglauben zu suchen, daß die Kenntnis des Namens eines Dämons zugleich die Macht über denselben verleiht.. Zu dieser Anschauung vgl. K. Nyrop: Navnets magt in dessen Mindre afhandlinger, Kopenhagen.

33. Quelle: Mme. le prince de Beaumont: Magasin des enfants ou dialogues entre une sage gouvernante et plusieurs de ses élèves, Paris und Frankfurt 1776, I 56, „la belle et la bête", leicht gekürzt. Die Fassung der Beaumont geht auf eine ältere der Mme. de Villeneuve (1740) zurück. Das Märchen gehört zum Kreise von der gestörten Mahrtenehe, hat aber seinen Schluß aus der gleichfalls weit verbreiteten Gruppe vom erlösten Tierbräutigam entnommen. Zu letzterem vgl. KHM 1, 63, 108, 144 mit den Anmerkungen bei Bolte-Polivka. Die Vereinigung, die beide Märchen hier eingegangen sind, erscheint in dieser Kunstnovelle zum ersten Male in der Literatur, und man hat (Ralston in XIX Century 1878) eine weitgehende Beeinflussung des lebendigen Märchens durch die Fassung der Beaumont vermutet. Die Verbindung der Psycheeinleitung mit dem Tierbräutigamschluß dürfte indes nicht die künstlerische Tat der Französin sein. Das eigentliche Verbreitungsgebiet dieses Mischtypus ist vielmehr Deutschland, und der Schluß mit der Erlösung durch Liebe, der liebevolle Umgang mit dem Tier und endlich die Verwandtschaft des Stoffes mit dem in Deutschland besonders verbreiteten Sagentypus von der erlösten Schlangenjungfrau (Grimm DS 13) läßt auf deutschen Ursprung der Kombination schließen. Zu dieser vgl. noch Bolte-Polivka II 237 zu KHM 88. (In modernen französischen Sammlungen erscheint das Märchen bei Coquin 63, Bladé I 181, Meyrac S. 470, Rdtp XIII 533).

Digitized by Google

Inhalt des I. Bandes

Seite

Einleitung: Geschichte des französischen Märchens . . I

12. und 13. Jahrhundert

1. Wie Galopin für Elias von St. Gilles das Wunderpferd Primsaus von Aragon stahl 3
2. Hüon von Bordeaux 8
3. Bertha mit den großen Füßen 15
4. Parthonopeus und Meliur 23
5. Robert der Teufel befreit Rom von den Türken . 30
6. Parzival in der Graalsburg 36
7. Iwein 42
8. Die Geburt des Schwanritters 52
9. Die Manekine 61
10. Der Fischfang des Wolfes 72
11. Predigtmärlein des 13. Jahrhunderts
    - Der neue Adam 78
    - Der Engel und der Waldbruder 79
    - Der Wolf in der Vorratskammer 80
    - Der büßende Räuber 81
    - Der König und der Weise 81
    - Crescentia 82
12. Cleomades und das hölzerne Pferd 84
13. Altfranzösische Marienlegenden
    - Der Tänzer Unserer lieben Frau 97
    - Der Judenknabe 99
    - Die Nonne und der Ritter 101
    - Vom Dieb, der sich jedesmal, wenn er zum Stehlen ging, Unserer Frau empfahl 105
    - Vom König, der den Sohn seines Seneschalls verbrennen wollte 106
    - Von der Königin, die ihren Seneschall tötete . . . 109
14. Prosanovellen des 13. Jahrhunderts
    - Aucassin und Nicolette 113
    - Vom Kaiser Constans 119

Digitized by Google

Seite
Amicus und Amelius 124
Die Geschichte von der schönen Johanna 130
15. Aus den Lais der Marie de France
Lanval 137
Yonec 144
Frene 150
Eliduc 154
16. Die Herzmäre 161
17. Aus den Fabeln des Mittelalters
Die Hasen und die Frösche 173
Der Bauer und der Kobold 173
Der Wolf und das Zicklein 174
18. Mittelalterliche Schwänke
Die Geschichte von den Rebhühnern 175
Von der Braunen, der Kuh des Pfarrers 177
Berengar 179
Constant du Hamel 182
Der Bauer als Arzt 189
Wie der Bauer ins Paradies kam 194

14. und 15. Jahrhundert

19. Das Märchen von der schönen Zelandine 197
20. Predigtmärlein des 14. Jahrhunderts
St. Nikolaus und der Jüngling 204
Die Quelle der Jugend 207

16. Jahrhundert

21. Gargantua 210
22. Aus den Novellensammlungen des 16. Jahrhunderts
Von drei Brüdern, welche fast wegen ihres Lateins gehängt worden wären 215
Wie ein Schotte durch ein Mittel, das ihm seine Wirtin angegeben hatte, vom Bauchweh geheilt wurde 216
Vom Meister Berthold, dem man einredete, daß er tot sei 217

Digitized by Google

Seite

Von einem jungen Gesellen, der sich dem Teufel ergab, um ein junges Mädchen zur Frau zu bekommen, und wie er vom Teufel befreit wurde, als er ihm auf den Rat seiner Frau ein Tier zeigte, welches er nicht kannte 219
Von dreien Jünglingen, welche drei Feen begegneten, und was ihnen mit den Gaben geschah, so besagte Feen ihnen gewährten 221

17. und 18. Jahrhundert

23. Fabeln von Lafontaine
Der Hase und die Schildkröte 224
Der Milchtopf 225
24. Schwänke des 17. und 18. Jahrhunderts
Der Zeichendisput 226
Von einem angeblichen Wahrsager 227
Der Fliegentöter 231
Ein Spitzbube entwendet die Kuh seines Nachbarn . 231
Der friedfertige Hahnrei 233
Die Wette der drei Gevattern 234
25. Blaubart 236
26. Der gestiefelte Kater 241
27. Aschenbrödel oder das kleine Glaspantöffelchen . 246
28. Der kleine Däumling 252
29. Die Feen 262
30. Der blaue Vogel 265
31. Der Orangenbaum und die Biene 279
32. Ricdin-Ricdon 287
33. Die Schönheit und das Tier 293

Quellennachweise und Anmerkungen 304

Gedruckt in der Roßberg'schen Buchdruckerei in Leipzig

Digitized by Google

Die Märchen der Weltliteratur

Herausgegeben von Friedrich v. der Leyen und Paul Zaunert

Deutscher Märchenschatz:

Musäus, Volksmärchen der Deutschen. 2 Bände. Herausgegeben von Paul Zaunert. Mit Holzschnitten von Ludwig Richter. 19. Tauf.

Kinder- und Hausmärchen. Gesammelt durch die Brüder Grimm. 2 Bände. Herausgegeben von Friedrich v. der Leyen. Jubiläumsausgabe. 20. Tausend.

Deutsche Märchen seit Grimm. Herausgegeben von Paul Zaunert. 27. Tausend.

Plattdeutsche Volksmärchen. Herausgegeben von Wilhelm Wisser. 19. Tausend.

Europäische Märchen:

Französische Volksmärchen. Herausgegeben von Ernst Tegethoff. Bd. 1: Vom Mittelalter bis zum Ausgang des Rokoko. Bd. 2: Von der Romantik bis zur Gegenwart.

Nordische Volksmärchen. 2 Bände. Herausgeg. von Klara Strobe. 19. Tausend. Band 1: Dänemark und Schweden. Band 2: Norwegen.

Finnische und estnische Volksmärchen. Herausgegeben von August von Löwis of Menar. 10. Tausend.

Russische Volksmärchen. Übersetzt und eingeleitet von August von Löwis of Menar. 19. Tausend.

Balkanmärchen. Aus Albanien, Bulgarien, Serbien und Kroatien. Herausgegeben von August Leskien 14. Tausend.

Neugriechische Märchen. Herausgeg. von Paul Kretschmar. 10. Tauf.

In Vorbereitung:

Deutsche Märchen seit Grimm. 2. Band. Herausgegeben von Paul Zaunert.

Isländische Märchen. Herausgegeben von Hans Naumann.

Lettische und litauische Märchen. Herausgegeben von M. H. Böhm und Friedrich Specht.

Irische Märchen. Herausgegeben von Julius Pokorny und Käte Müller-Lisowski.

Zigeuner-Märchen. Herausgegeben von Karl Block und Josef Aichele.

Italienische Märchen. Herausgegeben von Walter Keller.

Türkische Märchen. Herausgegeben von F. Giese.

Digitized by Google

Die Märchen der Weltliteratur

Außereuropäische Märchen:

Chinesische Volksmärchen. Übersetzt und eingeleitet von Richard Wilhelm. Mit 23 Abbildungen chinesischer Holzschnitte. 29. Tausend.

Buddhistische Märchen aus dem alten Indien. Herausgegeben von Else Lüders. Mit 8 Tafeln. 20. Tausend.

Indische Märchen. Herausgegeben von Johannes Hertel. Mit 7 Tafeln. 15. Tausend.

Kaukasische Märchen. Herausgegeben von A. Dirr. 11. Tausend.

Märchen aus Turkestan und Tibet. Hrsgeg. v. Gustav Jungbauer.

In Vorbereitung:

Altägyptische Märchen. Herausgegeben von G. Roeder.

Arabische Märchen. (1001 Nacht in ältester Gestalt.) Herausgegeben von Karl Dyroff.

Koreanische Märchen. Herausgegeben von Fritz Rumpf.

Japanische Märchen. Herausgegeben von Karl Florenz.

Neuarabische Märchen. Herausgegeben von Enno Littmann.

Die Märchen der primitiven Völker:

Malaiische Märchen. Herausgegeben von Paul Hambruch. Mit 8 Tafeln. 10. Tausend.

Südseemärchen. Aus Australien, Neu-Guinea, Fidji, Karolinen, Samoa, Tonga, Hawai, Neu-Seeland u. a. Herausgegeben von Paul Hambruch. Mit 16 Tafeln. 16. Tausend.

Afrikanische Märchen. Herausgegeben von Carl Meinhof. Mit 16 Tafeln und einer Sprachenkarte von Afrika. 15. Tausend.

Indianermärchen aus Südamerika. Herausgegeben von Theodor Koch-Grünberg. Mit einer Karte und 8 Tafeln. 12. Tausend.

In Vorbereitung:

Märchen aus Nordamerika und Mexiko. Herausgegeben von W. Krickeberg.

Außerhalb der Sammlung erschien:

Griechische Märchen. Märchen, Fabeln, Schwänke und Novellen aus dem klassischen Altertum. Ausgewählt und übertragen von A. Hausrath und A. Marx. Mit 17 Tafeln. 8. Tausend.

Digitized by Google

Digitized by Google

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE
STAMPED BELOW

RENEWED BOOKS ARE SUBJECT TO IMMEDIATE
RECALL

RECEIVED
AUG 17 2015
FIELDS LIBRARY

LIBRARY, UNIVERSITY OF CALIFORNIA, DAVIS

Book Slip–50*m*-8,'63 (D9954s4) 458

Tegethoff
GR161
T4
v.1
301114

UNIVERSITY OF CALIFORNIA, DAVIS
3 1175 03528 7302

Digitized by Google